~~901.904~~
~~R636w~~

BOOK 901.904.R636W c. 1
ROHRBACH # WELTPOLITISCHES
WANDERBUCH 1897-1915
3 9153 00203917 2

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/weltpolitischesw00rohr

Dieses Buch ist Eigentum der

Leihbücherei

„Die Bücher-Ecke"

Inh: Else von Zander

Berlin-Charlottenburg 5

Fritschestraße 17 (Ecke Hebbelstr.)

Ladenpreis . . . . . DM. 4.80

Leihgebühr für 1 Woche DPf. 25

Nachgebühr je 3 Tage DPf. 10

Bitte beachten:

Beschädigte, beschmutzte oder verlorengegangene Bücher müssen zum vollen Ladenpreis ersetzt werden. Die Lesegebühr wird bis zum Tage der Verlustmeldung berechnet.

Gruppe: W 2 Buch-Nr.: 3067

Erstes bis vierzigstes Tausend

Paul Rohrbach

Karl Robert Langewiesche
Königstein im Taunus & Leipzig

Weltpolitisches

Weltpolitisches Wanderbuch

Wanderbuch

1897 - 1915

„Die Bücherecke"
Inh. Else von Zander
Leihbücherei
Berlin-Charlottenburg 5
Fritschestraße 17

CB
425
.R6
1916

901.904
R636

Verlag Kiepenheuer, Weimar:

Deutsche Politik

Wochenschrift, herausgegeben von Paul Rohrbach, Ernst Jäckh und Philipp Stein. Probeheft auf Wunsch.

In den „Blauen Büchern" erschienen in gleicher Ausstattung wie dieses „Wanderbuch" früher bereits:

Paul Rohrbach's

nachgenannte

wesentliche und bleibende

Schriften:

Der Deutsche Gedanke

120. Tausend.

Geschichte der Menschheit

45. Tausend.

Diese Bücher liegen in gutgeleiteten Buchhandlungen, auch zunächst zur Ansicht, bereit. Preis je 1.80 Mk. kartoniert oder 3 Mk. in Halbleder.

Amerikanisches „Copyright" bei Karl Robert Langewiesche in Königstein im Taunus.

Inhaltsverzeichnis:

	Seite
Limes Romanus	9
Rußland	43
Orient	81
Chinesische Kultur	165
Afrika	207
Vom Lorenzstrom zum Titicacasee	235
Vom Weltkrieg 1915	269

1. bis 40. Tausend Februar 1916. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung. Titelzeichnung von Karl Köster. Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Erstes Kapitel:

Limes Romanus

Am Bußtag 1915

Auf der Saalburg

Auf der Höhe des Taunus über dem Niddatal lagen im Buchenwalde eine Menge formloser Steintrümmer, mit Erde bedeckt, von Moos und Sträuchern überwachsen. Sie hießen die Saalburg. Im 3. Jahrhundert n. Chr. stand hier ein römisches Soldatenlager, eins der vielen, die längs des Limes, der Reichsgrenze, erbaut waren. In unseren Tagen hat man die erhaltenen Reste ausgegraben und das Kastell ungefähr so wiederhergestellt, wie es um 270 n. Chr. dastand, als die Römer den Landstrich zwischen Limes, Rhein und Donau aufgeben mußten.

Vielleicht hat beim Neuaufbau auch etwas Phantasie gewaltet, aber in der Hauptsache werden die militärischen Bauten an der Germanengrenze so ausgesehen haben. Wir wandern längs der Wallmauer mit dem doppelten Graben davor, gehen durch das gedeckte Exerzierhaus, besehen uns das Fahnenheiligtum, die Wohnung des Kommandanten, die Bäder, Brunnen und Keller im Lagerdorf vor dem Tore, und das Heiligtum, wo die Legionare des spätrömischen Militärkaisertums zum Gott der Soldaten beteten: dem Mithras, der „unbesiegten Sonne".

Wer die Geschichte kennt, der durchstreift dies ganze Stück antiquarischer Wiederherstellungsarbeit um so eifriger, interessierter. Am Ende der Lagerstraße finden wir in dem rückwärtigen Wall ein Tor, durch dessen geschlossenen Flügel ein Pförtchen hindurchführt. Leicht schiebt sich der Riegel zurück, und wir treten ins Freie. Schnurgerade führt vom Tore aus ein durch den Wald gehauener Weg, leicht abwärts, nach Norden. Nach hundert Schritten ist er zu Ende, und quer vor ihm steckt eine Schieferplatte in einem niedrigen Erdwall. Die Forscher, die

die Saalburg neu bauten, haben den Stein aufgerichtet und in lateinischen Schriftzügen darauf geschrieben: Limes Imperii Romani! Eine kleine Strecke weit ist auch der doppelte Graben wieder ausgehoben, der einst zur Römerzeit vor dem Wall herlief, und hier hat man ein rechtes Bild davon, wie sich vor siebzehnhundert Jahren, als die römischen Posten vom Limes in das freie Germanien hinausblickten, die Grenze zwischen der Kulturwelt und dem Barbarengebiet darstellte.

Zur Rechten und zur Linken zieht sich der Römerwall als eine schwache, durch die Verwitterung der Jahrtausende erniedrigte, von Wurzelgeflecht übersponnene, dem Auge aber noch deutlich erkennbare Erhebung durch die Buchenstämme und das Tannendickicht fort. Nur eine letzte Spur, und doch ein mächtiger Zeuge des Stücks Weltgeschichte, das sich in ihm verkörpert, spricht er stärker, eindringlicher zu uns, als selbst die wiederhergestellten Mauern und Tore des Kastells. Hart vor dem Limes läuft eine Fahrstraße; zur Römerzeit wohl ein bloßer Fußsteig. Damals war das Vorgelände freigeschlagen, um einen ungehinderten Blick nach vorwärts von der Grenze zu haben. Jetzt begleitet drüben eine Wand von dunklen Tannen und kahlem Laubgebüsch den Straßenzug. An einer Stelle bietet sich von der Höhe des Walls ein halber Durchblick auf das langsam nach Norden absinkende Berg- und Waldgewoge des Taunus.

Wir haben fast noch Mittag, aber die Novembersonne steht tief. Durch die Schleier der Herbstluft hindurch erzeugen ihre Strahlen in der Ferne einen Duft, der feucht und zart alle Konturen umgibt; die nahen Dinge aber erscheinen in der regungslos einsamen Stille, von kühlem Licht umflossen, als ob auf ihnen ein Hauch des Unwirklichen liege und sie körperlos leicht vor uns stehen lasse!

Der Römer, der in diesen Grenzstrich kam, sah schon die Lande diesseits des Limes halb als Barbarengebiet an, und an die germanischen Wälder dachte er, wie man früher bei

uns an Innerafrika dachte. Auf den Waldpfaden aber zogen römische Kaufleute mit ihren Lasttieren und Karren, handelnd und tauschend, bis an die Ostsee, und durch die Tore des Limes marschierten die zum Heeresdienst des Kaisers geworbenen Germanen nach Rom. Legionskultur, sagt man, war es ja bloß, die am Limes herrschte, und man meint damit, es sei wenig vom geistigen Wesen der alten Welt bis hierher gelangt. Ob viel oder wenig — als unter Gallienus der Limes aufgegeben wurde und die abziehende Kohorte ihre Feldzeichen zum letzten Mal durch die Porta Prätoria trug, blieb genug römisches Erbe im Lande, um die Germanen, die sich darin festsetzen, zu beeinflussen: in Feldbestellung, Hausbau, Lebenshaltung und vielerlei Einzeldingen. Den Limes und die Trümmer der Saalburg überwucherte bald genug wieder der deutsche Wald, den die Römer zwei Jahrhunderte vorher zu roden begonnen hatten, aber im ganzen einstigen Zehntland zwischen Rhein und Limes sind die Folgen der römischen Kulturarbeit nie zunichte gegangen, bis auf die Zeit, da die romanisch-germanische Kultur des großen Frankreichs wieder hierher gelangte.

In den Tagen, als dieser eingesunkene Wall zuerst aufgeschüttet wurde, war das Stückchen Germanien, das er umschloß, nur ein schmaler, diesseits der Alpen dem glänzenden Imperium vorgelagerter Landstrich, den die Strahlen der alten Kultur eben noch erleuchteten und ein wenig wärmten. Heute ist das Land über dem Limes, wo damals die Barbaren in Wildschur und Wollkittel auf ihren Rodungen hausten, selber zum Mutterboden einer geistigen Kultur geworden, deren Wirkungen noch viel weiter reichen, als die Grenzen des alten Imperiums. Welch ein Wandel, und doch welch eine Kette tiefen Zusammenhangs! Ich wandere über das krause Wurzelwerk auf dem Römerwall, über den feuchtbraunen Glanz, mit dem das gefallene Buchenlaub den Boden zwischen den Waldstämmen deckt, und ich

empfinde es, wie über beide Reiche, das der Erscheinungen und das der Gedanken, im Licht des späten Herbstsonnentages die Stimmung dieses Tages sich ausgießt, der uns zur Einkehr in unser eigenes und unseres Volkes Wesen ruft.

Wann sind wir geistig am reichsten gewesen? Stets dann, wenn wir am stärksten und deutlichsten in unserem eigenen Leben ein Stück Menschheitsentwicklung zum Ausdruck brachten. Je weniger aber ein deutsches Zeitalter sich selber im Licht einer universalen Idee zu begreifen vermochte, desto ärmer waren wir auch. Das ist mein Bußtagsgedanke im Weltkrieg an der einstigen Römergrenze in deutschen Landen.

Hinter dem Karolingerreich fängt unsere eigentliche Geschichte an mit der Herausbildung einer Universalidee: der des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Das deutsche Königtum nimmt mit Otto I. die römisch-karolingische Kaiserwürde, das heißt die Vertretung der ideellen weltlichen Einheit des Christentums im Abendlande, auf. Der mittelalterliche Kaisergedanke hat kaum den direkten politischen Anspruch auf die Obergewalt über ganz Mittel- und Westeuropa bedeutet, aber er ist tatsächlich von solcher Obergewalt zu gewissen Zeiten nicht sehr weit entfernt gewesen. Zwar war es unmöglich, mit der Staats- und Wehrverfassung der naturalwirtschaftlichen Periode ein solches Ziel zu erreichen, aber trotzdem, und trotz der Unklarheiten der Idee selbst, muß man diese doch als einen geistigen Kulturfaktor von der größten Bedeutung ansehen. Am Kaisertum erst ist die Kirche gewachsen. Das Kaisertum hat den Kampf der Geister gegen den zweiten Universalgedanken, den geistlichen, geführt, und wenn es auch mit dem Fall der Hohenstaufen unterlag, so hat sich daran, daß es trotzdem weiterbestand, doch eine Fülle politischer und kultureller Folgen geknüpft. Ohne die deutschen Kaiser aus dem sächsischen, fränkischen und staufischen Hause wäre

im Abendlande überhaupt nur Kirchen- und Territorialgeschichte zustandegekommen. Welch eine Verarmung hätte das gegenüber dem wirklichen Lauf, den die Idee des Imperiums hervorbrachte, bedeutet!

Die zweite Epoche, wo während einer großen, von Deutschland ausgehenden geistigen Bewegung zugleich auch die Universalgeschichte ein entscheidendes Stück vorwärts gelangt, ist die Reformation. Von dem Ausgang der kirchlichen Reformkrisis in Deutschland hing die wirkliche Weiterentwicklung der geistigen Kultur des Abendlandes mehr ab, als von irgendwelchen anderen Ereignissen im 16. und während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Das dritte deutsche Universalzeitalter endlich reicht von Goethe bis Hegel. Vergleicht man die drei Größen miteinander: den Welt- und Menschheitsgedanken im Imperium der Ottonen und Staufer, die geistige Weltenwende in der deutschen Reformation, und zuletzt unsere hundertjährige Führerschaft auf dem Gebiet der ästhetischen, sittlichen und logischen Begriffsbildung, so wird uns deutlich, was alles wir für den Gesamtgedanken der menschheitlichen Kultur im höheren Sinne während dieser Perioden leisteten — indem wir unsere eigene nationale Entwicklung erlebten.

Wie unendlich tief aber ist das alles mit der ursprünglichen Verankerung unserer Geschichte in der alten, der griechisch-römischen Kulturwelt verbunden! Kein geschichtlich unterrichteter Mensch kann Zeugnissen römischen Wesens auf dem Boden unseres Landes gegenübertreten, ohne daß vor ihm die Frage auftaucht: wie hängt der Inhalt unseres heutigen Lebens mit jener vergangenen Welt zusammen? Wenn jemand die Bedeutung dieser Frage nicht erkennt oder nicht imstande ist, eine Antwort auf sie zu geben, so vermag er trotzdem ein kenntnisreicher, in seinem Fach unterrichteter und befähigter Mensch zu sein. Den Anspruch auf wissenschaftliche Bildung im höheren Sinne kann er aber nicht erheben, denn diese ist Be-

wußtsein des Zusammenhanges zwischen dem eigenen geistigen Besitz und dem der Vorwelt.

✧

Der Römerwall — er fragt mich: was weißt du denn von allem, was zwischen mir und dir liegt? Versuche ich diese Frage nach ihrer Tiefe zu begreifen, so lautet sie: Weißt du, daß die innere Stärke deiner Kultur auf dem historischen Charakter deines Bildungsbewußtseins ruht, und die politische Kraft deines Volks auf der Erkenntnis, daß alle Politik in ihren Mitteln, Zielen und letzten Erfolgen von der geistigen Grundlage abhängt, auf der sie erbaut ist?

Das Fundament der deutschen Politik muß die deutsche Kultur und der Wesenszug unserer Kultur muß die Erziehung unseres Willens zu nationaler, das heißt zu politischer Sittlichkeit sein. Man kann vielerlei Definitionen der Kultur aufstellen, und es ist klar, daß sie alle Güter umfaßt, die durch Benutzung der menschlichen Fähigkeiten zur Pflege des menschlichen Lebens erzeugt und entwickelt werden. Die Hervorbringung des Schönen, die Überwindung von Last, Zeit und Raum, die ökonomisch und technisch gestaltende Herrschaft über die stoffliche Gesamtheit der Natur, sie gehören auch zum Wesen des Kulturbegriffs. Wer sich aber mit ihnen begnügen und das Moralische beiseitelassen wollte, dem ginge darüber nicht nur der Zusammenhang mit dem höchsten innerweltlichen Gut, das wir besitzen, dem sittlichen Gewissen, sondern auch mit dem höchsten politisch nationalen, dem Staatsgedanken, verloren.

Die drei Kulturzeitalter, sagten wir, in denen sich das deutsche Wesen durch eine besondere geistige Lebensfülle betätigt hat, waren das der mittelalterlichen Kaiseridee, das der Reformation und das unserer großen Geisteshelden. Immer war es ein sittlich erhabener und tiefer Gedanke, der zu jenen Zeiten das deutsche Leben beherrschte: die Einheit der abendländischen Christenschaft, der Gewissensernst

und die Unmittelbarkeit im Verkehr der menschlichen Seele mit Gott; das Erleben des Absoluten innerhalb der uns zugänglichen Erscheinungswelt. In den Zwischenzeiten dagegen hat der deutsche Geist in keiner besonderen Verbindung mit den Ewigkeitswerten gelebt, die sich in der Geschichte unseres Geschlechts offenbaren, und dasselbe gilt bisher, wenn wir uns selbst ehrliche Rechenschaft ablegen wollen, auch von unserer Zeit. Seit Goethes, Hegels und Schleiermachers Tode hat es keine Heroenleistungen sittlicher und zugleich universal gerichteter Geisteskultur mehr bei uns gegeben — mit einer Ausnahme vielleicht: dem Feuerfunken, den uns Ranke durch die Verkündung des objektiven geschichtlichen Forschungsziels aus der oberen Welt herabholte.

Dafür erlebte Deutschland politisch und national die Einigung des größeren Teils seiner zersplitterten Kraft während der Epoche Bismarcks. Gewiß ist Bismarck eine Heldengestalt, wie sie die Geschichte unseres Volkes außer ihm nur noch wenige Male hervorgebracht hat, aber wenn unsere Väter auch glauben mochten, durch die Vollendung des deutschen Volksgedankens bedeute das Einigungswerk eine Art von Übertragung der geistlichen Liedstrophe ins Politische:

Was der alten Väter Schar
Höchster Wunsch und Sehnen war,
Und was sie geprophezeiht,
Ist erfüllt in Herrlichkeit ...

so sehen wir heute deutlich, daß die Reichsgründung viel weniger der Abschluß eines alten, als die Einleitung eines neuen deutschen Zeitalters gewesen ist. Dieses aber erhält seine beste Kennzeichnung, wenn man sagt: Deutschland hat rasch und überwältigend den Weg aus der Wissenschaft in die Technik und aus der staatlich-militärischen Disziplin in den gliedernden Aufbau der nationalen Wirtschaftskräfte gefunden!

Jedoch das gewaltige Anschwellen der Ziffern, in denen sich die Fortschritte der Technik, der Wirtschaft und der Or-

ganisation bei uns ausdrücken, es bedingt noch keinen sittlich-kulturellen Eigenwert oder Mehrwert des deutschen Wesens gegenüber dem nichtdeutschen. Eher könnte man das vielleicht von unserer Sozialgesetzgebung sagen, wenn ihre Anfänge weniger, als tatsächlich der Fall war, von politisch-materiellen Nützlichkeitsgedanken durchtränkt gewesen wären. Trotzdem kann sich hier noch ein großes sittliches Aktivum der deutschen Kultur entwickeln, wenn nur als gestaltender Gedanke sich die Erkenntnis durchsetzt, daß man keinen Menschen allein von Brot satt machen kann. Solange aber muß es wohl dabei verbleiben, daß bisher die deutsche Kultur der Gegenwart sich nicht als Schöpferin neuer geistig-sittlicher Menschheitswerte gezeigt hat.

Wer könnte Ungerechteres und Verkehrteres meinen, als daß damit unserem Volk von heute nicht hohe sittliche Leistungsfähigkeit zugestanden werden sollte! Nur müssen wir zwischen dem nationalen und dem universalen Gedanken unterscheiden. Bismarck und Hindenburg sind rettende Helden des deutschen Volks und werden es bleiben; Schiller und Kant gehören durch das deutsche Volk der Menschheit.

Deutsche Schulung

Wollen wir das Wesen unserer heutigen Kultur näher verstehen, so müssen wir ihre Bildungsgrundlage suchen. Indem dieser Begriff auftaucht: Deutsche Bildung! — ist es nicht, als ob der alte Grenzwall, auf dem ich stehe, selber eine Stimme bekäme? Als ob er mir zuriefe: ich, ich selber bin es, das Fundament, nach dem du dich umsiehst, deine Schritte gehen darüber hin! In Wahrheit, wo wäre die abendländische Menschheit und wo wären wir Deutsche ohne die Fortwirkung des Römertums durch die Geschichte! Wo wäre unser Denken, unsere Sprache, unsere Bildung, unser Recht, unser Staat! Unmöglich ist es an

dieser Stelle über unser deutsches Wesen nachzudenken, ohne daß die gewaltige Predigt von der Begründung aller späteren menschlichen Geistesentwicklung auf die im Römertum zusammengefaßte antike Kultur uns aus dem Boden selber entgegentönte, auf dem die Römer einmal die Grenze zwischen dem Reich und den Barbaren gezogen hatten.

Wollen wir unser nationales Erziehungswesen in den letzten hundert Jahren beurteilen, so können wir nicht anders, als mit der Frage anfangen, wie es sich zum klassischen Altertum verhält. Hieran zeigt sich wie in einem Spiegel, was es mit dem deutschen Kulturproblem unserer Tage auf sich hat. Sieht man ab von noch weiter zurückliegenden Zeiten, so gab es bei uns seit der Reformation das doppelt geartete, äußerlich und innerlich von Grund auf verschiedene Ziel der Volksschule und der Gelehrtenschule. Die Volksschule in Deutschland ist ein rechtes Kind der Reformation. Das ist nicht so zu verstehen, als ob die vorreformatorische katholische Kirche überhaupt nichts hätte von Volksschulen wissen wollen; aber das grundsätzliche Bestreben der Reformation, die „Freiheit des Christenmenschen" und die Rechenschaft, die sich jeder über seinen Glauben ablegen sollte, möglichst auf die eigene Kenntnis von den Religionsquellen zu gründen, führte zu kräftiger Förderung des allgemeinen Volksunterrichts. In diesem Sinn ist Luther doch der Vater der deutschen Volksschule.

Ganz etwas anderes ist die Gelehrtenschule. Ursprünglich rein kirchlich, versorgte sie später auch den Staat und das freie wissenschaftliche Denken mit Kräften von der erforderlichen, gegenüber der Volksschule viel höher gearteten Wissensbildung. Neben dem eigentlichen gelehrten Stande der Kirchenleute, hohen Staatsdiener und Hochschullehrer nahmen die freien bürgerlichen Berufe anfangs Gelehrtenbildung nur in geringem Maße in Anspruch. Allmählich aber schuf der Staat — durch seinen wachsenden Bedarf an Beamten und durch immer nachdrücklicher werdende Vorschriften über die notwen-

dige Mindestbildung für bestimmte öffentliche Berufe — in viel größerem Umfang solche Laufbahnen, die nicht anders, als auf Grund der Absolvierung einer Gelehrtenschule, eines Gymnasiums, zugänglich waren. Schließlich nahm er auch das Recht in Anspruch, durch Prüfungen, die er in seinem Namen abhalten ließ, sich davon zu überzeugen, daß die jungen Leute beim Übergang vom Gymnasium auf die Universität und von der Universität in gewisse öffentlich geregelte Berufsarten auch alle die Kenntnisse nachwiesen, die ihm, dem Staat, von seinem Standpunkt aus notwendig schienen.

Auf diese Weise war der Charakter der ursprünglichen Gelehrtenschule schon merklich verändert; in der Hauptsache dadurch, daß eine bedeutend größere Anzahl von Knaben das Gymnasium besuchen mußten, um später in einen der durch Staatsprüfungen umhegten Berufe hineinzugelangen. Man konnte aber immer noch annehmen, daß viele, wenn nicht die Mehrzahl von ihnen, doch durch ihre Herkunft aus einer bereits stark gehobenen Bildungsschicht oder durch ausgesprochene Begabung, oder durch beides, den Anforderungen und dem System der alten Gelehrtenschule gewachsen waren. Dies System beruhte darauf, daß durch eine Einführung in den geistigen Kulturbesitz des Altertums, die wirklich bis zum tieferen Verständnis der antiken Historiker, Dichter und Philosophen vordrang, der Geist der Schüler eine starke und tiefe Allgemeinbildung erhielt. Das Lehrziel des alten Gymnasiums war dann erreicht, wenn der Zögling beim Abgang die Größe einer sophokleischen Tragödie, den besonderen Charakter der Geschichtschreibung des Thukydides, den Ideengehalt eines platonischen Dialogs, die Kultur der römischen Kaiserzeit im Spiegel des Horaz oder Tacitus zu erfassen vermochte.

Mit dieser Art von Schulziel verband sich das Bestreben, in der Muttersprache gleichfalls ein tiefer greifendes selbständiges Wissen, in der Geschichte und Erdkunde dagegen, in den mathematischen Fächern, in der Religion, zuletzt auch in der

Naturwissenschaft enzyklopädisch-allgemeine Kenntnisse zu erreichen. Diese galten zur vollendeten Bildung als erwünscht und nötig, für die Frage aber, ob das eigentliche Schulziel erreicht war, entschieden sie nicht wesentlich mit. Es wird sich sicher nicht behaupten lassen, daß unter der Herrschaft dieses Systems jeder Jüngling, der das Gymnasium durchgemacht hatte, ins weitere Studium und ins Leben als ein vollendeter Jünger Platos hinaustrat. Im ganzen genommen wurde aber doch bei vielen ein wirklich tiefer Bildungsgrund gelegt. Nur Unwissenheit oder Unverstand wären imstande zu leugnen, daß die geistige Allgemeinbildung der führenden Stände unter der Herrschaft des alten Gymnasiums durchschnittlich hoch stand und daß sie durch das klassische Unterrichtssystem genährt war. Das Zeitalter Wilhelm von Humboldts ist bis auf den heutigen Tag in der ganzen deutschen Bildungsgeschichte das glänzendste geblieben, und es hat seine Strahlen noch weit in die darauffolgende Periode hineingeworfen.

Fragt man sich, was der eigentliche Grund für die hohen Leistungen des alten Gymnasiums war, so ist kein Zweifel daran möglich: sie konnten nur dadurch zustande kommen, daß eine relativ geringe Auswahl von überwiegend geeigneten Schülern diese Schulen besuchte. Auch im Verhältnis zu der damals viel kleineren Bevölkerungszahl war vor einem Jahrhundert in Deutschland die Zahl der Gelehrtenschulen und ihrer Zöglinge lange nicht so groß wie heute — was nur naturgemäß erschien, denn der Bedarf an Menschen mit Gymnasial- und Hochschulbildung war unvergleichlich geringer.

Je näher der Gegenwart zu, desto rascher und desto stärker ändert sich uns das Bild. Erstens werden die staatlichen Bildungsanforderungen für die Zulassung zu bestimmten Berufen immer höher. Zweitens wird durch das Aufkommen des Berechtigungswesens in Verbindung mit dem vorschriftsmäßigen Erreichen bestimmter Unterrichtsziele eine

wachsende Zahl von jungen Leuten ohne wirklichen Bildungsdrang in die höheren Schulen gezwungen. Drittens vermehrt sich mit wachsender Schnelligkeit die Zahl der freien Berufe, die nach einer guten und bald nach einer möglichst spezialisierten Vorbildung verlangen. Es erscheint das ganze Heer der technisch-naturwissenschaftlichen Arbeitszweige, das riesenhaft anschwellende Verkehrsgetriebe, Dampfschiffahrt, Eisenbahn, Post, Telegraphie und das nach Art und Umfang gegen früher hundertfach vermehrte Bauwesen. Auch der immer mehr sich verzweigende Verwaltungsdienst in den großen und kleinen Gemeinden, die aus kleinen Anfängen bis zur Beherrschung des deutschen Wirtschaftslebens emporsteigende Industrie, die Bergwerke, Fabriken und die ins Unendliche wachsenden Spezialbetriebe jeder Art, der sich vervielfachende Handel, die Ausdehnung des Gesundheitswesens — sie alle erfordern ebenfalls gegen früher eine so gesteigerte Produktion von Schul- und Hochschulbildung, daß es unmöglich geworden ist, die Verhältnisse von einst und jetzt äußerlich und innerlich zu vergleichen.

Die Folge dieser Entwicklung war, daß sich wachsender Widerspruch gegen die ausschließliche oder vorwiegende Gründung des Bildungserwerbs auf die Kenntnis der antiken geistigen Kultur erhob. Indem dieser Widerspruch sich gegen den Betrieb der „alten Sprachen" richtete, zeigte sich zweierlei. Das erste war das Mißverständnis, als ob das Unterrichtsziel des Gymnasiums die mehr oder minder verwirklichte Beherrschung von Latein und Griechisch sei; das zweite war die Tatsache, daß es dem Gymnasium infolge des Zudranges einer viel zu großen Zahl von Schülern, die zu dem wirklichen klassischen Unterrichtsziel gar kein inneres Verhältnis hatten, nicht mehr gelang, den größeren Teil seiner Schüler dorthin zu führen, wohin es sie führen sollte und wollte. Gewiß bildet das Studium der Sprachen, besonders des Lateinischen und Griechischen, nach der logisch formalen Seite hin eine sehr gute

Schulung für den Geist. Wäre es aber nur darauf angekommen, so hätte sich in der Tat kaum rechtfertigen lassen, daß man gerade zwei tote Sprachen als Unterrichtsfundament nahm. In Wahrheit soll ja das Verständnis der Sprachen den Schüler erst zum Verständnis der geistigen Bildung des Altertums leiten, — und diese stellt in der Dichtung, in den uns erhaltenen Resten der bildenden Künste, in der Geschichtsschreibung und in der Philosophie eine so außerordentliche, in ihrer Art so vollendete Leistung des menschlichen Geistes dar, daß die gelungene Einführung in ihren Zusammenhang tatsächlich einen Schulungserfolg von höchster Wirksamkeit ausmacht!

Je stärker der Zudrang zu den Gymnasien wurde, je mehr Schüler hinein wollten, lediglich um ihr Zeugnis über das äußerlich abgeschlossene Unterrichtsziel zu erhalten, desto klaffender mußte der Gegensatz zwischen dem idealen Ziel und den tatsächlichen Leistungen des Gymnasiums werden, namentlich wenn man bedenkt, wie absurd es ist, daß jemand ein klassisches Gymnasium besucht, Latein und Griechisch zu treiben anfängt, dann aber die Schule lange vor der Zeit verläßt! Die wirklichen Früchte des Lernens der alten Sprachen können sich erst auf der Oberstufe zu bilden anfangen. Einen Schüler Lateinisch oder gar Griechisch lernen lassen, ohne daß er je bis zu Homer und Horaz, Tacitus und Sophokles vordringt, ist innerlich zwecklos, denn der junge Mensch wird bis an sein Lebensende nicht begreifen, wozu er sich einmal mit dem „klassischen" Stoff geplagt hat.

Die Idee, eben dieselbe Bildungsmethode für den verhundertfachten Bedarf der Nation an Schulbildung zu verfolgen und immer noch ein Bildungsziel aufzustellen, wie zu der Zeit, als die Gelehrtenschule noch ganz überwiegend die Aufgabe hatte, Staat, Kirche und Wissenschaft mit ihren höheren Lenkern und Vertretern zu versorgen, ist unsinnig. Darum wird auch das, was man heute ein Gymnasium nennt, eine Mißbildung. Es wird zum Zerrbild der alten Gelehrtenschule und wird un-

brauchbar, um moderne Bildungsziele zu erreichen. Das Gymnasium, die bestehenden Schulen dieser Art als Ganzes genommen, ist zu drei Vierteln mit einem Schülermaterial belastet, das teils wegen nichtgenügender geistiger Begabung, teils wegen der Zwecke, die die jungen Leute verfolgen, in keiner Weise hineingehört.

Nur solange der Betrieb auf dem Gymnasium imstande ist, das alte Bildungsziel der Gelehrtenschule, selbständiges und freudiges Verständnis der antiken geistigen Kultur, annähernd zu verwirklichen, hat gymnasialer Unterricht Sinn und Zweck. Das heutige Gymnasium aber hat mit Rücksicht auf den nicht einzudämmenden Zudrang von Schülern, deren große Mehrzahl jenes Ziel entweder nicht erreichen kann oder gar nicht zu erreichen wünscht, so starke Abstriche von dem eigentlichen Kern seines Unterrichtsstoffes machen müssen, daß es im Ganzen keinen Anspruch mehr auf innere Berechtigung, so wie einstmals, machen kann. Es gibt einzelne Gymnasien, die durch ihre Tradition oder andere besondere Umstände noch halbwegs dazu imstande sind, aber die meisten sind es nicht mehr, oder höchstens insoweit, als ausnahmsweise begabte Jünglinge noch ungefähr in die Nähe des Ziels gelangen können, bis zu dem im Grunde der Durchschnitt gefördert werden sollte. In den meisten Fällen kommt nur ein sehr kleiner Teil der Schüler, die sich auf der Unter- und auch noch auf der Mittelstufe des Gymnasiums befinden, so weit, daß der Geist des Altertums für die jungen Leute im Unterricht lebendig werden kann — und wieviele sind derer, die auch die Oberstufe verlassen, ohne daß je ihr inneres Ohr seine Sprache vernommen hat!

Wohl wäre es ein Verbrechen an unserer Kultur, wollte man das Gymnasium abschaffen, aber ich fürchte, das Verbrechen wird nicht viel kleiner sein, wenn man die heutige Menge der Gymnasien und den aus Halbheiten aufgebauten Unterricht, der allein auf ihnen gehandhabt werden kann, bestehen

läßt. Unsere Gymnasien, so wie sie heute geworden oder vielmehr verdorben sind, jagen gleichzeitig zwei verschiedenen Unterrichtszielen nach und können infolgedessen keines von beiden erreichen. Auf der einen Seite lebt in ihnen noch das beherrschende Prinzip der früheren Gelehrtenschule, durch dessen konsequentes Verfolgen unsere führende Bildungsschicht einstmals auf wirkliche Höhen des geistigen Lebens gelangte. Von diesen ist unsere durchschnittliche Allgemeinbildung, namentlich in den höheren Ständen, eben dadurch herabgesunken, daß es nur selten noch möglich ist, auf einem Gymnasium für das innere Verständnis der geistigen Gesamtleistung des Altertums eine so breit und tief gegründete Unterlage zu erhalten, wie früher. Auf der anderen Seite ist, neben dem Erniedrigen des Niveaus um der Schwäche der Schüler willen, die Hauptverwüstung dadurch angerichtet worden, daß man, anstatt entschlossen zur rechten Zeit einen neuen und modernen Schultypus neben dem Gymnasium zu schaffen, mehr und mehr Stoff von der fürs sogenannte praktische Leben notwendigen Art in den Gymnasialunterricht hineinzwängte und von der Überlieferung der alten Gelehrtenschule Stück um Stück preisgab.

Man kann einen jungen Menschen für die Anforderungen des Lebens, die ihm bevorstehen, geistig dadurch bilden, daß man ihn nach dem früheren Prinzip in die idealistische Geisteskultur der Antike einführt, und man kann ihn bilden, indem man ihn in das Verständnis der Gegenwart einführt. Man wird, indem man eins der beiden Systeme zum Hauptfundament des Unterrichts macht, den Stoff aus dem andern nicht einfach beiseitelassen dürfen, aber man wird sich entschließen müssen, das Eine ganz bestimmt zur Hauptsache und das Andere ebenso bestimmt zum nachgeordneten Hilfsmittel für die Erreichung des Bildungsziels zu machen. Natürlich müssen, auch bei voller Wahrung des gymnasialen Gedankens, Geschichte, Erdkunde und gewisse „Realien" heute in ganz

anderem Umfange behandelt werden, als vor hundert Jahren! Dafür haben sich ja auch unsere Unterrichtsmethoden so vervollkommnet, daß eine Vergrößerung des Gesamtstoffes innerhalb gewisser Grenzen möglich ist. Natürlich ist ebenso das deutsche Wesen reicher geworden, und die Muttersprache und ihr Schrifttum müssen auch in dem Gymnasium wie es sein sollte, auf derselben Linie stehen, wie der klassische Bildungsstoff. Dies Prinzip hat unser altes Gymnasium in seiner Blütezeit befolgt. Man hat doch früher kein schlechteres Deutsch geschrieben als heute! Das alles macht nicht den Unterschied zwischen den beiden Bildungsprinzipien aus; der ist viel wesentlicher geartet.

Das Bildungsideal der alten Gelehrtenschule ist weltanschauungsmäßig-universal und schult die Jugend durch Einführung in einen verflossenen Kulturzusammenhang, der für alle abendländischen Völker gleichmäßig den geschichtlichen Urgrund ihres geistigen Lebens ausmacht. Daß daraus keine Hinderung zu kommen braucht, nationale Tüchtigkeit zu erweisen, das zeigte uns die Generation unserer Vorväter 1813 und 14. Die Gestaltung des Lebens im Zeitalter der Technik und des Wirtschaftsaufschwungs hat uns jedoch darüber belehrt, daß heute für den Hauptteil unserer Jugend, die höhere Bildung erstrebt, eine neue Art von Schulung nötig ist, um sie zur Tüchtigkeit zu bringen. Dieser Weg muß außerhalb des Gebietes der alten Sprachen angelegt werden; er muß trotzdem vollwertige geistige Erziehung gewährleisten, und er muß zu dem Zweck gleich dem Gymnasium auf ein universales Bildungsziel hinführen.

Soll das geschehen, so muß an die Stelle der geistigen Kultur des Altertums eine andere geeignete Einheit menschlicher Kulturleistungen treten, damit im Geiste des Lernenden, dadurch, daß er sie sich aneignet, ein geschlossener Zusammenhang des Wissens und der inneren Vorstellungswelt erzeugt wird. Das eben ist es, was wir Bildung nennen. Allerdings wird

diese Bildung keine gelehrte sein, denn dazu bedarf es ein für allemal der Kenntnis der alten Welt und der Fähigkeit, darüber, was sie für uns Heutige bedeutet, nach ihren eigenen Hervorbringungen zu urteilen.

Es ist nicht nötig und nicht entfernt möglich, daß alles, was heute bei uns nach höherer Bildung verlangt, einen Weg dorthin einschlägt, der für den größeren Teil der Bildungsbeflissenen nichts taugt und der auch für den Rest verdorben wird, wenn man versucht, ihn gangbar für die Mehrzahl zu machen. Der Schlüssel, den wir brauchen, um die Frage nach der neuen deutschen Bildung zu beantworten, heißt: Verständnis der Gegenwart auf Grund der Erklärung unserer politisch-nationalen, technisch-wirtschaftlichen und sittlichen Kultur. Die moderne Kultur also, und zwar zunächst in ihrer nationalen Ausprägung, darnach in ihrer universalen Bedeutung, muß auf der höheren Schule, die an die Stelle weitaus der meisten unserer gegenwärtigen Gymnasien treten soll, zur Darstellung gelangen, und nach den Bedingungen, unter denen sie sich gebildet hat, muß sie dem Schüler nahe gebracht werden.

Die Sprachen bekommen damit eine andere Bedeutung. Griechisch und Latein auf dem Gymnasium und die heutigen fremden Weltsprachen auf der neudeutschen Schule unterscheiden sich in ihrer Stellung von Grund auf. Das Gymnasium läßt die Sprachen in ganz besonderer Weise gleichzeitig der Methodik und dem Inhalt des Unterrichts dienen. Der Schüler gewinnt die klassische Bildung, indem er sich die Sprachen selbst aneignet und mit Hilfe der Sprachen bis zu dem Kulturinhalt des klassischen Altertums vordringt. Natürlich wird auch durch das Studium des Englischen und Französischen auf einer modernen Schule der Geist an der Sprache selbst geübt und gleichzeitig die eigentümliche Ausprägung, die unsere moderne Kultur jeweils auf dem englischen und französischen Sprach-

gebiet erlangt hat, den Lernenden zum Bewußtsein gebracht. Es kann aber weder der Wert der englischen und französischen Sprache in Bezug auf Schulung des logischen Vermögens dem des lateinischen oder griechischen Unterrichts gleichgestellt werden, noch kann davon die Rede sein, den besondern Inhalt der englischen, französischen oder sonst einer modernen Kultur für deutsche Schüler in ähnlicher Weise, wie das mit dem Altertum der Fall ist, zum bildenden Unterrichtsobjekt an sich zu machen.

Die modernen Sprachen können daher im neuen deutschen Schulwesen nur in dem Sinne betrieben werden, daß sie erstens mit dazu dienen, den Allgemeincharakter der neuen Bildung zu verstärken, dadurch, daß sie das Leben und die geistigen Erzeugnisse fremder Kulturvölker dem deutschen Schüler bekannt machen, und zweitens indem die Jugend zu späteren praktischen Zwecken mit der Kenntnis von Fremdsprachen ausrüsten. Der allgemeine, methodisch bildende Wert, den jede Art von rationellem Sprachunterricht für sich besitzt, versteht sich dabei von selbst.

Das wirkliche Unterrichtsziel der neuen Schule muß die Schöpfung eines innerlich zusammenhängenden Bildes unserer heutigen Kultur, nach ihrer geistigen, wie nach ihrer materiellen Seite hin, sein. Wenn nicht etwas Ganzes in dieser Art erzielt wird, so hat der Bildungsunterricht der höheren Schule überhaupt seinen Zweck verfehlt. Auf dem alten Gymnasium ist das Ganze die klassische, auf der neuen Schule die moderne Kultur. Natürlich ist dabei das eine Mal dieses und das andere Mal jenes die Hauptsache in dem Sinn, daß das Weltbild, durch dessen Vermittlung das Erziehungswerk sich vollenden soll, methodisch und ausführlich im Laufe der Unterrichtsjahre aus seinen Bestandteilen vor dem Schüler aufgebaut und in seinem innern Zusammenhange erklärt wird, während über die andern Dinge nur eine summarische Orientierung erfolgt. Gar keine Rede kann davon sein, das Gymnasium auch noch

mit verpflichtendem Unterricht in modernen Sprachen, oder die neue Schule mit Latein und Griechisch zu belasten. In dieser Beziehung muß es zu klarer Scheidung kommen, sonst gibt es hüben und drüben wieder nur Halbheiten. Der Fehler, der immer wieder gemacht wird, ist der, daß man bei unserer höheren Schule die beiden Aufgaben, Bildung zu geben und „nützliche" Kenntnisse zu vermitteln, durcheinanderwirft und miteinander verwechselt. Das Erste ist die Hauptsache, und das Zweite kann nur soweit Ansprüche auf Berücksichtigung machen, wie das Grundziel nicht entscheidend darunter leidet.

Soll das heutige Weltbild im Sinne kulturellen Verständnisses das moderne Unterrichtsziel bilden, so ist es klar, daß sich dieser Unterricht inhaltlich auf Naturwissenschaft und auf Geschichte gründen muß. Die Naturwissenschaft dient zur Erklärung der materiellen, die Geschichte zur Erklärung der geistigen Kultur unserer Zeit. Dabei wird es darauf ankommen, den mathematischen, physikalischen und technischen Stoff in ähnlicher Weise zu behandeln, wie auf dem klassischen Gymnasium die Sprachen und die Realien des Altertums: im fortdauernden Bewußtsein des großen Einheitsbildes, das am Ende des Ganzen dem Verständnis sich offenbaren muß. Diese Einheit ist gegeben im Beherrschen und im Begreifen der auf unserer Erde und im Welten-All wirksamen Naturkräfte im Dienste des menschlichen Fortschritts. Das Gegengewicht gegen materialistische Abirrungen kann dabei nur gefunden werden, wenn die geistige, nationale, politische und soziale Entwicklung unserer heutigen Kultur durch einen von sittlichem Idealismus getragenen modernen Geschichtsunterricht zum Bewußtsein des Schülers kommt. Ebenso gehört es zum modernen Weltbild, daß die Länder-, Völker- und Wirtschaftskunde der gesamten Erde so deutlich wird, daß auf Grund genügender Einzelkenntnis universale Vorstellungen bei den Schülern entstehen. Was unsere höheren Schulen auf diesem Gebiete heute leisten, ist höchst minderwertig.

Deutsche Bildung

Zum Wesen aller wahren Bildung gehört, daß sie universal gerichtet ist. Das war die deutsche Bildung, bis sie durch das Vordringen der Technik und die damit verbundene Entwicklung des materiellen Wirtschaftslebens zerstört wurde. Man kann sagen, der Materialismus ist der Vernichter der deutschen Bildung gewesen; nur muß dabei nicht nur an den Materialismus als Weltanschauung gedacht werden, so wie er zur Zeit der platten „Kraft und Stoff"-Barbarei sein Wesen bei uns trieb, sondern ebenso an den Materialisms als allgemeine Verneinung der idealistischen Lebensauffassung. Es ist auch Materialismus, wenn der äußere Erfolg im Leben zum Maßstab der Dinge gemacht wird, und es trägt nicht viel aus, ob jemand die erwünschteste Art von solchem Erfolg in Wohlhabenheit, sozialem Ansehn, machtpolitischen Errungenschaften oder luxuriöser Lebensführung sieht. Auf irgendeine Weise kommt das alles auf den Verbrauch der Arbeitskraft eines Menschen für den Zweck hinaus, mammonistische Güter zu erwerben. Es gibt nicht nur einen Mammonismus des Geldes, sondern auch einen des Wohllebens, der Eitelkeit, des Machthungers, der Herzenshärte, des Strebertums, und noch mancherlei anderen Mammonismus, über den das sittliche Werturteil gleich verwerfend richtet.

Mammonismus ist immer der Feind wirklicher Bildung, denn solche Bildung ist an sich universal gerichtet. Mammonismus kann alles andere eher begreifen, als universale Ideen, weil diese stets Anforderungen an den menschlichen Geist stellen, die ihn von der Bemühung um den Gegenwartserfolg abziehen. Die gewaltige Arbeit, die wir während der letzten beiden Menschenalter geleistet haben, die Arbeit, deren Ergebnisse namentlich in den jüngstvergangenen Jahrzehnten sich so schwindelnd gesteigert haben, sie floß ihrem bessern Wesen nach nicht aus dem bewußten Bestreben, Schätze und Macht-

mittel aufzuhäufen um dieser Schätze und Mittel willen, sondern aus der sich selbst forterzeugenden und steigernden Energie des Könnens und Gelingens. Dabei läßt sich aber nicht leugnen, daß ein spürbarer Zug von Mammonismus in unser Arbeiten eingedrungen ist. Gewiß, wer arbeitet, will auch Erfolg sehen; nur hatte der „Erfolg" bei uns einen Beigeschmack bekommen, in dem sich das Wirken einer im geistigen Sinne kulturfeindlichen Macht verriet. Das was die Arbeit der Völker und jedes Einzelnen von uns adelt, ist das Bewußtsein des Zusammenhanges zwischen Arbeit und geistiger Kultur. Auch der materille Erfolg des Schaffens muß mit Bewußtsein in den Dienst der Idee gestellt werden, mit den gewonnenen Gütern das Leben freier, geistiger, gebildeter zu machen. Davon spürt man bei uns im ganzen genommen doch nicht genug. Viele von denen, die mit Anspannung aller ihrer Kräfte und Fähigkeiten arbeiten, sind mit ihrer Arbeit doch nur Sklaven einer gröberen oder feineren Art von Mammonismus.

Daß dieser Zug in unser nationales Wesen eindringen konnte, ist der sicherste Beweis für das Sinken der Bildung. Ein zweiter, ebenso starker Beweis ist die Herrschaft des Spezialistentums. Nicht daß die Wissenschaft und die Technik sich spezialisieren, ist das Verkehrte; Spezialisierung muß sein, wenn Fortschritte kommen sollen. Das Verkehrte aber ist, daß die Spezialisten das große Wort führen und sich einbilden, auf ihnen beruhten Leben und Fortschritt. Die große Mehrheit, auch unter den Gebildeten, glaubt ihnen das leider, weil sie nicht weiß, daß, wo die Spezialisten herrschen, die wirkliche, d. h. die universale Bildung am Boden liegt. Die Kärrner sind dann Bauherren, nicht die Könige. Das aber ist eine der Signaturen, die auf das geistige Leben unserer Zeit, auch auf das geistige Leben Deutschlands, gelegt sind.

Zu den Faktoren des neudeutschen Wesens, in denen sich der Niedergang unserer Bildung gegen früher ausdrückt, gehört

auch jene Verzerrung des deutschen Nationalbewußtseins ins Gewaltsame, die sich bei einem großen Teil unserer führenden Stände, und nicht selten gerade bei den innerlich tüchtigsten Elementen, offenbart. Unter diesem Übel leidet vor allen Dingen die sogenannte alldeutsche Richtung. Die alldeutschen politischen Ziele, bei denen es sich ja im ganzen genommen oft um sehr ungenügend gestaltete und ungenügend faßbare Größen handelt, sind eine Sache für sich, über die hier nicht geredet werden soll. Anders steht es dagegen mit dem Kultus der Gewalt als solcher, den die Alldeutschen öfters im Dienste des deutschen Gedankens in der Welt betreiben. Durch Gewalt können allein die Urformen des Völkerlebens geschaffen werden. Auch der Krieg ist Gewalt, äußerste Gewalt, aber er ist naturnotwendige und, wo er gerecht geführt wird, reinigende Gewalt. Den Krieg zu verwerfen, weil er Gewalt ist, bedeutet meistens nicht Stärke der sittlichen, sondern Schwäche der geschichtlich-politischen Einsicht. Krieg aber darf immer nur das äußerste, heldenhafte Mittel der Völker im Kampf um ihr Dasein und ihre Entfaltung sein — das letzte Wort, das nur in wirklichen Schicksalsaugenblicken gesprochen werden darf. Die Alldeutschen jedoch gefallen sich darin, das Gewaltprinzip im Großen wie im Kleinen zu ihrem täglichen politischen Brot zu machen und es wie ein gewöhnliches Handwerkszeug des nationalen Lebens zu benutzen. Das bedeutet soviel, wie ein Eingeständnis unserer Unfähigkeit, durch die geistigen Mittel nationaler Eigenkultur zu wirken.

Die Verehrung und Anrufung der reinen Gewalt um der Durchsetzung der eignen nationalen Machtziele willen ist der stets wiederkehrende Vorwurf, mit dem uns unsere Gegner überschütten. Kultus der Gewalt und Geistlosigkeit der nationalen Arbeitskräfte — das sollen die beiden deutschen Sünden gegen den Geist der wahren Kultur sein. Daß diese Vorwürfe vom Feinde kommen, ist kein Grund, ihre Prüfung auf Recht oder Unrecht abzulehnen. Wir sehen ja, an welche

unserer Schwächen die Beschuldigung anknüpft. Das was der Feind daraus macht, können wir von uns weisen; das trifft uns nicht, und je aufrichtiger wir gegen uns selbst sind, desto kraftvoller können wir die Verleumdung und Lüge auf das Haupt derer zurückfallen lassen, von denen sie ausgehen. Der Samen wahrer Geisteskultur ist nirgends so tief unter Gestrüpp und giftiges Unkraut geraten, wie in Frankreich und England samt ihren Gefolgsländern. Unfaßbare Heuchelei ist es, wenn jene als Ankläger wegen Gewalt auftreten, die seit Jahrhunderten nichts getan haben, als die eine Gewalttat auf die andere zu häufen. Sittliche Grundlagen der Kultur? Es gibt nichts, was sittlich unfruchtbarer wäre, als jener englische Geist, dem oberstes Daseinsprinzip das Geschäft ist — und als die heutige französische „Kultur", die von der Phrase lebt und an der Phrase sich berauscht.

Warum dürfen wir ehrlich bekennen, was uns mangelt? Weil wir glauben, daß wir gerade durch diese Einsicht wieder auf ähnliche Höhen gelangen werden, wie vorher. Der deutsche Geist hat viel mehr schöpferische Kraft für den inneren Kulturfortschritt der Menschheit bewährt, als der Geist irgendeines andern Volks nach der Antike. Diese Kraft ruht noch heute in uns; wir müssen uns nur besinnen auf den Quell, aus dem sie wieder hervorströmen wird: auf die Fähigkeit unserer Natur, um die universalen Ideen des Sittlichen und des geistig Erhabenen, wenn sie erst einmal von ihnen erfaßt ist, mit der zwingenden Kraft des Gotteskämpfers zu ringen: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Wir haben der Welt seit einem halben Jahrhundert das Schauspiel höchster nationaler Befähigung für Wirtschafts- und Kriegsorganisation gegeben. Wir haben die staunenswertesten technischen Leistungen erzielt. Wir haben ganze Weltindustrien zu deutschen Monopolen gemacht oder waren dabei, sie darin zu verwandeln. Wir haben die größten Schiffahrtsgesellschaften gegründet, die schnellste Steigerung des Volksreichtums und

Volkseinkommens zuwege gebracht, die je die Welt bei einer Nation erlebt hat, und wir haben eine Kriegsmaschinerie von unwiderstehlicher Wirkung geschaffen. Das alles, so großartig es als nationale Leistung ist, bedeutet aber für die übrige Welt noch nicht die Erfahrung, daß vom neuen deutschen Wesen Kräfte einer universalen Kultur ausgingen, noch keinen Zwang, sich dem deutschen Wesen hinzugeben und aus seinem Reichtum geistige Güter in das eigene Leben hinüberzuleiten. Kraftwirkungen dieser Art sind zum letztenmal von Deutschland während unseres geistigen Heldenzeitalters im letzten Drittel des 18. und im ersten des 19. Jahrhunderts auf die übrige Welt ausgestrahlt, und ihnen hat sich damals kein Land und kein Volk entziehen können. Sie sind so stark gewesen, daß Deutschland in den Augen der Welt noch bis zur Gegenwart als das ideale geistige Kulturland der Dichter und Denker fortlebte.

Es ist nicht nur Heuchelei, wenn die andern sagen, daß wir jener Vergangenheit untreu geworden sind, sondern es ist ebenso auch ein Ausdruck der Unwissenheit über die dazwischen liegende Entwicklung Deutschlands, ein Ausdruck der Überraschung, daß Deutschland mit einem Male ein so anders geartetes Wesen offenbart, als es früher ihm zu eigen war. Auch die Höhe unserer Wissenschaft schützt uns nur sehr unvollständig vor diesem Urteil. Wir haben eine Wissenschaft der fortschreitenden Forschung auf allen Gebieten des Lebens, aber es ist eine Wissenschaft der Spezialforschung. Die Welt ist einverstanden darüber, daß für alle, die den Höhepunkt des Arbeitsfortschritts auf gewissen Gebieten kennen lernen wollen, ein Aufenthalt in Deutschland unentbehrlich sei. Die andere Erfahrung aber, daß es ohne Kenntnis des deutschen Geisteslebens keine Vollkommenheit des geistig-sittlichen Weltbildes für die Menschheit gibt, die hat man in den letzten zwei oder drei Menschenaltern nicht so sehr gemacht. Hätte man sie gemacht, so wäre es unsern Feinden unmöglich gewesen, uns allerwärts mit solchem Erfolge zu verleumden.

Ich spreche wahrlich nicht ohne Vorstellung von der Größe unsrer Leistungen und von der geistigen Riesenkraft, die sich in ihnen offenbart. Ich sah, wie unsere gewaltigen Geschütze entstehen, sah, welche unendliche Durchdringung der Materie mit rechnendem, messendem, genial verbindendem und wägendem Geist dazu gehört, diesen gezogenen Stahl zum Mitschöpfer des größeren Deutschland zu machen, das uns ersteht. Ich war dort, wo aus der Atmungsluft, die uns umgibt, die Kraft zum Fortschleudern der Geschosse gewonnen wird, in einer Fülle, so mächtig, daß alle Absperrungsversuche unsrer Feinde sich dagegen ausnehmen, wie Sand, den Kinder in einen Fluß streuen, um seinen Strom aufzuhalten. Ich sah die Luftschiffe bauen, die den Schreck vor Deutschlands Können und Wagen über die Neidinsel ausschütten. Das Höchste: ich habe den Aufbau der deutschen Flotte kennen gelernt, von dem ich glaube, daß er die bewundernswerteste Leistung im Zusammenspiel von Geist und Materie ist, die je in der Welt ein Volk in so kurzer Zeit zur Vollendung geführt hat. Nie habe ich überwältigter vor einem Stück deutscher Arbeit gestanden, als das eine Mal in dem Geschützturm, aus dem heraus die Probe auf die Rechnung gemacht worden war, daß wir Schiff gegen Schiff dem Engländer, der uns Jahrhunderte voraus war, doch überlegen sein würden — und das andre Mal in dem Unterseeboot, in dem ich mit den schlichtesten Worten die vollkommenste Hingabe schildern hörte, die Seelen von Stahl und beseeltes Kampfmetall vereint dem Vaterlande zu leisten vermögen.

Weil ich das alles gesehen und erfahren habe, darum weiß ich auch, daß wir mit dieser Zähigkeit, den Geist in den Dienst des nationalen Wollens zu stellen, einmal auch das wieder schaffen werden, was in unserer verflossenen Kulturperiode Deutschlands überwältigende Stärke auf moralischem Gebiet ausmachte: den Uni-

versalismus des Denkens und die Erhabenheit des Empfindens für alle absoluten geistigen Größen.

Dieser Krieg muß uns als Erzieher zu einem neuen sittlich-universalen Kulturgedanken dienen! Wenn das nicht geschieht, so können wir überhaupt auf die Dauer nicht siegen, sondern müssen unterliegen. Die Weisheit unserer Nationalisten hat bisher ihr letztes Wort darin gefunden, daß alle Welt von Neid gegen Deutschland erfüllt oder mit Blindheit für die Ehrlichkeit und die Vorzüge Deutschlands geschlagen sei. Gleichzeitig aber hat man im Innern gegen diejenigen Elemente, die dem Aufgehen in das heutige deutsche Wesen widerstrebten, kein anderes Rezept vorzubringen gewußt, als das des äußeren Zwanges, der zu vielen Dingen gut sein mag, aber nicht dazu, um Geister zu gewinnen. Nach außen aber hat man verkündigt, jetzt und wieder jetzt und jetzt endgültig sei die Zeit der deutschen Langmut zu Ende und Deutschland müsse sich mit Gewalt holen, was es brauche.

Wer die Entwicklung der letzten anderthalb Jahrzehnte richtig zu deuten verstand, der brauchte sich darüber nicht weiter zu beunruhigen, daß die Zeit schon kommen würde und daß sie nicht mehr fern war, wo wir die entscheidende Probe auf unsere äußere und innere Kraft würden bestehen müssen. Es wäre gut gewesen, dieser Stunde zu warten und im übrigen die Welt so wenig wie möglich mit der Beschwörung der deutschen Faust, des deutschen Schwertes und ähnlicher Größen zu beunruhigen.

Mit dem deutschen Schwert allein werden wir nie ein Weltvolk werden, sondern wir müssen außerdem der Welt eine reine, daß heißt eine ideale Kulturgabe reichen. In dem gewaltigen EmporDrängen der Kräfte des neuen Deutschland hat ein Samenkorn des geistigen Universalismus beinahe unbeachtet gekeimt. Wir nannten es schon beim Namen: es ist das neue Verständnis der weltgeschichtlichen Idee, das Ranke unter uns gepflanzt hat. Das ist ein deutsches Gewächs;

aus ihm wird uns wirkliche deutsche Kultur entspringen. Die Gegenwart aus der Geschichte zu begreifen, das scheint eine Wahrheit zu sein, die nicht aus der Tiefe hervorgeholt zu werden braucht. In Wirklichkeit ist es eine der größten Geistestaten aller Zeit gewesen, die damals geschah, als Ranke in die Durchforschung des Geschichtsverlaufs die Erkenntnis des objektiven Geschehens als absolutes Ziel einführte. Erst jetzt können wir die Geschichte zum Verständnis der gegenwärtigen Probleme bis in ihre Tiefen gebrauchen. Auf die Grundfrage der Gegenwart angewendet, da, wo es sich darum handelt, wie sich die alten geschichtlichen Volks- und Staatseinheiten mit dem neuen Typus der Weltstaaten und Weltvölker auseinandersetzen sollen, bedeutet die Befolgung des geschichtlichen Erkenntnisprinzips die Einsicht, daß die Völkerindividualitäten für den Reichtum der geistigen Kultur der Menschheit unentbehrlich sind. Die Vollkommenheit unseres Geschlechts beruht auf der Mannigfaltigkeit der Gaben, die ihm zuteil geworden sind. Das gilt nicht nur für die Gesellschaft, die aus verschiedenen begabten Einzelmenschen besteht, sondern auch für die Menschheit im ganzen, die aus verschiedenen Völkern sich zusammensetzt.

Deutsche Weltpolitik

Heute ist ein Zeitalter der politischen Großformen! Die mächtigste dieser Formen, die den gewaltigsten staatlichen Inhalt in sich barg, war das römische Reich, das Reich, an dessen äußerster Grenze im alten Germanien dieser Wall und dies Lager errichtet wurden! Bis auf das Römertum wiederholen sich im Altertum die Versuche, Weltreiche auf die Herrschaft eines kriegstüchtigen Volks über andre Völker zu gründen. Die Römer zuletzt haben diesen Gedanken so vollkommen verwirklicht, wie es unter den antiken Kulturverhältnissen möglich war.

Nach Rom hat es nie wieder einen Weltstaat im alten Sinne gegeben. Die Ansätze dazu im Karolingerreich und im römischen Kaisertum deutscher Nation haben sich wieder aufgelöst, bevor sie zu Wesen und Bestand kamen. Karl V., Ludwig XIV., Napoleon I. blieben, wenn man sie überhaupt mit dem Maßstab der Weltmonarchie messen will, auch auf dem Gipfel ihrer Macht ebenso weit hinter der Idee, wie hinter der Tatsächlichkeit des Universalstaats zurück. Dafür hat sich in unsern Tagen der Begriff des Weltvolks auf eine andere Art und Weise entwickelt. Drei Nationen, die Engländer, die Russen und die Nordamerikaner, haben einen so großen Teil der bewohnbaren und wirtschaftlich nutzbaren Erdoberfläche besetzt und sich dadurch für die Vermehrung ihrer Menschenzahl und ihrer Machtmittel eine so weiträumige Grundlage geschaffen, daß die übrigen Staaten, auch diejenigen, die nach dem bisherigen Sprachgebrauch als Großmächte gezählt wurden, vor ihnen auf den zweiten Platz zurücktreten müssen. Fürs Erste scheint diese Entwicklung entschieden. Nur darum handelt es sich noch, ob außerdem ein viertes Volk, das deutsche, sich mit unter die Weltvölker emporarbeitet, oder ob es trotz seiner Anstrengungen auf die tiefere Stufe zurücksinkt.

Dies ist unsere Lage. Aus ihr heraus müssen wir lernen, daß wir von der Geschichte dazu bestimmt sind, eine neue Form in der politischen Organisation der Völker, zugleich aber auch ein neues staatlich-sittliches Kulturprinzip zu schaffen. Wir erleben in uns die Entfaltung einer so gewaltigen nationalen Kraft, daß uns hierdurch das Recht und mit dem Recht auch die Pflicht wird, mit in die Reihe der Weltvölker zu treten. Es mangelt uns aber die Freiheit der Ausdehnung. Wir sind die stärkste Kraft in den kleinsten Raum gepreßt, und wenn wir keinen Weg finden, um uns den Raum, dessen wir zur Erhaltung und Vermehrung unserer Kraft bedürfen, in ähn-

lichem Maßstabe zu schaffen, wie unsere Gegner, dann ist unsere Zukunft verloren.

Wer nüchtern die Welt betrachtet, sieht ein, daß die Riesenräume der alten und der neuen Welt ohne uns vergeben sind und vergeben bleiben. Dies Ergebnis der Geschichte unserer Zerrissenheit können wir nicht rückwärts verwandeln. Daher muß die neue Form, die wir auszubilden haben, eine Völkergenossenschaft sein, die ihre Stärke durch den Beitritt der deutschen Macht erhält, ihren inneren Fortschritt aber durch die Einwirkung der deutschen Geisteskultur. Es gibt eine solche durch die Natur und durch die Geschichte vorgezeichnete Genossenschaftsbildung: Mitteleuropa — der Orient — das Brückengebiet der Balkanländer, das beide verbindet. Mit achtzig Millionen Menschen sind die Deutschen in Deutschland und Österreich-Ungarn das stärkste nationale und kulturelle Element zwischen der Nordsee und der Ostgrenze des islamischen Vorderasiens. Kulturpolitisch gehört auch Österreich-Ungarn in den historischen Bereich des deutschen Wesens. Trotzdem ist der große mitteleuropäische Block nicht imstande, allein durch sich selber frei zu existieren. Zur vollkommenen Unabhängigkeit von den weltpolitischen Gegenmächten diesseits und jenseits des Ozeans bedarf er noch des Zusammenschlusses mit den Gebieten des Orients, in denen für die Erzeugung von Rohstoffen und Lebensmitteln und für die Öffnung anderer Kraftquellen unermeßliche Möglichkeiten enthalten sind. Auch der Orient ist unfähig, auf sich allein gestellt zu bestehen, denn er ist zu schwach, um so dem Druck der Weltmächte Widerstand zu leisten, die ihn umgeben.

Jede Genossenschaft ist stark durch die Einheit der Interessen und der lebenswichtigen Wünsche ihrer Teilhaber — schwach durch den Widerstreit ihrer natürlichen Lebensregungen. Nur dann wird es uns glücken, die gewaltige Aufgabe der Einführung eines neuen politischen Bildungs- und Daseinsprinzips in das Leben der Völker zu erfüllen, wenn wir es als unsere

sittliche Aufgabe begreifen, die Individualität der Völker nicht nur zu dulden, sondern sie zu pflegen und ihr zu lebenskräftiger Ausbildung zu verhelfen. Mochte es begreiflich oder entschuldbar sein, daß wir während der Zeit, wo wir nicht weiter dachten, als bis zur Einrichtung unseres engeren deutschen Nationalstaats, die fremden Bestandteile, die es unter uns gab, mit Gewalt uns angleichen zu sollen glaubten — heute haben wir unsere Zukunft als Weltvolk verspielt, wenn wir nicht sehen wollen, daß unsere sittliche Aufgabe in der Welt gerade die Entwicklung des Menschheitsgeistes durch die Ausbildung der Eigenart aller Völker ist. Die Welt wird letzten Endes doch von den moralischen Kräften regiert: so sehr, daß unsere Feinde im Urteil der meisten Nationen uns nur daher verleumden konnten, weil sie es verstanden, sich selbst als Träger der geistigen Kultur der Menschheit, uns aber als deren Verächter hinzustellen. In Wirklichkeit sind alle die Typen von Kultur, die England, Amerika und Frankreich den Völkern zu bringen imstande sind, mit ausgeprägten Zügen der Einseitigkeit, Oberflächlichkeit und geistigen Beschränktheit behaftet. Keine einzige von jenen drei Weltnationen ist imstande, die wirklichen und dauernden Rechte allen fremden Volkstums innerlich anzuerkennen! Daran hindern sie ihr Hochmut und ihre Unwissenheit. Sie gehen aber einher im Gewande der großen menschheitlichen Ideen und täuschen damit die Welt. Das hätten sie nie gekonnt, wenn wir innerhalb unserer nationalen Kultur ihrem Schein hätten die Echtheit eines großen und tiefen, aus deutscher Quelle fließenden sittlichen Universalgedankens entgegenhalten können.

Soll die Welt auf uns vertrauen lernen, soll sie Glauben gewinnen, daß ihr Entwicklungsfortschritt im ganzen bei uns besser aufgehoben ist, weil wir die höhere, die wirkliche Achtung vor der selbständigen, dauernden Eigenart jedes Volkes haben, so müssen wir den praktischen Beweis dafür liefern und uns entschließen, die Schutzmacht der Völkerindividualitäten im

Dienste der Kultur zu werden. In diesem Zeichen allein können wir siegen, und dies Zeichen allein entspricht auch im letzten Grunde unserer besseren Natur, unserer Bereitschaft, Gerechtigkeit gegen jedermann zu üben, unserer Fähigkeit, uns besser als irgendwelche anderen Menschen auf der Erde in fremden Geist, fremde Sprache, fremde Volksart, fremde Kultur einzufühlen. Was den Völkern in Wirklichkeit durch unsere Gegner droht, die vorgeben, alle Kultur allein gepachtet zu haben, das ist Unterjochung, Auflösung, Untergang. Wir aber sind imstande, den mächtigen Gedanken der Entwicklungsfreiheit aller Völker, der kleinen wie der großen, in die Welt hineinzutragen und durch die Darbietung dieses sittlichen und universalen Gutes zugleich dem menschlichen Fortschritt zu dienen und die Größe unserer eigenen Zukunft mit einem tragfähigen Fundament zu unterbauen. Dann erst wird es in Wahrheit heißen können, daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen mag.

✧

Vom römischen Limes zum Weltreich deutschen Geistes! Von den Wanderungen in der Heimat und in der Fremde kam mir stets die fruchtbarste Erkenntnis dessen, was zum Fortschritt des deutschen Gedankens in der Welt dienen mag. Oft hörte ich den Vorwurf: Dieser deutsche Weltgedanke hat nicht Saft und Kraft genug! Er will die Weltzukunft Deutschlands in ein Jenseits unbestimmter Geisteswirkungen auflösen, und er vergißt darüber das Diesseits der realen Machtwirkung. Darauf antworte ich mit dem Wort, das vor dem Eingang dieses Buches steht. Es stammt aus dem Munde eines chinesischen Staatsmannes, den ich besuchte, und es drückt wunderbar die Einheit des wahren politischen und des wahren sittlichen Empfindens bei allen Kulturvölkern aus, auch bei zwei so verschiedenen, wie dem deutschen und dem chinesischen. Auf den Opfern und den Waffen ruht der

Staat! Nicht auf den Opfern allein, und nicht allein auf den Waffen, sondern auf beiden. Auch der deutsche Gedanke in der Welt muß auf dies doppelt tragende Fundament gegründet werden: Waffen und Opfer!

Auf einem großen Bahnhof in der amerikanischen Bundeshauptstadt Washington habe in den Spruch gelesen:

> He that would bring home the wealth of the Indies must carry the wealth of the Indies with him. So it is in travelling. A man must carry knowledge with him, if he would bring home knowledge.

Das ist englisch gesagt, aber wahr gesagt. Wissen in sich zu tragen, um Wissen heimzubringen, ist das Geheimnis alles wahren Reisens. Freilich: Auch auf den folgenden Blättern ist dies Ideal nicht erreicht, weder im Tragen, noch im Bringen.

Vieles habe ich hier zum ersten Male gesagt; mit manchem habe ich auf andere Art schon einmal den Versuch gemacht, Arbeit an der deutschen Zukunft zu tun.

Um der Gegenwart willen, die ich sehe, glaube ich an diese Zukunft! Habe ich selber etwas geleistet, so ist es ja auch aus deutscher Gegenwart geworden. Was ich in diesem Buche will, ist zeigen, wie geschichtliche Bildung die geistigen Elemente der Weltpolitik erkennen läßt. Dazu gehört, daß alles Folgende vereinigt hingenommen werde im Geist des Wortes:

„Waffen und Opfer!"

Zweites Kapitel:

Rußland

Durch die Ukraina 1897

Im Frühjahr

Unser Zug rollt aus dem maurischen Bahnhof von Brest. „Warschau—Kijew" steht auf den Waggons. Der Strom der europäischen Reisenden, die nach Moskau wollen, ist zur Linken in der Richtung auf Minsk abgegangen. Was dorthin fährt, könnte man allenfalls einen Schnellzug nennen. Auf der Linie nach Kijew geht es ruhiger zu. Kowel, Rowno, Berditschew, Kasatin — man hat an zwanzig Stunden Zeit für etwas mehr als sechshundert Kilometer. Der Reisende, der von irgendwoher aus Westeuropa kommt, sieht aus dem Fenster auf die nicht gerade abwechselungsreiche Landschaft und denkt sich: Rußland! Von Alexandrowo bis Warschau und von Warschau bis Brest hat er dasselbe gedacht, oder wenn er eine gewisse Vorstellung davon besaß, daß immerhin einige Unterschiede innerhalb des grünen, auf der Karte die russischen Grenzen umziehenden Strichs existieren, so dachte er vielleicht: Russisch-Polen! Nun aber, wo der Bug passiert ist, die Grenze zwischen dem Weichselgebiet und dem übrigen Rußland, wo Brest-Litowsk im Rücken liegt, muß es doch wirklich das wahre und echte Rußland sein!

Unterrichtete Leute haben etwas von Kleinrußland gehört. Das liegt irgendwo um Kijew herum. Es soll auch kleinrussische Dichter geben. Natürlich: Gogol, „Tote Seelen," „Revisor" usw., tragisches Ende in religiösem Wahnsinn, Vernichtung der Handschrift zum zweiten und dritten Teil seines Lebenswerks! — „Kleinrußland" ist eine der klügsten Erfindungen der russischen Politik, eine ebenso kluge, wie die Lehre von den „unerschöpflichen natürlichen Hilfsquellen des Riesenreichs". Die Hilfsquellen wären schon da, wenn nur jemand imstande wäre, sie zu erschließen. Was helfen aber die fruchtbaren

Böden, was hilft die „Schwarze Erde", wenn die Pflüge, die sie bearbeiten, heute noch die vorsintflutlichen Haken sind, wenn vom Boden die dünne Oberschicht, die sie zu lockern imstande sind, schon lange ausgesogen ist und der Dung, mit dem man den Ertrag verbessern könnte, wo es kein Holz gibt, als Feuerung verbrannt wird! Wenn der Bauer kein Geld hat, sich gutes Ackergerät zu kaufen, wenn die kleinen mageren Rinder viel zu schwach sind, mit starken Pflügen den Acker tief umzureißen! Wenn die Kirche keinen Schulunterricht will, dem Volk begreiflich zu machen, was es alles, soll die Wirtschaft gedeihen, zu lernen gibt! Mit diesen und mit noch siebenzig mal sieben anderen Wenns ist für die Russen selber heute noch der Weg zu der wirklichen unerschöpflichen Hilfsquelle Rußlands, der gewaltigen Fläche nutzbaren Ackerlandes, verriegelt.

Wer von Kleinrußland spricht, läßt vermuten, daß er das tiefste, dem übrigen Europa verborgene Problem der Großmachtexistenz Rußlands nicht kennt. Wer uns aber einladen will, hiervon mit ihm zu sprechen, der muß nicht Kleinrußland sagen, sondern Ukraina. Bei Brest fängt die Ukraina an, ja ein großer Teil des Volkes redet schon auf dem linken Bugufer südlich von Brest ukrainisch. Ukrainisch ist im geschichtlichen Sinne überhaupt russisch — und russisch oder was wir heute so nennen, ist moskowitisch. Es gibt mehr als dreißig Millionen Ukrainer. Die ersten davon wohnen am Bug und die letzten wohnen, wo die Schneegipfel des Kaukasus zum Himmel ragen, dort, wohin meine Reise geht ...

Station Rowno! Das Land ist ein wenig wellig geworden, die Flußtäler sind deutlicher ausgeprägt, als in dem flachen, sumpfreichen Gelände bisher. Wenn ich aussteige und in dem Russisch, das ich gelernt habe, am Bahnhofsbüfett einen Imbiß fordere, mit dem Droschkenkutscher, mit dem jungen Mädchen am Zeitungsstand verhandle, so werden sie mich verstehen und in derselben Sprache antworten. Wenn ich dem Kutscher sage: Fahr hinaus aufs Dorf, ich möchte mir ansehn, wie die

Bauern hier arbeiten, und ich rede die Leute beim Heumachen an, so werden sie einen rufen, der beim Militär gewesen ist: „ein Herr ist da, der will etwas, antworte ihm doch!" Dieselbe Erfahrung wird der Reisende mit der Sprache aus Moskau überall im Süden auf dem Lande machen, wo die Volkssprache nicht Russisch, sondern Ukrainisch ist: in ganz Wolhynien und Podolien, in Tschernigow, in Kijew, Poltawa, Charkow und noch viel weiter. Wer in der Schule gewesen ist, und das sind unter den Bauern nur ganz wenige, wer gedient hat, wer bei der Eisenbahn, bei der Post oder sonst in einem staatlichen Betrieb eine Stelle hat, der versteht Russisch. Wer seine eigene Muttersprache spricht, der spricht Ukrainisch. Sagt einem: Euer Landsmann Gogol war doch ein genialer Poet! — er wird euch ansehen: jawohl Gogol, der nicht Ukrainisch dichtete, sondern russische Bücher schrieb!

Moskal! sagt der Ukrainer, wenn er von Großrussen spricht, und meint damit etwas noch weniger Liebenswürdiges, als früher der Süddeutsche mit einem recht von Herzen grimmigen „Saupreuß!" Chochol! sagt der Großrusse auf der Straße in Moskau höhnisch, wenn ein Droschkenkutscher auf Ukrainisch schimpft. Schopfkerl! kann man das übersetzen, nach der früheren, jetzt lange abgekommenen Haartracht der Ukrainer. Es sind nicht zwei Mundarten, sondern zwei Sprachen, es ist nicht hier das Ganze und dort die Unterabteilung eines einheitlichen Volkes, sondern es sind zwei Völker mit verschiedenem Blut, verschiedener Geschichte und verschiedenem Charakter, die in der Ukraina und in Moskowien wohnen. Die Ukrainer sind die Nachkommen der slawischen Stämme, deren Herren im 9. und 10. Jahrhundert n. Chr. die normannischen Warjagerfürsten aus Schweden mit ihren Gefolgsmannen wurden. Das war das alte Rußland, von der oberen Düna und vom Ilmensee bis zu den Karpathen und bis zum Don, das Großfürstentum Kijew. Slawenblut und Germanenblut mischten sich in ihm, außerdem aber zogen Fürsten, Gefolgsleute

und Bauern vom Dnjeprstrom nach Norden und Osten und gründeten an der Oka und Wolga, unter finnischen Stämmen, wohin vorher auch schon Normannen gekommen waren, ein anderes Rußland. Dort, auf slawisch-finnischem Kolonialboden, entstand der zweite Großfürstensitz Wladimir, und dessen Erbe wurde Moskau. Die Ukrainer sind also von besserem Blut, als die Moskowiter. Aber das darf man in Rußland nicht sagen. In Rußland gibt es höchstens „Kleinrussen", Ukrainer und Ukrainisch sind verboten, wiewohl die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg selber entschieden hat: Ukrainisch ist vom Großrussischen nicht als bloße Mundart, sondern als Sprache verschieden. Wer aber diese Sprache schreibt oder druckt, kommt ins Gefängnis trotz Schewtschenko, der ein Dichter von Gottes Gnaden war und Ukrainisch sang, und trotz der Akademie von Kijew, wo man im 17. Jahrhundert den Johannes Chrysostomus und Athanasius auf Ukrainisch las. . . . .

Kijew! Über den stolzen Strom, den Dnjepr, spannt sich unterhalb der einstigen Zitadelle und des alten Höhlenklosters die lange Eisenbahnbrücke, und die goldenen Kuppeln der Stadt glänzen herüber, indem der Zug in weitem Bogen die Häusermassen auf dem hohen rechten Flußufer umfährt. In der Sophienkathedrale, der Mutterkirche Rußlands, steht ein alter schöner Marmorsarkophag. Er soll die Gebeine Jaroslaws enthalten, des Sohnes jenes Wladimir, des Heiligen, der sein Volk in den Dnjepr trieb und von griechischen Priestern die Taufliturgie singen ließ, um die Annahme des Christentums durch Rußland zu vereinfachen. In der offiziellen russischen Geschichtschreibung sind Wladimir und Jaroslaw samt allen Großfürsten vom 9. bis zum 13. Jahrhundert natürlich Russen — Russen, so wie wir das heute verstehen. Sie waren es aber ebensowenig, wie der Franke Chlodwig ein Gallier war oder Theoderich der Ostgote ein Italiener. Sie waren Normannen, Germanen, und die unterworfenen Slawen waren ihre zinspflichtigen Untertanen. „Was ist mir Rußland," rief der wilde

Fürst Swjatoslaw, der Enkel Ruriks, „was liefert es mir denn außer Wachs, Honig und Sklaven!"

Auf der schnellen Strömung des Dnjepr flogen die Ruderschiffe der Warjager abwärts, wurden um die Stromschnellen beim heutigen Katerinoslaw zu Lande herumgeschafft, segelten über das Schwarze Meer und drangen in den Bosporus, sowie zur selben Zeit die normannischen Drachen auf dem „Westweg" in die Loire und Schelde einfuhren und wie Paris von ihrer Mannschaft bestürmt wurde. So war Alt-Rußland, so war die Zeit, da man das Lied von Helgi-Oleg von Kijew sang, der seinen Schild ans Tor von Konstantinopel nagelte, nachdem ihm der Kaiser das Lösegeld für die Stadt gezahlt hatte! . . . .

Poltawa! Hier ging in der Schlacht zwischen dem Moskowiter und dem Schweden die alte Ukraina zugrunde. Der siebenzigjährige Hetman Maseppa hatte sich mit Karl XII. gegen Peter verbündet, weil dieser entgegen den alten Verträgen die Länder des hetmanischen Regiments gleich denen des zarischen behandeln, Steuern und Rekruten nach Gefallen nehmen und den ukrainischen Hetman nicht als Fürsten, sondern als Untertanen achten wollte. Da beschloß Maseppa, um die Freiheiten des Landes zu retten, lieber dem fernen Schweden lehnspflichtig zu sein, als dem nahen Moskau, aber auf dem Felde bei Poltawa fielen die Würfel für Peter, und Maseppa floh mit dem Schwedenkönig zu den Türken. . . . .

Charkow! Debalzewo! Unermeßliche Mengen von Kohle kommen hier aus dem Innern der Erde. Wir sind im Donetz-Bassin, im wichtigsten Kohlenrevier Rußlands. Am Donetz liegt die Kohle und am Dnjepr liegt das Eisen. Vom Dnjestr bis zur kaukasischen Steppe dehnt sich die „Schwarze Erde", Rußlands Weizenkammer. Um Charkow und Poltawa rauchen die Zuckerfabriken, Schlot an Schlot. Im Chersonschen wächst der Tabak, am Don und in der Krim wird der Wein gekeltert. Zwei Drittel alles Getreides, das Rußland auf den Weltmarkt schickt, geht aus den Häfen im Süden der Ukraina. Aus Odessa,

aus Cherson, aus Taganrog, aus Rostow ziehen die Schiffskurse über das Schwarze Meer und laufen alle in den einzigen schmalen Ausgang zusammen, der sich in der Straße von Konstantinopel öffnet. Ohne die Ukraina ist Rußland nicht Rußland, hat es kein Eisen, keine Kohle, kein Korn, keine Häfen! Wenn einer Rußland niederwerfen will, wohin muß er marschieren? Nach Petersburg? Die Zarenkrone und der Glaube des Volkes sind nicht in Petersburg, sie sind in Moskau. Ist also Rußland in Moskau zu treffen? Wenn man hinkommt, vielleicht, aber Kijew liegt viermal näher nach Westen, als Moskau, und wer Kijew hat, der hat auch die Küste und die Häfen am Schwarzen Meer. Ohne die Kohle der Ukraina können die Eisenbahnen nicht fahren, ohne ihr Eisenerz können keine Pflugscharen geschmiedet, keine Kanonen gegossen werden, und ohne ihr Getreide hat das übrige Rußland nicht genug Nahrung, weil die Mitte und der Norden weniger erzeugen, als sie brauchen. Alles große Leben in Rußland muß versiegen, wenn ein Feind die Ukraina packt. . . . .

Schon zwei Tage und drei Nächte fährt der Zug. Die Kohlengruben am Donetz liegen hinter uns, das Gitterwerk der langen Brücken über den Don bei Rostow ist vorübergeklirrt; Ukraina, immer noch Ukraina! Als die Fürsten aus dem alten Warjagergeschlecht um den Sitz von Kijew kämpften, weideten hier die Pferde räuberischer Hunnenstämme, und als Moskau schon groß geworden war, gebot hier noch der Chan der krimschen Tataren; als aber Rußland anfing, die Gebirgsvölker im Kaukasus zu unterwerfen, drang die Bauernkolonisation bis an den Fuß des Gebirges vor. Von den Bauern sind auch hier die meisten Ukrainer, und von denen, die es nicht sind, werden es manche. Hier heiraten die verschiedenen Elemente auch untereinander; in der eigentlichen Ukraina tun es Ukrainer und Moskowiter nur selten. Ein ukrainisches Mädchen und ein Moskal haben nichts miteinander gemein, er kann ihr

kein Lied singen, er weiß zur Geige keinen Reihen mit ihr zu tanzen, sie mag ihn nicht.

Wenn heute jemand in die Ukraina käme und rollte unter den Bauern von Tschernigow und Katerinoslaw die Fahne Maseppas auf — los vom Moskowiter! — würden sie ihm folgen? Die Schulmeister im Dorf und in der Stadt, die kleinen Beamten, die nicht von irgend woher aus der russischen Ferne herangeweht sind, die Studenten, ein paar Kaufleute und Grundbesitzer, jüngeres Volk, sie würden aufhorchen und an Bogdan Chmelnitzki denken, den großen Hetman; an Baturin, einst die glänzende Residenz des gewählten Fürsten der Ukraina, die Menschikow auf Peters Befehl zerstörte. Sie würden sich für das ukrainische Banner begeistern. Der Bauer aber würde fragen: wird das Land mein, das dem polnischen und russischen Gutsherrn gehört? Rechts vom Dnjepr ist der Großgrundbesitzer noch von der alten polnischen Zeit her meistens ein Pole, links vom Fluß ein Moskowiter oder ein ukrainischer Adliger, der ukrainisch zu sprechen verlernt hat und unter die Generale und Hofdiener des Zaren gegangen ist. Der ukrainische Bauer haßt sie alle miteinander. Bei der Befreiung von der Leibeigenschaft unter Kaiser Alexander hat er nicht genug Land bekommen, denn man wollte dafür sorgen, daß er weiter auf den Feldern der Herren arbeite. In fünfzig Jahren ist das Dorf größer, das Volk zahlreicher geworden, aber das Land läßt sich nicht strecken, und der Boden wird von der schlechten Bestellung nicht besser. „Der Gutsherr ist fremd, er spricht nicht unsere Sprache, er wohnt nicht unter uns, er sitzt in der Stadt, sein deutscher Verwalter versteht nicht, mit uns zu leben, der Herr schraubt uns die Pacht hoch, weil er weiß, daß wir das Land brauchen! Aufs Land gehört kein Herr, sondern der Bauer, das Land ist unser Erbe, wer die Herren fortbringt und uns das Land zumißt, dem folgen wir!"

Das nennt man, wenn man politisch spricht, die ukrainische Frage. Der Mann aus Westeuropa, der hier irgendwo eine

elektrische Straßenbahn bauen, ein Getreidegeschäft machen oder den Kasbek besteigen will, kann von Osten nach Westen und von Norden nach Süden durch die ganze Ukraina fahren und sich einbilden, das sei so gut Rußland, wie Smolensk oder Moskau. Warum auch nicht! Von einer Ukraina hat ihm weder sein Geographielehrer noch seine Zeitung etwas erzählt. Rußland ist Rußland, und die östlichen Einzelheiten mag man uns schenken, was hat es denn für Zweck, sich mit ihnen zu beschäftigen — so denkt man in Deutschland, selbst dort, wo man glaubt, etwas von Rußland zu wissen.

Sehr kluge Leute aber sprechen weisheitsvoll: die Ukraina kann kein Staat werden, denn sie hat nur Bauern, die ukrainisch sprechen, und darüber ein paar Agitatoren. Und was waren die Bulgaren, als sie von der türkischen Herrschaft freikamen? Auch ein Volk von Bauern, wo von tausend noch nicht einer lesen und schreiben konnte, darüber die Popen, die nicht viel mehr wußten, ein paar akademische Agitatoren und ein Dutzend Bandenführer, die auf türkisch mit den Türken zu fechten verstanden. Dann bekam das Volk einen europäischen Fürsten — Schulen, Finanzen, Professoren, Ingenieure, Bankiers, Generale, Minister, alles aus seinem Eigenen, und jetzt kann es sich unter Brüdern sehen lassen. Die klugen Leute haben alle eine sehr ähnliche Eigenschaft, sie wissen über irdische und himmlische Dinge zu urteilen, aber die Geschichte existiert für sie nicht, und wenn einer etwas hat drucken lassen, was ordentlich überlegen klingt, dann beten es die andern erleichtert nach.

Wenn Rußland noch fünfzig Jahre in Ruhe bleibt, dann kann es vielleicht sein, daß die ukrainische Frage einschläft, trotzdem die ukrainischen Patrioten sich bemühen, sie wach zu machen. Wenn aber der Tag kommt, wo Rußland das Schicksal herausfordert, und dann hat zufällig dort, wo bei uns die Entscheidungen getroffen werden, jemand so viel Kenntnis von den Dingen und soviel Entschlossenheit, daß er die ukrainische Bewegung richtig loszubinden weiß — dann,

ja dann könnte Rußland zertrümmert werden. Wer Kijew hat, kann Rußland zwingen! ....

Station Noworossiisk! Die Wellen des Schwarzen Meeres schlagen an den Hafendamm und der Dampferschlot qualmt. Die lange Eisenbahnfahrt ist zu Ende. Noch ein Tag und eine Nacht Schaukeln auf dem alten Pontus, dann bin ich in Batum, wo Jason das goldene Vließ holte und die Russen eine Röhrenleitung bauen, durch die das Petroleum von Baku in die Hafentanks hinunterfließen soll. Dort ist Rußland zu Ende — nicht Rußland im politischen Sinn, wohl aber im nationalen. Was jenseits des Kaukasus liegt, ist eine neue Welt — Georgier, Armenier, Tataren, Perser, Kurden. Dort herrscht Rußland, aber dort ist nicht russisches Leben. Zwischen dem Kaukasus und dem moskowitischen Rußland liegt die Ukraina. Wird eines Tages dem ukrainischen Volke das Wort zugerufen, auf das es sich erhebt, so bleibt auch der Kaukasus nicht bei Moskau, sondern er fällt an das ukrainische Rußland. Die Naphthabrunnen am Kaspischen Meer und die Erze im Schoß des Gebirges werden das ukrainische Land mit dem, was es selber in der Schwarzen Erde und am Donetz besitzt, zum reichsten Europas machen. Dann feiert das alte Rußland noch eine Auferstehung; das Rußland Wladimirs und Jaroslaws des Weisen, der in der Sophia in Kijew ruht, das Rußland, das ein halbes Jahrtausend älter ist, als das Großfürstentum Moskau und das keinen Teil hat an dem tatarischen Zeitalter der Moskowiter.

Moskau 1908

Am 11. April

Wie oft habe ich nun schon hier oben gestanden und habe das zu allen Jahreszeiten wunderbare Bild der Stadt auf mich wirken lassen, die es gleich Rom, Jerusalem und Peking nur einmal auf der Welt gibt! Innerhalb und außerhalb der russischen Grenzen ist nichts, was Moskau gliche. Moltke hat recht, als er von seinem Besuch zur Krönung Kaiser Alexanders II. schrieb, er würde von dem Tage, an dem er in Moskau den Kreml nicht besuchte, denken, er habe ihn verloren. Ein andermal sagt er: „Wer von der Höhe des Kreml zum ersten Male die Stadt Moskau an einem warmen sonnigen Tage erblickt, der wird gewiß nicht glauben, daß er sich hier unter der Breite befindet, wo in Sibirien die Renntiere weiden — Moskau macht den Eindruck des Südens und zugleich den des Fremdartigen, Niegesehenen, man glaubt sich nach Ispahan oder Bagdad oder sonst einen Märchenort versetzt!"

Ist es nicht merkwürdig, wie in dieser Schilderung der preußische Offizier und zukünftige Schlachtenlenker auf den Wegen der Phantasie wandelt, während Frau von Staël, die Französin, vorher an derselben Stelle ihr Empfinden in ein politisches Schlagwort von großer Klarheit und Kürze faßt: Voilà la Rome Tatare!? Moltke hatte unrecht, wenn er meint, es wäre weniger geistreich, aber richtiger geurteilt gewesen, wenn es geheißen hätte: la Rome Russe! Wie sagte Napoleon? „Man kratze den Russen, dann seht ihr den Tataren herauskommen!" Gibt es nicht zu denken, daß diese beiden klugen lateinischen Geister so gleich gedacht und so ähnlich sich geäußert haben? Vielleicht ist sich die berühmte Schriftstellerin über die ganze Tiefe und Wahrheit ihrer Sentenz vom tatarischen Rom selbst nicht so klar gewesen, wie wir heute es sein können. Sie formte ihren Spruch

nach dem, was sie von russischer Kultur sah. Aber die russische Geschichte — mag sie der Verfasserin der Corinna auch ein ebenso unbekanntes Gebiet gewesen sein, wie unseren Gebildeten von heute — und nicht minder die russische Politik, die jetzt, man könnte fast sagen mit Bewußtsein zur tatarischen Periode Rußlands zurückkehrt, sie bestätigen jenes Wort doch mit erstaunlicher Schärfe!

An Moskau glaubt nicht nur der Fremde, sondern auch der Russe selbst als an die Urmutter alles echt russischen Lebens. Von der Höhe des „großen Iwan" liegt das weite bunte, goldfunkelnde Märchenbild der großen Stadt vor dem Beschauer ausgebreitet da: die weißen zinnengekrönten Mauern, die farbigen Massen der Häuser, Dächer, Kirchen und Kuppeln, das Dunkelgrün der Gärten, das helle Band des Flusses, die mauerumgürteten Klöster gleich turmreichen Zitadellen am äußeren Umkreis der unabsehbaren bewohnten Fläche; die gewaltige Erlöserkathedrale an der Moskwa, erbaut, wie es in dem offiziellen Kirchenstil heißt, zum Gedächtnis der Befreiung Rußlands „vom Einfall der Gallier und zwanzig mit ihnen verbündeten Völkerschaften", und weit in der Ferne die Wand der Sperlingsberge, von wo Napoleon zuerst den Ort seines Schicksals erblickte. Wer das sieht, der möchte wie von selber an das Wort glauben: Das da ist das Herz des russischen Wesens!

Sicher, auch wenn jemand alles gesehen hätte, was die Welt sonst an malerischen und bewegenden Bildern bietet, würde doch der Blick auf Moskau stets einer der stärksten Eindrücke im Leben bleiben. Die historische Stimmung und die Vorstellung, daß man hier nicht nur eine Stadt, sondern ein großes, potenziertes Kulturbild vor sich hat, tragen viel dazu bei, die Phantasie des Beschauers zu beflügeln und das Auge in diesem Stück Geschichte nach der Tiefe der Zusammenhänge suchen zu lassen. Und doch, wer tiefer sieht, der sagt sich: Moskau ist *nicht* Rußland von Anfang, es stellt *nicht* die Verkörperung der russischen Geschichte bis auf Peter dar, sondern es ist Rußland nur von

einem bestimmten Zeitpunkt seiner Entwicklung an: von da, wo es aufhört, russisch im ursprünglichen Sinne zu sein und statt dessen anfängt, tatarisch zu werden. Wer das weiß, der wird zu dem Wort der großen französischen Belletristin vom tatarischen Rom immer als zu einer merkwürdigen geschichtlichen Intuition dieses im übrigen so wenig historischen Geistes zurückkehren.

✧

Durch die Geschichte Rußlands geht ein tiefer und trennender Schnitt, wie ihn kein zweites europäisches Volk erlebt hat: der Schnitt zwischen der germanischen und der tatarischen Zeit. Fast vierhundert Jahre hat die erste gedauert, und siebenhundert Jahre sind es bald, daß die zweite begann — die Stadt Moskau aber reicht nur mit ihren frühesten dunklen Anfängen in das alte Rußland, ins normannische Zeitalter zurück, ja sie steht vielleicht nicht einmal auf ursprünglich russischem Boden.

Wenn man von der Höhe des Glockenturms westwärts auf die Dächermasse des unter Kaiser Nikolaus I. erbauten neuen Zarenschlosses hinabsieht, so gewahrt man mitten auf seinem Hofe das Dach einer kleinen und unscheinbaren Kirche, mit einer winzigen vergoldeten Kuppel auf dünnem Stiel. Von den meisten Besuchern des Kreml wird sie kaum beachtet, aber ihr Name weist auf die alte Zeit hin, wo noch Wälder an der Stelle von Moskau wuchsen und das Land eben erst anfing russisch zu werden. Es ist die Kirche„ des Heilands im Föhrenwalde". Als einfacher Holzbau wurde sie nach der Überlieferung im 13. Jahrhundert gegründet, vermutlich von einem der Kleinfürsten aus dem Geschlecht Ruriks, die auf dem ursprünglich russischen Gebiet kein Erbe für sich fanden und darum als Eroberer und Kolonisatoren in die finnischen Wälder vordrangen. Als die nordischen Warjagerfürsten mit ihren Gefolgsmannen die slawischen Stämme im Dnjeprgebiet, an der oberen Düna und am Ilmensee unterwarfen und für das germanisch-slawische Gebilde, das sie

schufen, der neue Name Rußland gebräuchlich wurde, da lagen die meisten Gebiete, die heute diesseits des Ural das russische Reich ausmachen, noch weit außerhalb der russischen Herrschaft. Was uns gegenwärtig als der Kern Rußlands gilt, das Land an der Moskwa, an der Oka, an der oberen und mittleren Wolga, dazu der ganze Norden und Nordosten, war von wenig kultivierten, dünn verstreuten Völkerschaften finnischen Stammes bewohnt. Damals reichte die nordische Waldregion, die durch den Ackerbau allmählich nach Norden zurückgeschoben worden ist, noch weiter nach Süden, und eine letzte Erinnerung daran liegt noch in dem Namen jener Heilandskirche „im Föhrenwalde" inmitten des Kreml. Wer sich das vergegenwärtigt, der sieht, wie wenig Moskau alle Zeitalter der russischen Geschichte in sich verkörpert.

So wie die sächsischen Kaiser und die großen Landesfürsten in Norddeutschland vom 10. bis 13. Jahrhundert die Wenden unterwarfen und ihre eigene Macht erobernd und germanisierend nach Osten trugen, so schob sich in den Jahrhunderten nach der Gründung der Normannenherrschaft in Rußland das Machtgebiet der russischen Fürsten immer weiter nach Nordosten ins finnische Waldgebiet vor, und es bildeten sich dort, ähnlich wie in Deutschland östlich der Elb-Saalelinie, auf erobertem Kolonialgebiet mächtige neue Fürstentümer. Als der Mongolensturm hereinbrach, lag der Sitz des Großfürstentums schon nicht mehr in Kijew, sondern in Wladimir an der Kljasma, etwas östlich vom heutigen Moskau, und in dem damaligen Neurußland mengten sich das Slawen- und Normannenblut mit dem der finnischen Urbevölkerung ganz ebenso, wie in Ostdeutschland die Germanisierung durch Mischung des slawischen mit deutschem Blute erfolgte.

Niemand vermag zu sagen, welch eine Entwicklung die russischen Fürstentümer und die ganze normannisch-slawische Welt östlich der Karpathen ohne die Mongolen genommen hätte. Die Schwärme Batus aber, des Enkels Dschingis Chans,

die im Jahre 1241 auf der Walstatt bei Liegnitz die eindrucksvolle Probe abendländischer Kriegstüchtigkeit erhielten, vor der sie sich in das große östliche Flachland zurückzogen, unterwarfen den größeren Teil von Rußland auf Jahrhunderte hinaus einem barbarischen Joch, und die Nachkommen Kuriks mußten dem Tataren-Chan gehorchen, der in Sarai an der unteren Wolga saß. Das ursprüngliche Rußland oder die Ukraina, Kijew und der Westen, blieb nicht lange unter den Tataren. Es kam an Litauen und Polen und erlebte die Zeit bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts gemeinsam mit diesen Grenzgebieten des Abendlandes. Die später gewonnenen Gebiete dagegen, der slawisch-finnische Kolonialboden, waren über zweihundert Jahre den Tataren unterworfen, und dort ist während dieser Zeit Moskau emporgekommen.

✧

Iwan I., mit dem tatarischen Beinamen Kalita, das heißt der Geldsack, kaufte vom Chan der Goldenen Horde den Großfürstentitel und die Befugnis, selber anstatt der Baskaken, der Steuereintreiber des Chans, in ganz Rußland die Kopfsteuer einzusammeln, um sie dem Oberherrn in Sarai zu Füßen zu legen. Er wählte 1328 Moskau zum Sitz des Großfürstentums und erbaute den Kreml. Auch dies Wort, das einen befestigten Platz, eine Burg bedeutet, ist tatarisch. Von da an läßt sich verfolgen, wie das moskowitische Rußland äußerlich und innerlich tatarisch wird. Die Elemente, aus denen der moskowitische Staat sich bildet, sind eine ebenso merkwürdige wie abstoßende Verbindung miteinander eingegangen. Tatarische Gewaltherrschaft, slawisch-finnische Blutmischung und der darauf gepfropfte, von den Wurzeln religiöser Kraft schon lange getrennte kirchliche Byzantinismus verschmolzen miteinander zu einem Ganzen, das gar keine Züge der Erinnerung mehr an den germanisch beeinflußten Abschnitt der russischen Geschichte trug. Moskau wurde ein asiatisches Gebilde. Der Zusammenhang seiner Entwicklung mit dem altrussisch-normannischen Zeitalter war

zerschnitten. Als am Ende des 15. Jahrhunderts das Joch der Mongolen fällt, da ist Altrußland bei Litauen und Polen, das einstige neurussische Kolonialgebiet aber ist zum Zartum Moskau geworden, dem Abbild der Asiatenknechtschaft, der es so lange unterstanden hatte. Die rechtlose Unterwerfung der Untertanen unter den Herrscher, die gesetzlose Willkür, die Aussaugung des Volkes durch die der Gnade wie der Ungnade des Zaren gleich preisgegebenen Bojaren, die Vernichtung der übrigen kleinen Fürsten mit List, Geld, Gewalt — das sind die Züge, die wir in den Tatarenherrschaften aus dem Erbe Dschingis Chans genau so finden, wie im moskowitischen Rußland, das sich nach ihrem Vorbilde gestaltet hat. Gerade aber während der Jahrhunderte, da das tatarisch gewordene Rußland sich so wandelte, wurde Moskau die Mutter des russischen Wesens.

Am Fuße des Iwan Weliki liegt eine der heiligsten unter den heiligen Kirchen des Kreml, die Kathedrale des Erzengels. In ihr sind die Zaren vom Beginn der Moskauer Periode bis auf die letzten Vorgänger Peters des Großen begraben. Alle aber, die da unter den Steinplatten des Fußbodens schlafen, Iwan Kalita und Iwan III., der das Tatarenjoch abwarf und eine Nichte des letzten Kaisers von Konstantinopel heiratete, Iwan der Schreckliche und die ersten Romanows — sie waren asiatische Fürsten, dachten asiatisch und trieben asiatische Politik. Gleich den Tatarenchanen saßen die Zaren von Moskau in ihrem Palast im Kreml und ließen ihre Wojewoden Krieg führen. Selten, daß einer von ihnen zum Heere ging. Wie anders im germanischen Zeitalter! Im 12. Jahrhundert hinterließ Wladimir II., Großfürst von Kijew, seinen Söhnen ein Testament mit einer Übersicht über sein Leben: „Feldzüge, schrieb er, habe ich im ganzen dreiundachtzig geführt; ich liebte die Jagd, und oft habe ich wilde Tiere gefangen; mit einer Hand habe ich im Dickicht des Waldes mehrere wilde Pferde zugleich gebunden; zweimal hat der Ur mich auf

seine Hörner genommen; der Hirsch hat mich gestoßen; das Elen hat mich mit Füßen getreten; ein Eber riß mir das Schwert von der Hüfte; ein Bär hat mir den Sattel zerrissen, er warf sich auf mich, daß mein Pferd unter mir zusammenbrach. Wie oft bin ich gestürzt, aber der Herr hat mich bewahrt. Darum, liebe Kinder, fürchtet weder Tod noch wilde Tiere; seid Männer, was auch Gott über euch verhängen mag!"

Dies einstige Rußland und seine Fürsten, sie verschwinden mit dem Fall der russischen Mutterstadt Kijew und ihrer Verwüstung durch die Tataren auf Jahrhunderte hin aus der Geschichte. Bis ins 14. Jahrhundert hielten sich in dem Lande zwischen Karpathen und Dnjestr, Halitsch oder Galizien, noch Normannenabkömmlinge als Fürsten. Nach dem Ende der Dynastie von Halitsch brachte der mächtige Großfürst von Litauen, Gedimin, ganz Altrußland mit Kijew in seine Hand. Jahrhunderte später sehen wir noch einmal in den Kämpfen der Ukrainer gegen Polen und Türken das alte Normannenblut mächtig emporwallen. Die Geschichten aus diesem zweiten Heldenzeitalter von Altrußland, die Kosakenkriegszüge und Fehdebriefe wider den türkischen Sultan, der Unabhängigkeitskampf gegen Polen, die verwegenen Heerfahrten zu Pferde und zu Schiff, auf Strom und Meer wie zur Normannenzeit, sind bei uns unbekannt, aber wer Rußland als Gesamtbildung begreifen will, sollte etwas davon wissen. Bogdan Chmelnitzki, der größte ukrainische Hetman um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und der greise Feuerkopf Maseppa zwei Menschenalter später, sie erscheinen von neuem als Gestalten, wie Jahrhunderte früher die normannischen Fürsten von Rußland aus dem Geschlecht Ruriks, des Warjagers. In ihren Adern fließt noch Blut, wie das Blut Swjatoslaws und Wladimirs, der seinen Söhnen das Testament von den dreiundachtzig Heerfahrten schrieb!

Zwischen den Pfeilern, auf denen die Kuppel der Erzengelkathedrale im Kreml ruht, liegt das Grabmal des Zaren Alexei Michailowitsch, des Vaters Peters des Großen. Er ist der letzte

asiatische Zar von Moskau, der letzte und der erfolgreichste, denn er hat Kijew und das ukrainische Land auf dem linken Ufer des Dnjepr mit Moskau vereinigt. Damit schuf er für seinen Sohn Peter die erweiterte Grundlage, die nötig war, um Rußland über Moskowien hinauszuführen und seinen Willen zu immer weiterer Ausdehnung für Europa furchtbar zu machen. Alexei muß darum stets neben Peter als Schöpfer der russischen Großmacht genannt werden. In ihm tritt uns schon etwas von der Energie und der ungebundenen Denkweise seines Sohnes entgegen. Auch Natalia Naryschkin, seine zweite Frau, die Mutter Peters des Großen, ist gleich Peters Schwester Sophia ein Wesen mit Willen und Ehrgeiz, nicht mehr ganz asiatische Haremsexistenz. Ein Schritt aber nur von diesem Zarengrab, und alles Grauen des tatarischen Rußlands weht uns an! In einer kleinen Seitenkapelle rechts von dem Hauptaltar steht der Sarkophag Iwans des Schrecklichen, und neben ihm der seines Sohnes, den der Vater selbst erschlug. Ein Herrscher von bedeutendem Geist, mit einem bis zum Wahnsinn verwilderten Hang zum Rohen und Grausamen, ein Menschenquäler, wie die Erde nur wenige getragen hat, voll hochfliegender politischer Gedanken, und mitten zwischen ihnen versunken in viehische Gelage und Belustigungen von unnennbarer Gemeinheit — so ist uns das Bild dieses Zaren, in dem sich das tatarische Rußland verkörpert, durch die Jahrhunderte überliefert. Wenn er betrunken war, ergötzte er sich erst damit, mit aller Kunstfertigkeit und um die Wette mit seinen Popen das Athanasianische Glaubensbekenntnis zu singen und mit seinem Stock auf ihren Köpfen den Takt zu schlagen; dann aber rief er die Dirnen und Zotenreißer zur Orgie in den Bankettsaal. Brachte ihm ein Bote eine schlechte Nachricht, so stieß er dem Mann die Spitze seines eisernen Stabes durch den Fuß und hieß ihn reden.

Es bezeichnet den russischen Geist, daß Iwan in der Erinnerung des Volks bis auf den heutigen Tag in einem Gemisch

von Grauen und Bewunderung fortlebt. „Grosny" lautet sein Beiname im Russischen, und das läßt sich weder mit grausam noch mit schrecklich übersetzen — es ist die furchtbare, die wahllos und widerstandslos zerschmetternde Gewalt, gleich der des Gewitters, von dem das Wort hergenommen worden ist. In jedem russischen Dorf, in jedem russischen Beamtenkörper gibt es noch in der Gegenwart solche Iwans im Kleinen und im Großen, und die vielberufene russische Gutmütigkeit kann jeden Augenblick, wenn das tatarische Erbe in der Volksseele beschworen wird, sich in wilde Grausamkeit und besinnungslosen Blutrausch wandeln.

St. Petersburg 1909

Am 31. Juli

Heute habe ich die Grabkirche in der Peter-Paulsfestung besucht und darnach mit einem Dumaabgeordneten eine lange Unterhaltung über deutsch-russische Politik gehabt — Dinge zum Nachdenken. Auf der Festungsinsel in der Newa fing jene Entwicklung an, die Rußland auf den Weg zu einer über zwei Erdteile ausgebreiteten Weltmacht gebracht hat, und diese Entwicklung, das ist mir bei dem Gespräch im Arbeitszimmer des Deputierten deutlich geworden, hat im letzten Jahrzehnt Bahnen eingeschlagen, auf denen der Zusammenstoß Rußlands mit den Lebensnotwendigkeiten Deutschlands nicht mehr wird ausbleiben können.

Für uns zu Hause wäre es gut, man wüßte etwas mehr von russischer Geschichte, nicht nur von der neueren und neuesten, sondern auch von der alten. Man muß sehr weit zurück, um über die russischen Dinge im ganzen zu urteilen und die russische Gefahr zu begreifen. Ja, die russische Gefahr! Ich stehe nicht an, sie so zu nennen, und ich wünschte, wir lernten sie alle bald so beim richtigen Namen nennen.

Zur Festung geht es zuerst auf der Troitzky-Brücke über die majestätisch breite Newa hinüber auf die Petersburger Seite. Sie wird so genannt, weil dort auf dem rechten Ufer das ursprüngliche Petersburg, die Gründung Peters des Großen, entstand. Am andern Ende der Brücke ein Stück flußabwärts liegt auf einem Inselchen im Strom die alte Zitadelle, zu der Peter am 16. Mai 1703 den Grund legte. An diesem kleinen steinernen Werk, dessen Anlage noch ganz im Befestigungsstil des 18. Jahrhunderts erhalten ist, haftet ursprünglich der Name Petersburg. Die Festungsinsel ist frei zugänglich zum Besuch der Kirche, aber den weiten Hof umgeben rings die berüchtigten Kasematten, in denen die politischen Verbrecher gefangen gehalten werden. Soviel brutale Versündigung gegen den Geist der Menschlichkeit, wie diese Mauern enthalten, hat bis auf den heutigen Tag wohl kaum ein zweiter Platz auf der Welt gesehen.

Die Anlage der Kirche mit dem hohen Turm an der Westseite, der überschlanken vergoldeten Spitze, den drei Schiffen und der hell getünchten Pfeilerarchitektur des Innern erinnert bis auf die Bilderwand vor dem Altar an kein russisches Kultgebäude. So wollte es Peter haben. Im Gegensatz zu dem dämmerigen Halbdunkel, das sonst in den russischen Kirchen herrscht, flutet ein unrussisch helles Licht durch hohe und breite Fenster. An den Pfeilern sind eroberte Fahnen aus allen Kriegen Rußlands drapiert. Der größte Teil des Raumes vor dem Altar und in den Seitenschiffen wird von den weißen Marmorgrabmälern der russischen Herrscher und der Angehörigen des kaiserlichen Hauses seit Peter dem Großen eingenommen. Die Kaisergruft liegt unter dem Fußboden; die Sarkophage oben in der Kirche bezeichnen die Stelle, wo darunter der eigentliche Sarg beigesetzt ist. Die Ruhestelle des ermordeten Kaisers Alexander II. ist über und über mit Kränzen, Blumen und anderen Zeichen pietätvollen Gedächtnisses bedeckt. Daneben auf dem Grabmal seines Sohnes Alexander III. liegen ein goldener Lorbeerzweig und ein Degen, gekreuzt mit einem Ölzweig.

Diese bedeutsamen Weihestücke haben zwei Präsidenten der französischen Republick, Felix Faure und Emile Loubet, bei ihren Besuchen 1897 und 1902 auf dem Grabe des orthodoxen russischen Selbstherrschers niedergelegt, der sich zu dem Bündnis mit der demokratischen und atheistischen Republick entschloß.

Unter den Sarkophagen tragen diejenigen, die ein Kaisergrab bezeichnen, vier vergoldete Adler auf den Ecken. Wer die Reihen dieser weißen Monumente überblickt und sich des Schicksals der Herrscher erinnert, die unter ihnen ruhen — man denke nur an das gewaltsame Ende Peters III., Pauls I., Alexanders II. —, dem kommt jenes Wort in den Sinn, die russische Verfassung sei Despotismus, temperiert durch Meuchelmord. Noch ein anderer Gedanke stellt sich ein: der letzte Herrscher rein russischen Blutes, der hier begraben liegt, war Peter der Große! Die Frau, von der seine Töchter Anna und Elisabeth stammten, war eine livländische Bauernmagd. Sie wurde bei der Eroberung von Marienburg in Livland gefangen und ging durch viele Hände, bis Peter sie sah und begehrte. Ihre Tochter Anna heiratete einen Herzog von Holstein-Gottorp; deren Sohn war Peter III., dem seine regierende Tante Elisabeth befahl, eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die spätere Kaiserin Katharina II., zu heiraten. Ob Peter III., der Mann Katharinas, auch der Vater Kaiser Pauls ist, weiß niemand. Wahrscheinlich war Pauls Erzeuger ein Günstling Katharinas, Namens Saltykow. Ist das richtig, dann wäre mit diesem wieder russisches Blut in die Dynastie gekommen. Kaiser Paul bewog einen Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, ihm seine Braut, die Prinzessin Sophie Dorothea von Württemberg, gegen eine jährliche Pension von 10000 Rubel abzutreten. Sein ältester Sohn war Alexander I., der sich mit Elisabeth von Baden verheiratete. Deren Sohn Nikolaus I. wurde der Gatte der ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen und der Königin Luise: Charlotte. Aus ihrer Ehe stammt Alexander II.; dessen Gattin war eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Sein Sohn

Alexander III. heiratete Dagmar, die Tochter König Christians IV. von Dänemark. Die gegenwärtige Kaiserin von Rußland ist wiederum eine Hessin. Seit zweihundert Jahren, oder seit mehr als hundertundfünfzig, wenn man von dem Geburtsjahr Pauls die Dynastie Saltykow statt der Dynastie Holstein-Gottorp als regierendes Haus in Rußland betrachten will, ist also kein russisches, sondern nur noch germanisches, meist deutsches Blut in das russische Herrscherhaus gekommen. Trotzdem hat die Feindschaft gegen Deutschland im russischen Volke immer mehr zugenommen, und seit Alexander III. hat sie sich auch das zarische „Selbstherrschertum" dienstbar gemacht.

Wie hoch die Erbitterung in der Gesellschaft bei den Politikern und auch am Hofe gestiegen ist, das habe ich erschreckt heute im Gespräch mit dem Dumaabgeordneten, einer sonst sehr gemäßigten Persönlichkeit, gesehen. Unser Eintreten für Österreich-Ungarn in seinem Konflikt mit Serbien, 1908, wird als zielbewußte Verweigerung der russischen Lebensideale am Balkan und an den türkischen Meerengen verstanden, und die hier fest behauptete Tatsache, daß ein Brief aus Berlin den russischen Kaiser persönlich vor die Wahl: Rückzug oder Krieg! gestellt habe, ruft einen Ingrimm hervor, der vom feindseligen Ausbruch nur durch das Gefühl der augenblicklichen Schwäche zurückgehalten wird.

Merkwürdig, wie durch die tausend Jahre der russischen Geschichte hindurch, nur vorübergehend unterdrückt und stets von neuem mächtig anschwellend, derselbe Grundton zieht: Konstantinopel! Der jetzige Kaiser tat als Großfürst-Thronfolger fern in Ostasien am Ussuri den ersten Spatenstich zum Bau der transsibirischen Bahn. Danach wollte es beinahe scheinen, als ob das legendarische Testament Peters des Großen und der Traum vom goldenen Byzanz für eine Weile in den Hintergrund des russischen Denkens traten. Ostasien war das neue Ziel, und die begeistert verkündete Parole „Rußlands

Hand über ganz Asien" riß einen großen Teil der öffentlichen Meinung, auch der oberen Sphären, mit sich fort. Da kam England und scheuchte mit Hilfe seines japanischen Bundesgenossen die russischen Hoffnungen wieder aus dem fernen Osten hinweg. Nichts war natürlicher und nichts war beabsichtigter, als daß sie um so verlangender zu dem alten Ziel am Bosporus und den Dardanellen zurückkehrten. Dort will England sie haben, denn dort ist mittlerweile Deutschland als Verteidiger der Türkei auf den Plan getreten, und dadurch, so rechnet man in England, muß die wachsende Mißstimmung des Russentums gegen Deutschland zur Flamme heller Feindschaft auflodern. Genau so kommt es, — und auch das andere, was England noch will, wird kommen!

Langsam wälzt sich draußen die Strömung der Newa an der granitenen Verkleidung der Festungsbastionen vorbei, den nahen Gewässern des finnischen Meerbusens zu. Hier an der Newamündung hat die russische Geschichte angefangen, und schon bevor es ein Rußland gab, war ihr der Zug nach Byzanz vorgezeichnet. Durch die Newa, den Ladogasee, den Wolchow, den Ilmensee und dessen Zufluß Lowat geht eine zusammenhängende Wasserstraße bis unmittelbar in die Nähe des Stromgebiets der Düna, und über ein paar kurze, bequeme Wasserscheiden gelangt man weiter zum Dnjepr, zum Schwarzen Meer und zum Bosporus, wo sich der Zugang zur Kaiserstadt öffnete. Schon in alter Zeit war dies ein befahrener Handelsweg zwischen dem Orient und dem europäischen Norden. Die Skandinavier nannten ihn den „Ostweg", im Unterschied vom „Westweg" zum Mittelmeer, der um ganz Europa herumführte. Auf ihren seegehenden Ruderbooten drangen sie durch die Flüsse und Seen so weit wie möglich aufwärts, zogen dann die Fahrzeuge über die niedrigen „Woloke" gegen das Schwarze Meer, nahmen um Gold und Beute Kriegsdienste beim byzantinischen Kaiser oder plünderten die Städte an den Gestaden der Propontis und des Ägeischen Meeres. Am Ende des 9. Jahrhunderts

n. Chr. festigte sich die schwedische Königsmacht, und von Birka im Mälarsee, der Hauptstadt, sandten die Könige die Ruodslagen die Rudergenossen, das Aufgebot ihrer Seewehr, in die Newamündung und weiter, um die große Handelsstraße nach dem Süden fest in ihre Gewalt zu bringen. Byzanz und Bagdad hatten vor allen Dingen großen Bedarf an Sklaven, und solche waren bei den Finnen und Slawen zu beiden Seiten des „Großen Wasserwegs" in Fülle zu erbeuten. Sklavenjagden, um für gutes Gold die menschliche Beute zu den Byzantinern und Arabern zu verhandeln, waren ein Hauptgrund für die Normannensiedlung, von der die Anfänge Rußlands stammen, und von den Ruodslagen oder Ruodsen ist der Name Rußland gekommen!

Schwedische Wikingerfürsten setzten sich mit starkem Kriegsgefolge an den beiden beherrschenden Punkten des großen Wasserweges fest: in Nowgorod am Ilmensee und in Kijew am Dnjepr. Sie gewannen die Herrschaft über die unorganisierten Slawenstämme, und von dieser neuen Grundlage aus betrieben sie den Sklavenhandel und die Heerfahrten gegen Konstantinopel. Hrorekr, Roderich, russisch Rurik, und seine Brüder Sikniutr und Thorvadr werden von der Überlieferung als die Gründer der neuen Macht genannt. Kuriks Vetter Helgi, den die Slawen Oleg nannten, bemächtige sich Kijews und zog mit gewaltiger Macht — 80000 Mann und 2000 Boote erzählt übertreibend die Chronik — gen Byzanz. Diese Raubzüge der Normannenfürsten von Kijew dauerten fortan über ein Jahrhundert. Ein Urenkel, Kuriks, Wladimir wurde aus Kijew vertrieben, floh nach Schweden, kehrte mit einem großen Normannenheer zurück, bemächtigte sich der Alleinherrschaft, wurde Christ und heiratete die byzantinische Prinzessin Anna, eine Schwester der deutschen Kaiserin Theophano. Er, seine Söhne und seine Mannen waren noch ganz und gar Skandinavier. Die slawischen Stämme, Kriwitschen, Sewerjanen, Poljanen, Drewljanen und wie sie alle hießen, waren den Wikingern

unterworfen, zahlten Tribut, unterhielten Fürsten und Gefolge, empörten sich auch gelegentlich gegen hohe Forderungen und schlugen einen Fürsten tot, wenn er mit zu schwacher Mannschaft zur Schatzung kam. Erst spät vermischten sich Normannen und Slawen, die Verbindung mit Schweden wurde lockerer, die slawische Sprache trat an die Stelle der nordischen, und als es zur Kirchentrennung zwischen Byzanz und Rom kam, schied Rußland auch geistig aus der Verbindung mit dem Abendland.

Jahrhunderte lang müssen wir uns also das russische Reich als eine nordländisch-germanische Herrschaft auf slawischem Boden vorstellen, mit germanischer Verfassung, germanischen Lebensgewohnheiten und germanischer Herrensprache. Konstantinopel ist der geschichtliche Urgrund für die Entstehung Rußlands. Das Normannenreich von Kijew und Nowgorod, das Reich Wilhelms des Eroberers in England, das Reich Robert Guiscards in Sizilien und Neapel — sie sind gleichzeitige Ausstrahlungen von demselben Kern im germanischen Norden. Erst der Einbruch der Mongolen hat die Züge des normannischen Charakters unter der Nachkommenschaft Ruriks ausgelöscht.

Rußland also ist von Konstantinopel gekommen, und nach diesem Ziel ist die russische Politik zurückgekehrt, sobald wie das Ende der Mongolenherrschaft das Russentum wieder zur Selbständigkeit erwachen ließ. Moskau ist das dritte Rom, hat schon der Zar Iwan IV., der Schreckliche, geschrieben! Byzanz, das zweite Rom, war Erbe des ersten, und das dritte soll Erbe des zweiten sein. Das ist russischer Glaube. Der Glaube sieht verschieden aus auf dem Zarenthron, in der gebildeten Gesellschaft, beim Kleinbürger und beim Bauern, aber in irgend einer Gestalt existiert überall der Gedanke der Weltherrschaft, das heißt der Herrschaft Rußlands über die Völker und Länder, die es für sein Erbe hält. Sein Erbe sind nach der russisch-politischen Glaubenslehre alle Slawen und alle Gebiete, über die das byzantinische Kaisertum herrschte, als die warjagischen Fürsten Konstantinopel bestürmten.

◇

Zwischen der Zeit, da die Ruderschiffe der Normannen von Schweden herüberkamen und in die Newa einfuhren, um den Wasserweg nach Süden zu gehen, und der Zurückbringung der russischen Herrschaft an ihre Wiege durch Peter den Großen liegen die germanische und tatarische Zeit, Kijew und Moskau. Moskau ist das Denkmal der Tatarenzeit; Petersburg sollte das Fenster nach Europa sein. So sprach Peter von seiner Gründung. Vor der Isaakskathedrale auf dem linken Newaufer steht sein Denkmal, die berühmte eherne Reitergestalt im wehenden antiken Kriegsmantel, kein gekünstelter Klassizismus, sondern eine gewollte Erinnerung an das Erbe des byzantinischen Kaisertums. Zehntausend Menschen schleppten den Granitfels aus den finnländischen Sümpfen heran, und auf die viele Hundert Tonnen schwere Masse wurde der Reiter mit dem Roß gesetzt, das im Hinaufsprengen auf den Felsen eine Schlange zertritt: die Neider Rußlands, die ihm sein Erbe mißgönnen. Das Denkmal ist eins der schönsten Monumente der Welt, ein großer Wurf des Künstlers und der Kaiserin, die ihrem Vorgänger — ihr Vorfahr war es nicht — auf den Granit in lateinischer und russischer Sprache die Widmung setzte: Peter dem Ersten Katharina die Zweite. Diese einstige kleine Prinzessin von Anhalt-Zerbst, deren politisches Genie die Legende erklärlich macht, sie sei eine natürliche Tochter Friedrichs des Großen gewesen, arbeitete gleich einer Verkörperung der russischen Weltherrschaftsidee an dem Ziel, Konstantinopel zu gewinnen. Einmal glaubte sie sich ihm schon so nahe, daß sie ihren zweiten Enkel Konstantin zu taufen befahl, als den erhofften Begründer der russischen kaiserlichen Nebenlinie am Bosporus. Es gibt aber auch noch eine andere Deutung der Schlange, und die ist richtiger: nicht die äußeren Feinde der russischen Hoffnung, sondern der innere Feind, das vielhundertjährige tatarische Rußland selber ist es, das seine Giftzähne gegen das Roß zückt, und es wird mit nichten von seinen Hufen zerschmettert, sondern herrscht noch heute über den russischen Geist.

Auf dem Sarkophag Peters in der Kirche auf der Festungsinsel steht die ungeschriebene Frage: Wo blieb damals das tatarische Rußland, als der zarische Zimmermann das Fenster nach Europa durchhieb? Es ist nicht davongezogen, sondern dageblieben, weil weder Peter noch einer seiner Nachfolger der Mann dazu war, ein Ende mit ihm zu machen. Peter konnte seinen Russen ihre asiatischen Röcke und ihre Bärte abschneiden, aber der asiatische Geist blieb stärker als er. Eroberung ist von Anbeginn die Wesensart der asiatischen Großreiche gewesen, und mögen Perser und Araber damit noch geistige Ideen verbunden haben — die mongolischen Welteroberer, denen Rußland anheimfiel, erstrebten nur die nackte Gewaltherrschaft, allein um ihrer selbst und um der Knechtung der Unterworfenen willen. Dieser mongolische Geist hat auch Moskau und die Herrschaftsideale der alten wie der neuen Moskowiter durchdrungen. Niemand kann Petersburg verstehen ohne Moskau, das zu uns von dem großen asiatischen Abgrund redet, in den Rußland versank, als es den Tataren zum Opfer fiel. Aus diesem Abgrunde ist der Geist emporgestiegen, der unverändert auch durch die Eroberungsgier und die kulturfeindliche Zerstörungswut des neuen Rußland weht. Die glänzende Außenseite Petersburgs, seine Dome und Prachtstraßen, die Denkmäler, die granitne Stromeinfassung, von der man gesagt hat, sie sei ein Wunder der Welt, der Luxus und die äußerlich großartigen Lebensformen der oberen Gesellschaft verleiten viele dazu, zu glauben, Rußland sei jetzt viel tiefer europäisiert, als damals, wo Peter Kleiderordnungen erließ und Schiffswerften zu bauen befahl, um aus Moskowien ein Glied in der Gemeinschaft der europäischen Großmächte zu machen. In Wahrheit hat Rußland auch in St. Petersburg nicht aufgehört, tatarisch zu sein, und wer die Russenherrschaft kennt, der weiß, daß, ob sie von Petersburg ausgeht oder von Moskau, sie nie ein anderes Ziel verfolgt hat und auch heute kein anderes verfolgt, als die Knechtschaft derer, die unter ihre Gewalt fielen.

Rußlands Wesen war für viele von uns so lange verhüllt, wie die Selbstherrscher auf dem Thron Peter des Großen in der Tat die Machtfülle besaßen, die auswärtige Politik ihres Reichs nach ihrem persönlichen Willen und ihrer Einsicht zu lenken, und so lange wie die Gesellschaft, die ihren Thron umgab, nach ihrer geistigen Schulung und Herkunft ungefähr in dieselbe gebildete Kulturschicht hineingehörte, wie die entsprechenden Klassen in Westeuropa. Dann aber kam die Zeit, wo der asiatische Urgrund Moskowiens sein Recht wiederforderte, wo er immer höher in der Regierung emporbrang und schließlich den Zaren selbst zum bloßen Vollstrecker der Befehle machte, die die tatarische Seele Rußlands ihm gibt.

Nach Peter und Katharina war der stärkste Wille in der russischen Geschichte der Kaiser Nikolaus I. Er wollte Rußland vom Geist des Westens freihalten, verbot Eisenbahnen zu bauen und verlor darüber den Krimkrieg, denn ohne Bahnen war es nicht möglich, die Heeresmassen nach Süden hinunter zu bringen, die notwendig gewesen wären, um den Kampf zu gewinnen. Ein Menschenalter verging, Bahnen durchzogen die Schwarze Erde, die Getreidegouvernements im Süden und Osten des Reichs, und die unabsehbare südrussische Steppe, in der man vordem wenig Korn gebaut hatte, weil es keine Möglichkeit gab, es zu verkaufen und zu verfrachten, wurde ein wogendes Getreidefeld. Ungeheure Massen von Weizen fingen an, sich aus Rußland auf den Weltmarkt zu ergießen. Ausfuhrlinien für das Getreide strebten nach allen Häfen, aber vor allen Dingen lenkte die Natur der Verhältnisse ihren Lauf zu den Hafenplätzen am Schwarzen Meer. Die ganze russische Volkswirtschaft wandelte sich, und das neue Leben, die Ausfuhr und Einfuhr, die Anleihen, die Eisenbahnen selber — alles beruhte auf dem Kornreichtum der Schwarzen Erde und auf seiner sicheren Verschiffung nach Europa.

So bekam der alte Gedanke an die Eroberung des russischen Erbes in Byzanz noch den scharfen Stachel des Verlangens

nach sicherer Beherrschung der Wege, die für Rußland offen bleiben mußten, wenn das russische Korn fort und fort den Weg auf den Weltmarkt finden sollte. Wenn die russischen Herrscher von Peter dem Großen bis auf Nikolaus I. von den Meeresengen als von den Schlüsseln zum russischen Hause sprachen, so war das vor allen Dingen ein machtpolitisches Verlangen; Rußland blieb Rußland auch ohne Konstantinopel. Von da ab jedoch, wo wirtschaftliche Lebensfragen mitspielten, wurde das anders. Kam nun jemand nach Konstantinopel, der imstande war, der Türkei die Hände zu stärken, daß sie das Tor zum Schwarzen Meer schloß, so konnte er damit das russische Leben mit Erstickung bedrohen — sobald er Rußlands Feind war, oder Rußland der seine!

Rußlands Verlangen, die Meerengen zu beherrschen, damit niemand es wirtschaftspolitisch ersticken könne, und Deutschlands Entschlossenheit, sich durch kein russisches Konstantinopel die Verbindung über Österreich-Ungarn und den Balkan mit dem Orient entzwei schneiden zu lassen, sind durch keine friedliche Lösung miteinander vereinbar. Welchen Ausgleich auch immer jemand ersinnen mag, stets wird der eine oder der andere Teil dadurch benachteiligt sein, daß sein Gegenpart eher den entscheidenden Augenblick erfassen und dem Gegner das Tor zusperren könnte, das gleich wichtig ist für beide. Es ist ganz und gar eine Illusion, zu denken, daß eine Versöhnung dieses Gegensatzes sich finden wird, und wenn überhaupt irgendetwas auf der Welt eine Frage von Blut und Eisen ist, so ist es diese!

✧

„Warum wollt ihr uns nicht nach Konstantinopel lassen?" So fragte mich der russische Politiker, als ich ihm vorhin in seinem Arbeitszimmer gegenüber saß. „Was treibt euren Kaiser dazu, dem unsern um dieses zerfallenden Österreichs willen einen Brief zu schreiben und darin mit der ge-

panzerten Faust zu drohen, wenn wir den Kampf um unser Erbe austragen wollen? Nehmt von Österreich, was euer ist und laßt uns, was unser ist!"

Einem solchen Willen gegenüber gibt es keine Gründe. Die Russen müssen Konstantinopel wollen, und wir können nicht anders, als es ihnen verwehren.

Was wird, wenn über Jahr und Tag der Weltkampf kommt? Wie werden wir ihn innerlich bestehen, wenn doch klar ist, daß auch der Gegner um das höchste Recht des Staates kämpft, um seine Lebenssicherheit? Dann antworten wir: „Rußland ist kein Staat aus der abendländischen Kulturfamilie, keine Macht, zu deren inneren Daseinselementen die großen sittlichen Gewalten aus dem Erbe des Abendlandes von altersher gehören. Statt dessen hat es in sich den tatarischen Geist der Zerstörung aller freiheitlichen Lebensformen, der Zertretung der Unterworfenen, der Ausrottung der höheren Kultur!"

Vergeblich hat Rußland den Versuch gemacht, sich zu europäisieren, bevor es die Tatarisierung innerlich überwunden hatte. Die asiatischen Gewalten in seinem Blut sind zu stark, es kann die europäischen Kulturelemente, die es sich einverleibt, nicht unzerstört in sich dulden. Ein und das andere Mal hat es an sich gehalten, aber stets ist der Mongolenhaß gegen die höhere Lebensform wieder losgebrochen: gegen die Finnländer, gegen die Deutschen, gegen die Polen, gegen alles, was anders sein wollte, als das Moskowitertum. Wir gehen zu den Völkern in der Welt und in der Geschichte, zu Indern und Persern, zu Juden und Griechen, zu Römern und Germanen, nach Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland, England — immer steht eine eindrucksvolle Antwort auf die Frage vor uns, was der Geist einer jeden von all diesen Nationen für die geistige Kultur der Menschheit geschaffen hat. Nehmt eine dieser Kulturen aus dem Bau der Weltkultur heraus — siehe da, es klafft eine Lücke, die das Ganze um vieles verschlechtert! Was aber

geschähe, wenn man sich Rußland aus der Kultur hinwegdenkt? Nichts! Nirgends würde der Welt etwas wahrhaft Großes fehlen! Die Russen sagen, sie hätten die Mongolenherrschaft von Europa abgehalten und ein Vierteljahrtausend die Last getragen, die sonst Europa hätte tragen müssen. Welch eine Torheit! Die Schwärme Batus sahen ihre Kraft an der kriegerischen Stärke des Abendlandes gebrochen. Eine Welt wie das mittelalterliche Europa, konnten keine Mongolen beherrschen, selbst wenn sie einmal in der Schlacht den Sieg gewannen. Den unentwickelten russischen Fürstentümern gegenüber waren aber die Tatarenchane der stärkere Teil.

Stets wenn wir an Rußland denken, müssen wir uns die innere Teilung des Reiches vorstellen: Moskowien, das die Tatarisierung erlebt hat; die Ukraina oder Altrußland, das während das Mongolenjoch auf Moskau lastete, mit den östlichsten Gliedern der abendländischen Welt verbunden war; die europäischen Länder, die Rußland zu erobern imstande war, nachdem Zar Alexei des größeren Teils der Ukraina mächtig geworden war. Zwischen diesen drei Bestandteilen gibt es so starke Verschiedenheiten, daß Rußland, wenn es sich in einen Krieg auf Leben und Tod stürzt, Gefahr läuft, auf den Grenzlinien der drei Gebiete auseinandergebrochen zu werden. Dann kann die große östliche Welt in sich gesunden, sobald die Teile, die ursprünglich zum Abendland gehören, wieder eine Entwicklung einschlagen, die an ihre geschichtliche Vergangenheit anknüpft, und das Stück, das dann übrig bleibt, Moskau, allmählich an den inneren Folgen dieser gewaltsamen Krisis seine asiatische Seele verliert. Dann erst verdient es, in die europäische Gemeinschaft aufgenommen zu werden! Dies ist das tragische Motiv im russischen Dasein, daß in dem heutigen Rußland neben dem tatarischen und dem moskowitischen Geist Seelenkräfte des abendländischen Lebens sich regen und gegen die asiatische Welt ankämpfen wollen, in die sie gebannt sind. Diese Welt aber ist stärker als sie, sie verdirbt

und zersetzt alles Gute, macht es unfruchtbar und heimatlos und zwingt die gewaltige materielle Stärke, die Rußland trotz aller Mißwirtschaft besitzt, in den Dienst des barbarischen Eroberwillens gegen die europäische Kultur.

Petersburg und diese Stunde auf der Newainsel an den russischen Kaisergräbern legen Zeugnis ab von der Wahrheit, die kein historisch geschulter Geist vergessen sollte: daß eine verderbliche Entwicklung von Jahrhunderten, eine Entwicklung, die den Geist eines ganzen Staatswesens und eines Volkes bis ins Innerste beeinflußt hat, unauslöschbar ist, wenn ihr nicht Gegenkräfte aus der sittlichen Kulturwelt eingeflößt werden. Sie allein können das Heilmittel gegen den asiatischen Schaden bringen — aber davon ahnte der große Gewaltmensch nichts, der Petersburg gründete; davon haben auch seine Nachfolger bis auf den heutigen Tag nur selten etwas geahnt, und die wenigen, die es taten, waren schwächer, als das tatarische Erbe, das Erbe von Moskau!

Dorpat 1907

Am 29. Juli

Zwanzig Jahre sind es her, seit ich zum ersten Male als Student von der Höhe der mächtigen Turmstümpfe des Doms den Blick über das alte Dorpat schweifen ließ! Wieder wie damals liegt mir zu Füßen der helle Universitätsbau, das weithin gebreitete Rot der Dächer, der grüne Mantel der Baumanlagen um die Ruine, und in bläulichem Duft verschwimmt fernhin die wellige Landschaft, durch die von Westen der Embach geflossen kommt und durch die er seinen Lauf weiter nach Osten zur meeresgleichen Wasserfläche des Peipussees nimmt.

Wieviel liegt für mich in diesen zwei Jahrzehnten: Arbeiten und Reisen in Asien und Afrika, Studien in der versunkenen Kulturwelt auf dem iranischen Hochlande und an den meso-

potamischen Strömen, Märsche durch den tropischen Urwald in Äquatorial-Afrika, zuletzt etwas Mittun am Bau des überseeischen Deutschland in der südwestafrikanischen Steppe, das ein Ende fand, weil zwischen Amt und Meinung zu wählen war. Blicke ich aber hier, wo ich zuerst als junger Mensch wissenschaftlich-historisch empfinden und denken lernte, zurück auf die Jahre, die ich fern von der baltischen Heimat verlebt habe, so sehe ich, daß die Erkenntnis, was die Geschichte dieser Lande für die abendländische Welt bedeutet, uns heute noch notwendiger geworden ist, als einstmals. Wie wenig Menschen gibt es doch, die etwas von diesen Dingen wissen! So vielerlei bei uns in Deutschland gelernt wird, von der ältesten, ursprünglichen und wichtigsten deutschen Kolonialgeschichte ist selten etwas dabei! Mitunter kommt jemand aus dem neuen Deutschland in dies Stück des alten Reiches, sieht hier die Denkmäler deutscher Kultur aus vielen Jahrhunderten, die einen noch aufrecht, die andern in Trümmern, und staunt über die Entdeckung! Auch unsere Dorpater Domruine ist solch ein Zeugnis: das nördlichste Denkmal der deutschen mittelalterlichen Backstein-Gotik, von dem noch bedeutende Reste erhalten sind. Am Ende des 16. Jahrhunderts, in einer Johannisnacht, fiel die doppelt getürmte stolze Kathedrale der Dorpater Bischöfe dem Sonnwendfeuer zechender Kleriker zum Opfer. Über zweihundert Jahre später wurde ein Stück wieder ausgebaut, und zwischen den weiß getünchten Pfeilern des neu unter Dach gebrachten hohen Chors gab man den Bänden der Dorpater Universitätsbibliothek ihren Platz. Die alte deutsche Bischofskirche auf dem Domberg, die deutsche Hochschule an seinem Fuß, Luthers Sendschreiben „an die Christen zu Righe, Revel und Therbten in Liffland", der zähe Widerstand, den das deutsche Leben hier seit Jahr und Tag der gewaltsam verlangten Unterwerfung unter das Russentum leistet, die Rolle Livlands seit sieben Jahrhunderten in der Behauptung des Abendlandes gegen den Osten — das sind

Dinge, die von Grund auf zu den geschichtlich und politisch bedeutsamen Lebensäußerungen deutschen Wesens gehören. Aber die Leute in Deutschland sehen sie wie durch einen Nebel, ohne Anteilnahme, ohne Verständnis und ohne Glauben, daß es Geist vom deutschen Geist ist, was hier durch die Jahrhunderte gearbeitet und gekämpft hat, was heute noch arbeitet und kämpft.

Dorpat soll nach russischem Willen fortan nicht mehr Dorpat heißen, sondern Jurjew, so wie es schon einmal vor bald tausend Jahren von den Russen genannt wurde. Wird es Rußland gelingen, den Faden dort wieder anzuknüpfen, wo er entzweiriß, als die deutsche Kolonisation bis nach Livland vordrang? Damals ist Livland zu einem Stück der abendländischen Welt geworden. Den Körper des Landes haben die Russen im großen nordischen Kriege wieder an sich gerissen, nun aber wollen sie ihm auch seine deutsche Seele rauben. Darüber wird aber nicht mit Namensänderungen entschieden, und bis mit dem Namen auch das deutsche Wesen in Livland gefallen ist, werden sich das deutsche und das russische Schwert noch einmal kreuzen um die alte Kolonie des Reiches zwischen der Memel und dem Narwafluß!

Was ist Livland für die deutsche Geschichte? Wann war es, als hier Deutsche und Russen ihre ersten Kämpfe kämpften? Am Anfang des 11. Jahrhunderts n. Chr. lebte in den russischen Fürsten noch das Wikingerblut der Warjager, die aus der zusammenhangslosen und ungegliederten Masse der Ostslawen das ursprüngliche Rußland gestalteten. Wladimir der Heilige, Großfürst von Kijew, hatte von der Byzantinerin Anna einen Sohn, Jaroslaw, mit seinem christlichen Namen Georg oder Jurij. Dieser Jaroslaw, ein Vetter Kaiser Ottos III., hatte Ingegard zur Gattin, die Tochter des ersten christlichen Königs von Schweden, Olaf. Zu der Zeit war das Band zwischen Rußland und Schweden noch so eng, daß Jaroslaws Name in der skandinavischen Überlieferung lebendiger ist, als in der russischen.

Jaroslaw beherrschte Nowgorod, den wichtigsten Punkt am großen Wasserwege nach Byzanz, und zu Nowgorod gehörte als „jüngere Schwester" Pskow, von den Deutschen Pleskau genannt, kurz vor der Mündung des Welikajaflusses in den Peipus gelegen. Von Pleskau führt der Weg zu Wasser über den See und den Embach ins Land der Esten, die alte Feinde der Skandinavier waren. Noch fünfzig Jahre nach Jaroslaw drang eine Estenflotte in den Mälarsee ein, und ihre Mannschaft verbrannte die schwedische Hauptstadt Sigtuna! Jaroslaw zog mit einem Heer gegen die Esten, besiegte sie, legte an der Stelle, bis zu der seine Boote vom See aus den Embach hinauffahren konnten, eine Feste an und nannte sie nach seinem Namen Jurjew. Wahrscheinlich stand dort, auf dem späteren Domberg, auch schon eine Estenburg Tarbate. Unter Jaroslaw, erzählt die russische Chronik, hätten Esten, Liven, Letten und Litauer dem russischen Großfürsten Tribut gezahlt. Nach seinem Tode zerstörten die Esten Jurjew wieder, aber die Nowgoroder gaben ihren Anspruch nicht auf und drangen wiederholt mit Heeresmacht durch das ganze Estenland bis nahe an die Ostsee. Weiter südlich, im Gebiet der Liven, saßen Nachkommen des Normannen Ragnvald von Polozk, mit seinem russischen Namen Rogwolod, als Teilfürsten über tributpflichtige Eingeborene in den Festen von Gercike und Kokenois, Kokenhusen, nur wenige Meilen vom Rigaschen Meerbusen entfernt.

Als die Deutschen kamen, machten sie mit den schwachen russischen Fürstentümern an der Düna bald ein Ende. Aber die Nowgoroder dachten nicht daran, ihre Ansprüche aufzugeben. Sie brachen mit einem großen Heere ins Estenland ein, sobald sie hörten, daß die Esten von den Lateinern das Kreuz genommen hätten, statt auf die russischen Priester zu warten, die man ihnen früher versprochen, aber nicht geschickt hatte. Am Embach fochten die deutschen Ritter mit den stolzen Nogardiern — so hießen die Leute von Nowgorod bei den Deutschen — und mit den Pleskauern. Ein Menschenalter nach der Gründung Rigas

war Pleskau in den Händen der Ritter, und jenseits des Narwaflusses nahmen und befestigten sie Koporje. Damit war das trennende Becken des Peipus im Süden und im Norden umgangen und Groß-Nowgorod selber erschien bedroht. Gelang es den Deutschen, Pleskau und Nowgorod gleich Livland zu unterwerfen und das baltische Küstengebiet mit seinem russischen Hinterlande zu vereinigen, so konnte leicht ganz Nordwest-Rußland vom Schicksal des slawischen Ostens und Südens, der unter den Mongolen seufzte, getrennt werden.

Da beriefen die Nowgoroder einen tapferen Mann, den Großfürsten Alexander Jaroslawitsch. Er schlug die Schweden an der Newamündung und hielt so den Weg zur Ostsee für Nowgorod frei. Dann wandte er sich gegen die Deutschen und stieß am 4. April 1242 zwischen Dorpat und Pleskau auf dem Eise des noch gefrorenen Peipussees mit den Ordensrittern zusammen. Die russische Chronik erzählt, wie das „große eiserne Schwein," die tiefe Schlachtaufstellung der Deutschen, vergeblich das Nowgoroder Heer zu durchbrechen versuchte, zurückgeschlagen wurde und zugrunde ging. Die „Eisschlacht" auf dem Peipussee war der erste Kampf in der Geschichte zwischen Russen und Deutschen; in ihr kam das deutsche Vordringen gen Osten zum Stehen. Die russische Macht zeigte sich aber auch nicht imstande, von neuem über die Peipusgrenze vorzudringen, vielmehr gelangten hier oben auf drei Jahrhunderte, bis zur Einigung ganz Rußlands unter Moskau, die deutschen und die russischen Kräfte ins Gleichgewicht. Hätte keine Aufsegelung Livlands durch die deutschen Kaufleute und keine Kolonisierung des ganzen Gebiets durch die Kirche und den Orden stattgefunden, so hätte sich statt dessen die russische Herrschaft von Polozk, Pleskau und Nowgorod aus sicher bis an die Ostsee ausgebreitet, und das ganze baltische Land wäre von außen und von innen russisches Gebiet. So aber liegt die innere Grenze zwischen deutschem und russischem Wesen noch heute nicht an den Bahnstationen, wo der Reisende aus Deutschland zum

ersten Male die russischen Grenzpfähle erblickt, sondern dort, wo sie durch die Eisschlacht festgelegt wurde.

◇

Daß Rußland im Mittelalter nicht zur Herrschaft über die Esten, Liven und Letten gelangte, ist ein Verdienst der deutschen Kolonisation in Livland. Daß die Jahrhunderte polnischer, schwedischer und russischer Herrschaft an dem innerlich deutschen Charakter Livlands auch nichts änderten, daß namentlich das Russentum innerlich von Grund auf ferngehalten und die deutsche Art bewahrt wurde, ist eine Leistung des deutsch-baltischen Stammes, der angesichts der Schwierigkeit der Aufgabe innerhalb des gesamten deutschen Kulturgebiets nichts Ähnliches an die Seite gestellt werden kann. Kommt es einst zum Kampf zwischen Deutschtum und Russentum, zwischen Deutschland und Rußland, zum Kampf, der über die deutsche Zukunft entscheidet, dann wird man in Deutschland erkennen, welch weltgeschichtliche Bedeutung der Kolonisation von Livland noch heute innewohnt!

Lange hat es geschienen, als ob Deutschland und Rußland in Frieden miteinander leben könnten. Das alte Stück Reichsgebiet, das sich jenseits der Memelburg am Gestade der Ostsee bis hinauf zum finnländischen Meerbusen ausdehnt, ist das Opfer geworden, das dem Frieden dient, so sehr Opfer, daß selbst unsere Gebildeten vergessen haben, was Livland einst war, daß sie die Stammesgenossen auf diesem vielhundertjährigen deutschen Kulturboden Russen nennen, ja noch schlimmer, wegwerfender: Deutschrussen! Nun ist die Zeit gekommen, wo das Wachstum der Lebenskräfte unseres neuen Reiches dem russischen Ausdehnungshunger hinderlich zu werden beginnt. In Konstantinopel stehen wir den Russen im Wege. Rußland ist jetzt schwach von Japan her, aber es wird wieder zu Kräften kommen. Dann naht die Entscheidung, dann wird uns die russische Feindschaft auf Tod und Leben bedrohen. Hätte Rußland den Krieg in Ostasien gewonnen, es hätte Konstantinopel

— zeitweilig — zurücktreten lassen können. Nachdem es das Spiel gegen Japan verloren hat, kann es das nie und nimmer mehr.

Ich glaube und habe seit lange bekannt, daß dieses Land einst wieder deutsches Land, Land unter dem deutschen Adler sein wird. Eines Abends, als ich das erste Mal von Dorpat fortgegangen und Student in Deutschland geworden war, saß ich unter tausend andern jungen Leuten zur Kaisergeburtstagsfeier beim Festkommers. Auf der Rednerbühne stand ein alter Professor mit feurigem Geist und feurigen Worten, Adolf Wagner. Auch er hat als junger Dozent eine Zeitlang an der Dorpater Hochschule gelehrt, danach in Freiburg. Er erzählte, wie sie vor dem siebziger Kriege über den Rhein geschaut und wenn sie das Straßburger Münster sahen, sich zweifelnd gefragt hätten: wird dieser deutsche Bau wohl jemals wieder deutsch werden? Schwerlich, hieß es, wie sollte das geschehen! Nur kurze Zeit, und das Elsaß samt dem Münster war deutsch. „Auch hoch im Norden, sprach der Redner weiter, stehen die Mauern eines alten deutschen Domes, und in ihnen lebt deutsche Wissenschaft, deutsche Arbeit unter fremdem Druck. Die Zweifler, die nicht daran glaubten, Straßburg könne je von neuem an das Reich kommen, sie werden auch von Dorpat sagen: Wie sollte solches geschehen? Die Geschichte aber, die über Straßburg das Urteil sprach, daß es zu Deutschland zurückkehren soll, die kann eines Tages denselben Spruch auch über Dorpat und die baltische Erde fällen!"

Die tausend Studenten an der Kommerstafel, die alten Herren, die Frauen und Mädchen, die hinter der Brüstung dem Treiben zuschauten — was war ihnen das deutsche Livland? Mir aber gingen die Worte durchs Herz wie eines Propheten Worte. Auf Besuch in der Heimat bot ich die Wette an: nach zwanzig Jahren ist Dorpat wieder deutsch. Noch drei Jahre also! Rußland muß sich noch erholen, aber trotzdem, lange kann es nicht mehr dauern. Wenn dann gekämpft und Deutschland eines Tages vom russischen Alp befreit wird — vielleicht hilft dann dazu auch, daß Livland von der Memel bis zur Narwa vor 700 Jahren deutsch und nicht russisch wurde!

Drittes Kapitel:

Orient

Babylon 1901

Am 28. Februar

Im Eilwagen mit vier starken Maultieren, türkische, persische und „fränkische" Reisende miteinander, geht es über die staubige, trockene Fläche zwischen Bagdad und Hilleh. Die Türken sind ein Beamter und ein Steuerpächter, die nach Hilleh wollen, die Perser zwei Kaufleute aus Rescht am Kaspischen Meer, sie gehen nach Kerbela, um am Grabe Hussseins zu beten, und ich selber, mit einem deutschen gelehrten Landsmann, wir fahren nach Babylon. Das Land ist öde, und gegen den Horizont sieht man nah und fern als einzig übriggebliebene Zeugen der großen Vorzeit die spitzen oder flachen Tells sich abheben. Rechts und links ist der Boden mit Ziegelbrocken und Scherbenstücken überstreut, aber nirgends ist Leben, nirgends Anbau. Ein zerfallener Chan und ein elendes Dorf mit der Station zum Wechseln der Zugtiere war bisher alles, seit wir Bagdad verließen. Als wir bald vier Stunden gefahren sind, nicht ganz die Hälfte des Weges nach Babylon, liegt vor uns etwas wie ein grauer Wall, der weithin das Gelände durchzieht: wir kommen näher, der Kutscher feuert die Maultiere an, daß sie in Galopp fallen, der Wagen saust die Böschung hinauf, auf der anderen Seite geht es steil hinein in eine Senke, die aussieht wie ein vertrocknetes Flußbett; dann noch einmal ebenso in die Höhe und wieder jenseits hinab auf die Fortsetzung der staubigen Straße. Das war der Nahar Malka, der babylonische Königskanal, im Altertum eine der Hauptlebensadern des Landes. Er kam oben bei Sippar aus dem Euphrat und mündete in das tiefer gelegene Bett des Tigris dort, wo später die Sassaniden ihre Residenz Ktesiphon bauten und heute noch weithin sichtbar der Tak i-Kesra, der Bogen Chosrus, steht.

Wieder vier Stunden weiter. Eine Gruppe breiter Ruinen-

hügel zeigt sich schon von ferne, dahinter ein dunkler Streifen, die Dattelpalmenwälder am Ufer des Euphrat. Man muß viele solcher Doppelwälle, nur kleiner, als die den Nahar Malka begleiteten, auf dem Wege passieren. Jedes Paar bezeichnet den Lauf eines alten Kanalbettes aus der Zeit, wo Babylonien noch reicher kultiviert war. Überall aber liegt jetzt derselbe hart getrocknete, wüstenhafte Boden. Nur Wasser braucht auf ihn zu gelangen, und er ist imstande, von neuem die Fruchtbarkeit zu entfalten, von der die Alten erzählen, wenn sie Babylonien beschreiben. Immer massiger wachsen die Hügel im Näherkommen: sie sind, was von Babylon übriggeblieben ist. Nahe davor wendet der Wagen rechts auf eine gradlinig verlaufende Kette flach ineinanderfließender Erhebungen zu — wieder ein Anlauf der Maultiere und leicht geht es über das unbedeutende Hindernis, für das ein Kind keine Stütze brauchte, es zu überschreiten. Jetzt sind wir im einstigen Stadtgebiet von Babylon, und die kleine Erdschwelle eben — war alles, was von der zweihundert Ellen hohen und fünfzig Ellen dicken Märchenmauer Herodots mit den hundert ehernen Toren noch übrig ist!

Tags darauf stand Dr. Koldewey mit mir auf der Höhe des Kasr, wo ein Schuttgebirge die Stelle des Schlosses Nebukadnezars bezeichnet. Er wies mit der Hand auf die spitze Kegelsilhouette eines Tells am südöstlichen Horizont und sagte zu mir: „Das ist Birs Nimrud, die Ruine des Nebotempels von Borsippa. Bis dorthin soll Babylon gereicht haben, und bis zu der Bodenwelle da vorn, wo Sie gestern hinübergefahren sind, als der Weg zu uns abbog, hat es wirklich gereicht!"

Ich bin dem Doktor dankbar dafür, daß er sich die Mühe gegeben hat, das Hauptsächlichste davon, was die Grabung bis jetzt lehrt, mir zu erklären. Der Laie allein ist hilflos in diesem Schutt. Auch das unberührte Ruinenfeld von Babylon, so wie es viele Jahrhunderte dalag, bevor der deutsche Spaten dorthin kam, wird auf den gebildeten Besucher einen starken Eindruck gemacht

haben. Vielleicht war die unreflektierte Stimmung sogar stärker als hier noch unberührte Einsamkeit waltete. Stärker, wohl möglich, aber sicher an Inhalt weniger reich — und schließlich ist es doch die inhaltliche Bestimmtheit des Objekts, die dem Empfinden seinen Reichtum gibt.

Zwei Jahre sind jetzt vergangen, daß die Deutschen herkamen, davon anderthalb Jahre Grabungsarbeit, und es hat sich gezeigt, daß wir von Grund auf über Babylon umlernen müssen. Nicht die Einzelerkenntnisse sind das Entscheidende, was uns die bisherige Arbeit Koldeweys über Babylon gelehrt hat, sondern sie hat unsere Vorstellungen von der babylonischen Kultur und von der alten Geschichte Vorderasiens erst im ganzen geklärt. In jedem Konversationslexikon steht zu lesen, Babylon sei nach den alten Schriftstellern so groß gewesen, daß die zwei oder drei größten Weltstädte unserer Zeit nebeneinander auf dem Raum hätten gebaut werden können, den es einnahm. Vor fünfzig Jahren war eine französische Expedition hier, die als Ergebnis ihrer Studien die Übereinstimmung der Ruinen an Ort und Stelle mit den Angaben Herodots mitteilte. Der Umfang des kulturfähigen Landes in Babylonien ist aber eine ungefähr bekannte Größe, und mit ihr stimmte nicht überein, daß die Hauptstadt gegen hundert Kilometer — drei Tagemärsche für ein Heer — an Umfang gehabt haben und daß sie von Mauern umschlossen gewesen sein soll, doppelt so hoch wie das Schiff des Kölner Domes. Dazu hätten solche Massen an Menschen, Arbeit und Mitteln gehört, daß sich die übrigen greifbaren Verhältnisse des Landes, mochte man sie noch so hoch anschlagen, nicht mehr damit vertrugen.

Die deutsche Untersuchung hat nun gezeigt, daß Babylon nicht drei Tage im Umfang hatte, sondern nur etwa einen halben Tagemarsch, fünfzehn Kilometer oder etwas mehr. Das, was die Franzosen für die Reste einer Umwallung der Königsburg im Innern der Stadt gehalten hatten, ist in Wirklichkeit die Stadtmauer selbst! Auch so ist Babylon die größte, zusammen-

hängend bewohnte, befestigte Stadt des Altertums gewesen. Alle unsere Schulbücher enthielten die alte Tradition, und selbst von den Gelehrten wurde nicht viel eingewendet. Die babylonischen Mauern sind ein ebenso merkwürdiges Zeugnis für die Macht der Überlieferung, auch wo es sich um in Zahlen geschriebene Unmöglichkeiten handelt, wie die Heeresstärken in den Perserkriegen: Eine Generation nach der andern lernten es die Kinder, wieviel mal der berühmte Pferch für je zehntausend Mann sich füllte und leerte, bis Xerxes endlich wußte, wieviel Krieger er habe. Da kommt ein deutscher Professor und verfällt auf den an sich einfachen Gedanken, nachzurechnen, wie lang der persische Heereszug hätte sein müssen, wenn wirklich soviel Krieger und ein so großer Troß da waren. Siehe da, es ergibt sich, daß, als die ersten an der Pforte Griechenlands angekommen waren, die letzten noch tief in Asien stecken mußten! So ging es auch mit Babylon. Der deutsche Doktor kam mit seinem Gerät, er sah sich das Gelände an, er trug die wirklich erhaltenen Reste in seine Karte ein, er befragte die alten Quellen kritisch, und plötzlich stand Birs Nimrud, der Turm von Borsippa, den der Franzose Oppert in eine Ecke der äußeren Umwallung seines Phantasie-Babylon hineingezeichnet hatte, stundenweit draußen vor der niedrigen Schuttlinie, die noch von der wirklichen Stadtbefestigung zeugt.

Die Reste des geschichtlichen Babylon sind immer noch so groß, daß es zwanzig Jahre dauern und Millionen an Mitteln kosten wird, um soviel aufzudecken und zu durchforschen, wie wir brauchen, damit ein Gesamtbild der alten babylonischen Kultur vor uns entsteht. Wozu ein so großer Aufwand? Geht uns die babylonische Kultur denn soviel an? So fragen manche, deren Vorstellungen von der alten Geschichte des Orients sich nach dem gebildet haben, was sie in unseren Schulen davon hörten. Da ist nicht viel von Babylon zu lesen, und was man liest, ist nicht sehr dazu angetan, uns aufmerken und weiter fragen zu lassen. Babylon, denken die meisten, ist reine Archä-

ologie, das heißt Gelehrtenarbeit, von der es nicht notwendig ist, Leitungen bis in die Allgemeinbildung hinein anzulegen!

Wie verkehrt gedacht! Je weiter unsere Forschung vordringt, desto deutlicher wird uns, wie unverständlich die griechische Kultur, die israelitischen Religionsvorstellungen, die Grundlagen alles geistigen und materiellen Lebens im vorderasiatisch-mittelländischen Völkerkreise sind, wenn man die Errungenschaften an Gesittung, Erfahrung und Beobachtungssinn, die in Babylon entstanden, nicht erkennt. E-temen-anki hieß in der Sprache der Sumerer, der vorsemitischen Babylonier, der große Tempelturm beim Heiligtum Esagila. Temenos nannte der Grieche einen heiligen Bezirk. Templum sagten die Römer. Tempel sagen wir. Das ist ein zufälliges Beispiel dafür, wie babylonisches Gut sich fortgeerbt hat. Immer klarer wird, daß im babylonischen Vorderasien die Wurzeln der geschichtlichen Kultur des Menschengeschlechts liegen. Im Staatsleben, in der Religion, in der Technik, in der Wirtschaft, in der Kunst und allen geistig-menschlichen Vorstellungen ist die Bedeutung jenes ursprünglichen großen Kulturerwerbs im Vergleich zu dem, was die sogenannten klassischen Völker später darauf gebaut haben, viel größer, als man früher annahm. Babylon ist nicht die älteste Stadt in dem Tiefland am unteren Tigris und Euphrat, aber wenn wir von babylonischer Kultur sprechen, so denken wir an alles, was von Anbeginn der Geschichte von dort kam. So verstanden, kann heute kein Zweifel mehr daran sein, daß die Errungenschaften des griechischen Geistes Babylon ebenso zur Voraussetzung haben, wie das Kulturleben der romanisch-germanischen Völker das Erbe, das sie durch die Vermittlung der Kirche aus dem römischen Reich überkamen.

Dies neue Wissen, das können wir mit Stolz sagen, wird je länger desto mehr deutsche Errungenschaft und deutscher Besitz. Ein junger deutscher Schulmeister hat vor hundert Jahren in Göttingen den Schlüssel zur babylonischen Keilschrift ge-

funden. Dann kamen Engländer und Franzosen mit großen Mitteln und gruben Ninive aus. Das Britische Museum in London und der Louvre in Paris füllten sich mit Reliefs, Statuen und beschrifteten Tontafeln vom Tigris. Die ganze vorderasiatische Wissenschaft erschien nach ihrer glänzenden Außenseite als englisch-französischer Besitz, so gut wie die ägyptische lange auf Grund der Teilnahme französischer Gelehrter am Zuge Napoleons als Sondergebiet der Franzosen galt. Wenn in Babylon die Grundmauern der Paläste und Tempel, der Befestigungen, der Wohnhäuer, Brücken und Straßenzüge bloßliegen, wenn aus den Millionen bunter Scherben und zerbrochener Bauglieder sich das Bild der Hauptstadt von Asien zur Zeit ihres Glanzes wieder herstellen lassen wird, dann feiert die deutsche Wissenschaft einen Triumph, der größer sein wird, als die Aufstellung der Stierkolosse von Ninive und der assyrischen Königsbibliothek in England. Mit derselben nie rastenden, organisierenden Zähigkeit, mit demselben unermüdlichen Arbeitswillen, mit dem wir Deutsche als die Zuletztgekommenen uns doch eines großen Kulturgebietes nach dem andern bemächtigt haben und in einem nach dem andern an die Spitze getreten sind, gingen unsere Forscher auch an die babylonische Wissenschaft heran — und schon läßt sich der Tag absehen, wo ihre Führung unser sein wird.

Als die Ausgrabung begann, war von altem babylonischem Mauerwerk nur ein Stück Pfeiler aus gebrannten Ziegeln mitten im Kasr sichtbar, alles übrige war mit Schutt, Ziegelbruchstücken, Scherben und Staub zugedeckt. Was darunter lag und wieviel erhalten war, wußte niemand. Seit wann liegt Babylon wüste? Alexander der Große hat noch in den Schlössern Nebukadnezars gewohnt, aber als Pompeji unterging, schrieb Plinius schon, Babylon sei wieder zur Öde geworden. Noch einige Jahrhunderte später wußte man im Abendlande nicht einmal mehr sicher, wo die Stadt gestanden hatte. Es scheint, als ob eine Verlegung des Euphratlaufs, die mit den Mitteln der

damaligen Technik nicht verhindert werden konnte, die Ursache für den Verfall war. Kein Feind hat die Stadt zerstört, aber von ihren Ziegeln sind Seleucia am Tigris und auf der anderen Seite des Stromes Ktesiphon gebaut worden. Von dieser Benutzung Babylons als Ziegelsteinbruch für viele Jahrhunderte kommt es, daß die gewaltig dicken und hohen Mauern der Umwallung und der Paläste bis in die Fundamente verschwunden sind. Als ich eines Tages mit Dr. Koldewey in der Grabung am Kasr zwischen einigen stehengelassenen Erdpfeilern von mehr als Mannshöhe stand, die obenauf gelbe Ziegelplatten trugen, sagte mein Führer: Das oben sind Überreste vom Pflaster des Palasthofes! Wir waren also tiefer, als die einstige Grundfläche des Hofs, um den sich die inneren Schloßmauern erhoben. Trotzdem läßt sich überall der Grundriß der Bauten feststellen, und anderwärts zeigen sich nach Forträumung des Schutts auch noch bedeutende aufgehende Mauerreste.

Den stärksten Eindruck habe ich von der Grabung im Hügel Amran ibn-Ali gehabt. Koldewey hat hier den Tempel Esagila vermutet und in der Mitte der Masse einen tiefen Einstich machen lassen. Lange wurde gearbeitet, nichts zeigte sich außer formlosem Schutt, Gräbern und bedeutungslosen späten Resten. Da endlich kamen Mauern aus großen, nicht gebrannten, sondern lufttrockenen Ziegeln, wie solche für die babylonischen Tempel vielfach verwendet wurden. Das Glück oder der geschärfte Blick des Spatenforschers offenbarte wirklich vor dem Beschauer die Grundmauern vom Zentralheiligtum des babylonischen Reichs. In der Tiefe der mächtigen Grube, die in den Hügel hineingeschnitten ist, sieht man den Umriß einer Tempelcella und das flache, aus Ziegeln und Asphalt aufgemauerte Postament für den Thron einer Götterstatue. Die vier Füße des Thrones haben sich in den Asphalt, als er noch weich war, eingedrückt. Hinter dem Götterbild lag eine in die Mauer eingerückte Nische. Als die Arbeiten bis hierher

gelangt waren und der Schutt fortgeräumt wurde, fand man sogar verbrannte Überreste des Holzthrones. Aus einzelnen Stücken des verkohlten Schnitzwerkes war zu schließen, daß hier das Bild Eas, des Gottes der Wassertiefe, gestanden hatte. Die Griechen nannten den babylonischen Ea: Serapis, und in das Serapisheiligtum von Babylon gingen die Feldherren Alexanders, als dieser in seine tödliche Krankheit verfallen war und befragten den Gott, ob sie den König zur Heilung vor ihn bringen sollten. Eine überwältigende Vorstellung, mit dieser Szene vor Augen, wie die mazedonischen Generale vor dem Götterstiz in Esagila um das Leben ihres Königs bangten, in den zwanzig Meter tiefen Ausgrabungsschacht hinabzusehen, wo die Füße eben dieses Thrones ihren Abdruck in dem Asphaltpostament für uns hinterlassen haben!

Dieser Platz ist ein Stück von Babylon, das eigentlich nie aufgehört hat, bewohnt zu sein, von den Tagen Hammurabis und seiner Vorgänger bis auf unsere Zeit. Auf der Höhe des Schuttberges steht ein kleines muhammedanisches Weli, ein bescheidener Bau mit ärmlichen Kuppeln und einer halb verfallenen Einfriedigung. Es ist ein Heiligengrab, in dem ein Amran ibn-Ali, von dem sonst niemand zu erzählen weiß, bestattet sein soll. Der unbekannte Heilige aber ist niemand anderes, als der letzte Nachkomme des großen Gottes Marduk von Babylon: Aus der semitisch-babylonischen Zeit pflanzte sich zu den Parthern, zu den Sassaniden und Arabern die Tradition fort, eine göttliche Gewalt wohne an dieser Stätte. Dasselbe finden wir an so vielen anderen Stellen in Syrien, in Palästina oder Kleinasien: daß die alten Götterheiligtümer muhammedanische Kultusstätten geworden sind.

Als im Umkreis von Babylon alles öde und leer war, da blieb auf dem Trümmerhaufen, zu dem Esagila zusammengestürzt war, immer noch ein Kapellchen übrig, zu dem die Leute aus der Umgegend mit ihrer Andacht kamen. Wie schrieb Nebukadnezar über den Schmuck des Tempels? „Silber, Gold, kost-

bares Edelgestein, Bronze, Zedernholz, alle erdenkliche Kostbarkeit, den Besitz der Berge, den Reichtum der Meere brachte ich in meine Stadt Babel vor Marduk und legte in Esagila, dem Palast seiner Herrschaft, eine Riesenfülle nieder. Die Kammer Marduks machte ich sonnegleich strahlen! Esagila zu bauen, treibt mich mein Herz, das habe ich beharrlich im Auge. Die besten meiner Zedern, die ich vom Libanon, dem herrlichen Walde, gebracht, suchte ich für die Bedachung der Kammer seiner Herrschaft und bekleidete sie mit glänzendem Gold!" Wo sind die Edelsteine, das kostbare Metall und die Zederbalken geblieben? Nichts ist übrig von Esagila, als die Grundmauern und die Postamente der alten Götterthrone unter einer Decke von mehr als zwanzig Metern Schutt.

Wo ist der Reichtum des babylonischen Landes geblieben, der anderthalb Jahrtausende hindurch das Schwergewicht der Herrschaft über das obere und das untere Asien samt Ägypten bildete? Deutsche Arbeit, sie ist am Werk, von neuem die Bedingungen zu schaffen, daß in diese alten Länder Leben und Reichtum zurückkehren können. Sie wird es tun, wenn man ihr Zeit läßt. Die Kultur braucht hier nichts weiter, als die Bändigung der räuberischen Wanderhirten, die das alte Fruchtland als Weidefeld für ihre Kamele und Schafe benutzen, und die Wiederherstellung der Kanäle, damit das Wasser des Euphrat und Tigris die Millionen von Morgen zukünftiger Weizen- und Baumwollfelder zu tränken imstande ist. Dazu wird die Öffnung eines modernen Verkehrsweges für die Erzeugnisse dieser unendlich fruchtbaren Erde kommen.

Während ich auf Amran ibn-Ali stand und in die Grube hinabsah, auf deren Grund die eindrucksvollen Zeugnisse aus Nebukadnezars Zeit zu sehen waren, dachte ich: um wieviel schöner ist es doch, an diese Stätte noch nicht mit der Eisenbahn gekommen zu sein, in wenigen Tagen herangeflogen aus dem Herzen unserer Kultur, im Genuß aller Bequemlichkeiten Europas, sondern so wie hier von altersher gereist worden ist,

in Tag um Tag aneinander gefügten Märschen, bis endlich das Ziel des Verlangens erreicht war. Die Zeit wird kommen, und sie soll ja kommen, wo es so leicht sein wird, nach Babylon zu gelangen, wie zu den Pyramiden und zur Akropolis. Bis dahin aber freue ich mich, daß ich den Tempel Marduks und den Palast Nebukadnezars in den Tagen gesehen habe, als man noch nicht auf Schienen nach Babylon fuhr. Wir alle im Deutschen Hause, wenn unter den Palmen am Ufer des Euphrat das Getränk aus Deutschland und der babylonische Dattelkorb bei den Gastfreunden umging, teilten das eine Empfinden miteinander: Kommt er, der große Fortschritt, und die Heimat und die Welt fangen an, zu spüren, daß die Lebensadern Babyloniens wieder pulsieren, dann wird es für uns, die wir noch die Stimmung des wahrhaftigen Orients geatmet haben, hier doch nicht mehr so schön sein wie heute!

Wir Deutsche freuen uns darauf, das Morgenland wieder zum Leben zu rufen. Sehen wir aber auch, daß zu diesem Werk mehr gehört, als daß man Kapital aufzubringen, Eisenbahnen zu bauen und Baumwolle zu pflanzen versteht? Erneuerung des Weltverkehrs wollen wir in diese Länder bringen, ein neues Wirtschafts-Zeitalter heraufführen, Schulen gründen, dem Einzug des abendländischen Geistes im ganzen helfen — aber bedenken wir auch, daß davon auf den Geist dieser Menschen Wirkungen ausgehen werden, deren Anfang leicht zu sehen ist, deren Ende aber nur einer ahnen kann, der gewohnt ist, mit den geistigen Kräften ebenso als mit Wirklichkeiten zu rechnen, wie mit Kapitalien und Eisenbahnen? Wissen wir, was das Problem der orientalischen Kultur und des orientalischen Geistes bedeutet? Wissen wir, was in der Entwicklung des Orients alles zwischen dem Marduk von Babylon und dem Amran ibn-Ali auf der Schuttdecke des Tempels Esagila liegt? Wissen wir, was der Islam bedeutet? Haben wir eine Vorstellung davon, wie wir uns mit ihm aus-

einandersetzen wollen, wenn durch unsere stärker wirkende Arbeit an der Erneuerung der materiellen Kultur des Orients die Tiefen des religiösen Empfindens aller dieser Menschen hier in Bewegung geraten? Islam und orientalisches Leben im ganzen sind auf eine Art und Weise durcheinander bedingt, die nicht leicht zu durchschauen ist, weil das Bild eigentümlicher und weit zurückliegender Vorgänge dazu gehört. Wer es nicht hat, ist auch nicht imstande, die Schwierigkeiten zu begreifen, die es hier gibt.

Als der Islam entstand, verbanden sich in ihm religiöse, moralische und politische Gedanken. Auf der einen Seite war er Fortsetzung der alten semitischen Religionen, deren Bekenner Gottesglauben und Sittlichkeit noch in kein bestimmtes Verhältnis zu bringen wußten. Sie lebten der Überzeugung, vor allen Dingen fordere der Gott von seinen Gläubigen rechte Hingabe an seinen Dienst, und er lohne das durch Wohlergehen, Sieg und Herrschaft. So sah der alte Jahwehglaube der Israeliten aus, und so schwuren die Könige von Babylon bei Marduk, ihrem Herrn, der ihnen ihre Feinde zum Schemel ihrer Füße machte. Dieser selbe Zug aus dem altsemitischen Erbe ist auch in der Religion Muhammeds zu erkennen. Auf der anderen Seite hat aber Muhammed in die Predigt von der Einheit Gottes, die er der heidnischen Vielgötterei seines Volkes entgegensetzte, auch sittliche Erkenntnisse aufgenommen: Man kann sie zusammenfassen als das Gebot der Rechtlichkeit und Barmherzigkeit. Sie sind auf gleicher Linie mit bloßen kultischen Geboten, Gebetszeiten, Waschungen und dergleichen, verbunden. Sie sind aber da. Das Band zwischen dem Sittengesetz und dem Gottesglauben übernahm Muhammed aus dem Judentum und Christentum seiner Zeit, von denen er manches wußte. Auch sein Paradies hat er von dort geholt, nur hat er es zugleich aufs äußerste vergröbert.

Als religiöses Gedankengebilde im ganzen ist der Islam von primitiver Einfachheit: der einige Gott, Muhammed sein

Prophet, die Vorherbestimmung des menschlichen Schicksals bis ins einzelne, die wenigen und leicht begreiflichen Pflichten des Gläubigen in Kultus und Sittlichkeit, schattige Gärten und schöne Frauen als Lohn der Bekenner im Jenseits! Die Dürftigkeit dieses Systems ist so groß, wie seine fortreißende Kraft gegenüber einem unentwickelten Denken. Diese Religion war zugleich das Gefäß, um die bis dahin zersplitterte kriegerische Kraft der Stämme Arabiens zur Eroberung der umliegenden Kulturwelt zusammenzufassen. Zwei sich im Grunde widersprechende Ideen liefen dabei nebeneinander her: zwar sollten Ungläubige zur Verehrung des wahren Gottes gezwungen werden — aber wenn sie alle gläubig wurden, über wen sollten die Gläubigen dann herrschen?

Der stärkste Grund dafür, daß die Bevölkerung der alten vorderasiatischen Kulturländer und Nordafrikas muhammedanisch wurde, war der Wunsch der Unterworfenen, sobald wie möglich die Vorteile des Bekenntnisses der Sieger mit zu genießen. Kriegerisch waren die durch den Islam geeinigten Araber den beiden einzigen Großstaaten, die es damals im Orient gab, dem persischen und dem byzantinischen Reich, überlegen. Sie zertrümmerten die Sassanidenherrschaft mit wenigen Schlägen, und es war bezeichnend, wie dabei die Krieger Omars Widerspruch erhoben, die Stadt- und Landbevölkerung in Babylonien sollte nicht einfach in den Glauben des Propheten aufgenommen werden, sondern lieber Tribut zahlen. Dann entrissen die Araber den Oströmern in wenigen Jahrzehnten Syrien, Ägypten und Afrika. Überall schuf die muhammedanische Herrschaft ein doppeltes Recht, das der Gläubigen und das der Ungläubigen. Judentum und Christentum wurden geduldet, weil Juden und Christen Schriftbesitzer waren; nur mußten sie den Gläubigen zinsen. Die zoroastrische Religion der Perser galt als Heidentum; sie wurde ausgerottet, und die Iranier wurden mit Gewalt zum Islam gebracht.

Unter der Wirkung des doppelten Rechts für Gläubige und

Ungläubige fielen die zum Christentum bekehrten Babylonier, Syrer, Ägypter und Nordafrikaner dem Islam rasch von selber zu. Wer das bessere Recht der islamischen Herren haben wollte, der mußte ihren Glauben annehmen. Am schnellsten taten das natürlich die Vornehmen, denen daran lag, sich den Besitz und die Einkünfte von ihrem Lande und ihren Dienstleuten zu sichern. Die Masse folgte von selber. Der soziale Vorteil bedingte aber für die Übergetretenen Verödung ihres geistigen Lebens infolge der religiösen und wissenschaftlichen Dürftigkeit der islamischen Religion. In den ersten Jahrhunderten des Islam wirkte die alte geistige Kultur der unterworfenen Länder noch stark auf das Kalifat und die arabischen Staaten, die sich aus ihm entwickelten. Was man arabische Kulturblüte nennt, war in Wirklichkeit nichts anderes, als die babylonische, die persische, die byzantinische oder spätrömische Kultur im Gewande und im Dienst der Araberherrschaft. Je länger aber dieser Zustand dauerte, desto tiefer mußte der Stand des geistigen Lebens unter dem Islam sinken. Als Harun al-Raschid die Paläste und Moscheen von Bagdad mit den Ziegeln von Babylon und Ktesiphon baute und Schiffszüge voll Material vom Kasr und von Amran ibn-Ali auf den Kanälen nach der Kalifenhauptstadt schwammen, da lebte im Geschlecht der Abbasiden noch das ganze Kulturerbe ihrer persischen Heimat, das sie entgegen dem eigentlichen Geiste des Islam Wissenschaft und Künste beschützen ließ. Hernach aber wurde offenbar, wie sich die unfruchtbare Dürftigkeit des Koran, die alle Möglichkeiten zur Anknüpfung und Entwicklung höherer Gedanken aufs äußerste beschränkt, ertötend auf das innere Leben der vom Islam unterworfenen Welt legte.

Hier halten wir auch für die Gegenwart den Schlüssel zu dem großen Kulturproblem des Orients in der Hand. Der Islam erscheint nach der einen Seite hin zwar nicht unfähig, eine gewisse staatlich-soziale Kultur zu tragen, insofern er die Ideale der Gerechtigkeit und auch der Hilfspflicht gegen den

Schwachen kennt; trotzdem aber wirkt er kulturzerstörend wegen seines doppelten Rechts für den Gläubigen und den Ungläubigen, und weil er das bessere Recht mit dem Bekenntnis zu einer Religionsidee verknüpft, die nur dem geistigen Horizont eines noch halb im Nomadentum steckenden altsemitischen Eroberervolks entspricht.

◇

Dieser babylonische Boden zwingt den Geist mit Gewalt in die Tiefe der Fragen, die aus dem Aufeinanderwirken der Zeiten für uns hier entstehen. Hier hat die Weltkultur ihren Ausgang genommen, und hierher kehrt nach viertausend Jahren die Geschichte zurück, geführt von uns, deren Vorfahren in den kimmerischen Urwäldern saßen, als Esagila und der Turm Himmels und der Erden, Etemenanki, die Opfer der Könige sahen. Wir, wir wollen dies Land wieder zum Leben wecken, und indem wir uns dazu anschicken, blickt uns aus dem Trümmerfeld von Babylon, aus der betenden Gebärde des Arabers im Weli Amran ibn-Ali und aus der Glut des Sonnenuntergangs über dem Euphrat das Antlitz der Frage entgegen: wie wollt ihr es denn anfangen, das Ziel einer neuen und wahrhaftigen Kulturentwicklung im Orient zu verwirklichen?

Was diese Welt braucht, ist zuerst das Aufhören des Unterschiedes zwischen den Gläubigen und den Ungläubigen, darnach eine rechtschaffene Verwaltung und schließlich die Einführung des wissenschaftlichen Denkens in die Erziehung der Geister, Es ist nicht nötig, alle Rechts- und Lebensgewohnheiten der islamischen Welt zu erschüttern, denn vieles ist gut und noch auf lange hinaus für den Orient passend. Nur sollen wir uns nicht täuschen und nicht denken, daß es auf die Dauer eine einfache, leichte Sache sein wird, unser abendländisches Wesen mit dem morgenländisch-muhammedanischen so auszugleichen, daß damit zugleich die Anforderungen des materiellen Fortschritts und der sittlichen Würde unserer Kultur ihr Genüge er-

halten. Auch wenn das Hilfsmittel einer politischen Freundschaft zwischen den Türken und uns so erhalten bleibt, wie ich es vor drei Jahren auf meiner ersten Reise in der Türkei und jetzt wieder bei vielen Begegnungen erlebt habe, so wird doch eines Tages offenbar werden, daß wir es im Orient mit einer Welt zu tun haben, die tausend Jahre lang denken gelernt hat: die Muslime sollen die Herren sein und die Ungläubigen die Diener! Noch Moltke erlebte, daß es zu seiner Zeit in der Türkei nicht möglich war, dem gemeinen Soldaten zu befehlen, daß er die Gjaur-Offiziere im Dienst des Padischah grüßte, weil die Leute fest glaubten, in aller ihrer Niedrigkeit seien sie vor Allah etwas unendlich Besseres, als der große Gjaur, auch wenn der Sultan ihn benutzte und gut belohnte. So etwas wird heutzutage äußerlich nur noch selten vorkommen, aber im Unterbewußtsein aller Muhammedaner ohne Ausnahme ist und bleibt der Glaube an das schlechtere Recht aller Nichtmuslime noch auf lange hinaus maßgebend, und wenn Spannungen oder Konflikte kommen, so kann das eines Tages mit gefährlicher Gewalt hervorbrechen. Solange in der Tiefe bei hoch und niedrig der Glaube an das göttliche Vorzugsrecht des Muhammedaners und des muhammedanischen Staates lebt, steht der Europäer im Orient wie auf der Eisdecke eines Gewässers, die zwar Lasten trägt, solange die Flut darunter sich unverändert hält, die aber in Scherben bricht, wenn das Wasser zu sinken anfängt. Wahrhaft tragfähig kann deshalb diese Decke erst von da ab werden, wo den Muhammedanern selbst eine Vorstellung von der geistig-sittlichen Dürftigkeit der islamischen Ideen und von der moralischen Überlegenheit unserer Kultur aufgeht!

Das Allerverkehrteste wäre es, direkte Versuche zur religiösen Erschütterung des Islam zu machen, denn das Volk empfindet viel zu stark für seine Religion, als daß es sich bereit finden ließe, das Ganze angegriffen zu sehen. Der geistige Wandel im Orient kann nur dann ohne zerstörende Wirkungen vor sich gehen,

wenn er ein Ergebnis der zunehmenden Bekanntschaft der Muhammedaner selbst mit dem innerlich-geistigen Zusammenhang all unserer abendländischen Wissenschaft und Bildung ist, und wenn er auf diese Weise naturnotwendig von innen heraus erfolgt. Die Hauptsache ist, bei Vermeidung aller bekenntnismäßig religiösen Propaganda, in der türkischen, überhaupt in der muhammedanischen Welt unsere Sprache und durch sie die geistigen Grundlagen unserer Kultur bekannt zu machen. Natürlich kann das nur dann geschehen, wenn den Orientalen ein umfassendes Bildungssystem von Grund auf zugänglich gemacht wird. Oberflächlichkeit des Unterrichts würde viel schlimmer wirken, als gar kein Unterricht, und würde keine andere Folge haben, als bloße Zersetzung der alten, in sich geschlossenen islamischen Weltanschauung und Eintausch des Islam gegen materialistische Glaubenslosigkeit, mit einer auf etwas Technik und etwas politischen Phrasen beruhenden, übertünchten Schlagwortkultur.

✧

Als ich nach Bagdad kam, fragten mich alle Leute: „wann kommt die Eisenbahn her"? Von einem persischen Kaufmann in Bagdad hörte ich, sein Hauptinteresse sei dies, ob die Bagdadbahn auch Wagen für den Transport der Leichen haben werde, die man jetzt, immer zu vier Särgen auf einem Maultier, in großen Karawanen aus Persien nach den heiligen Begräbnisplätzen der Schiiten in Kerbela und Nedschef bringt. Auch das ist uralte babylonische Religion: In der Nähe von Nedschef liegen die Überreste einer altbabylonischen heiligen Stätte, wo Jahrtausende vor der islamischen Zeit ganze Hügel aus Särgen von Ton aufgebaut wurden, weil der Ort als gut zum Begrabenwerden der Frommen galt. Auf die Bagdadbahn wartet jedermann, warten Deutsche, Türken und Araber, alle, die einen Begriff von der Sache haben, aber es gibt wenig Leute, die mit der Bahn und den Kanälen, dem Korn, der Baumwolle, dem Verkehr und dem Geld, das sie bringen soll, zugleich an

die noch notwendigeren Dinge denken, die auch kommen müssen, wenn die neue Zeit auf geistigem Gebiet nicht mehr verwüsten soll, als sie auf dem materiellen aufbaut: Schulen, niedere und höhere, wissenschaftliche Anstalten, ärztliche Stationen und jede Art von Wohlfahrtspflege, nicht auf konfessioneller, wohl aber auf sittlich-deutscher Grundlage! Das ist es, was hier Not tut.

Ich weiß nicht, ob die Leute, die den Eisenbahnbau betreiben, auch darüber nachsinnen, welche gewaltigen geistig-religiösen und moralischen Probleme sie damit gleichzeitig in Bewegung bringen? Die Franzosen und die Angelsachsen, Engländer wie Amerikaner, die bis jetzt so gut wie allein mit Unterrichtsanstalten im Orient tätig sind, haben sehr einfache Formeln für das geistige Ziel, das sie erstreben. Jene bringen eine oberflächliche Kultur bloßer sprachlicher, sozialer und gedanklicher Formen her, diese haben überhaupt keine Vorstellung davon, daß für Araber, Armenier, Syrer, Türken ein anderes Kultur- und Denkschema möglich und nötig ist, als das auf bürgerlich-englischem oder amerikanischem Boden entstandene. Wir Deutsche müssen diese Dinge tiefer anfassen, und wenn wir überlegen, wie damit begonnen werden könnte, Kräfte der Selbsterneuerung in diese ganz anders als wir empfindende Welt einzuführen, können Marduk und Amran ibn-Ali beide uns Helfer zum Ziel sein — sowie Esagilas Schutt für den nachdenkenden Geist unendlich mehr enthält, als die übereinandergestürzten Lehmmauern des Tempels, in dem die Könige von Asien gebetet und den Gott von Babylon befragt haben!

Schiras 1901

Am 29. März

Welch ein weltentlegenes Land ist das! Welche Hindernisse der Natur türmen sich auf, wenn der Reisende vom Golf hier zum hohen Iran hinauf will! Im Altertum war dieser Zugang ohne Bedeutung, denn Kriegs- und Handelszüge bewegten sich immer nur von Westen nach Osten oder umgekehrt über das Plateau. Erst als der Weltverkehr anfing, Persien auch zur See zu suchen, fanden Karawanen den Weg vom Golf aufs Hochland und vom Hochland zum Golf. Sowohl von Basra als auch von Bombay kommen die Schiffe nach Buschir. Dieser wahrhaft furchtbare Platz liegt dicht vor der Küste auf einer Insel. Man fährt im Segelboot ans Land, und der Kiel stößt statt an ein Ufer in unendlichen Schlamm, der salzig und bitter ist, nicht Wasser und nicht Festes .Dann einen Tag lang durch die Ebene bis an den Fuß des Gebirges, das zuerst aussieht, als ob es nur einen raschen Morgenritt entfernt wäre. Durch ein Gewirr von Schluchten und Spalten geht es in ein breites Felsental hinein, auf dessen Grund der reißende Daliki-Fluß dahinschießt. Hoch über dem Wasser ist die Straße schon vor alters ein Stück in die Bergwand des linken Ufers hineingehauen; plötzlich wendet sie sich und überschreitet auf einer imposanten Brücke den Fluß. Der Blick von hier, die Daliki-Schlucht aufwärts, ist einer der wunderbarsten, die ich im Orient kenne. Man sieht unmittelbar in eine wilde Hochgebirgswelt hinein. Die Berge steigen schon an dreitausend Meter empor; das Gebirge ist ungeheuer zerklüftet und gespalten; das Gestein der Gipfel, Abstürze und Kämme dabei von einem weithin leuchtenden Rotbraun, mit grauen und schiefergrünen Partien durchsetzt. Auf den niedrigen Hängen lag ein leiser hellgrüner Schleier, der in diesem Teile der Welt den Frühling darstellt.

Bald beginnt der Kotal i-malu, der „verfluchte Paß", der erste der vier steilen Gewaltanstiege, über die der Reisende hier von der Küste ins Innere gelangt. Der Karawanenpfad windet sich durch eine Wildnis von Felsen und zerborstenen Bergmassen und gleicht zwischen ihnen mehr dem von Steinblöcken erfüllten trockenen Bett eines Gießbachs, als einer Handelsstraße. Dann kommt, von Mauern eingefaßt und mit breiten gepflasterten Stufen, eine Zickzacktreppe, die eine unglaublich steile Talwand direkt in die Höhe führt. Die Stufen sind aber durch den langen Verkehr so glatt geschliffen, daß nur ledige Maultiere ohne Stürzen und Beinbrechen über sie hinauf oder hinunter können; die beladenen klettern unter beständigem Geschrei der Treiber neben der Treppe auf einem Pfade in die Höhe, der noch steiler ist, aber den Hufen besser Halt gewährt. Am nächsten Tag geht es über den Kotal i-Kamarij, der eine der schlimmsten Passagen in Persien sein soll, und dann durch eine Felsenschlucht, an die ich mit ziemlichem Schauder zurückdenke, den Teng i-Turkan. Auf den Grund einer engen gewundenen Kluft sind Hunderttausende von Steinblöcken herabgerollt, große und kleine, runde und kantige, vom Kiesel bis zur Hausgröße. Über sie hinweg und zwischen ihnen hindurch führt der Weg oder was sich so nennt.

Das iranische Hochland erhebt sich vom Golf aus in einer Reihe übereinanderliegender Terrassenstufen, die einzeln erstiegen werden müssen. Indem man jede Stufe über einen Kotal erklettert und sich dann durch die zwischengelagerten Längstäler ein Stück ostwärts schiebt, gelangt man schließlich, eine Tagereise vor Schiras, auf die Höhe. Vorher muß noch in vierstündigem Anstieg der Kotal i-Pirisan überwunden werden, der höchste von allen. Von der Paßhöhe, 2300 Meter, geht es wieder hinab in das weite Talbecken von Schiras. Auf den benachbarten hohen Berglehnen lagen in dieser Jahreszeit noch überall schmelzende Felder von Winterschnee, und Wasser floß reichlich. Auch mit Schiras verhält es sich aber im übrigen

nicht anders, als mit den übrigen orientalischen Paradiesen, soweit ich sie gesehen habe: Damaskus, Samarkand, Urmia. Als Saadi und Hafis hier lebten und ihre Stadt als die Heimat des Weins, der Rosen und der Nachtigallen besangen, mögen schönere Gärten und prächtigere Bauten dagewesen sein, als heute, aber mehr als Wasser, Bäume, Blumen und glasierte Ziegel-Architektur kann es auch damals in dieser von sonnverbrannten und vegetationslosen Bergen umschlossenen Ebene kaum gegeben haben. Für den Morgenländer genügt das, um entzückt zu sein. Ein Ruhm bleibt Schiras heute wie vor alters: seine herrliche, belebende Luft. Auch Rosen blühen, aber mit der Pracht der Blumen in unseren Gärten können sich ihre persischen Schwestern wie es scheint nicht messen, und beinahe scheint es mir, als ob in den Gliederbüschen der Hafisstadt auch das Lied des Vogels Bülbül nicht so süß und so voll klingt, wie in Deutschland.

Von hier an werde ich also nicht mehr mit Maultieren über Kotals zu klettern brauchen, sondern mit persischen Postpferden über die weiten Ebenen und durch die Mulden des Hochplateaus reiten. Das Wegemaß ist noch die Parasange der alten Perser. Heute heißt sie Farsach, und sie bedeutet wie vor alters die Reitstunde in gutem Schritt. Zehn Farsachs oder zwei Poststationen sind das Gewöhnliche am Tage; mit besseren Pferden kann man aber auch zwanzig machen. Das Land um Schiras ist die Persis, die Stammprovinz des achämenidischen Reichs. Sehr menschenreich kann sie aber auch im Altertum nicht gewesen sein, so wenig wie ein anderes Stück von Iran, weil die Wassermenge zu gering ist. Talmulden, von Gebirgsketten umgürtet, wiederholen sich in fortwährender Folge, aber im Vergleich zu der Menge des dürren, steinigen oder tonigen Landes sind die Kulturflächen minimal. Alljährlich wäscht der Regen Geröll und Erde von den Berghalden in die zwischengelagerten Becken hinein, und weil keine immer fließenden Gewässer da sind, die das zerkleinerte Material ins Meer führen,

so erhöht sich der liegenbleibende Verwitterungsschutt fort und fort, bis aus der immer gleichförmiger werdenden Umgebung nur noch die Kämme und Gipfel früherer Gebirge hervorragen. Es ist sehr schwierig, unter diesen Verhältnissen Wasser zu bekommen, und von alters her werden unbeschreiblich mühsame Arbeiten verrichtet, um aus unterirdischen Sammelbrunnen und Leitungskanälen — Kanats genannt — schließlich einige Dutzend Hektar zu bewässern. Moderne Windmotoren zum Pumpen wären hier nützlicher als alles andere, und mit ihrer Hilfe könnte in Persien noch viel Land kultiviert werden, das heute wüst liegt. So wie die Dinge jetzt stehen, sieht man aber, was ein Stück leichter zu bebauendes Land, so groß wie die von Wasser durchströmte Ebene im Herzen der Persis, für die persische Geschichte zu bedeuten hatte. Ja nicht nur die persische, sondern die orientalische Geschichte überhaupt wird uns erst deutlich, wenn wir bedenken, wie bei der Zerstreuung zahlreicher kleiner Kulturgebiete inmitten weiter nicht anbaufähiger Regionen ausgedehnte Herrschaften auf den Besitz der großen, an Menschen und Mitteln verhältnismäßig reichen Oasen gegründet werden konnten.

Persepolis 1901

Am 23. März

„Preis sei dem Herrn, der alle Dinge schuf!
Ihm, der das Große wie Geringe schuf!
Das Sein sowie das Nichts verneigt sich ihm,
Er ist der Einzige, nichts vergleicht sich ihm!
Zum Zweiten werde der Prophet gepriesen
Und alle, welche sich ihm treu bewiesen!

Da jene Edlen von der Welt geschwunden,
So rechne nicht auf Dauer deiner Stunden!

Wo kam der Thron des größten Königs hin?
Wo sind die Großen all von Heldensinn?
Wo sind die Weisen all und die Gelehrten,
Die rastlos ihren Geist mit Wissen nährten?
Wo sind mit ihrer Stimme sanftem Ton,
Und ihrem Reiz die Schönen hingefloh'n?
Wo die Bedrängten, die in Bergesschluchten
Elend und ruhmlos eine Zuflucht suchten?
Wo sie, die mit dem Haupt zum Himmel ragten?
Und jene, die den wilden Löwen jagten?

Sie wurden allgesamt des Todes Beute!
Heil dem, der nur die Saat des Guten streute!
Von Erde sind, zu Erde werden wir,
Voll Angst und Kummer sind auf Erden wir.
Du gehst von hinnen, doch es währt die Welt,
Und keiner hat ihr Rätsel aufgehellt;
Voll weiser Lehren ist für uns ihr Lauf,
Warum denn achten wir so wenig drauf?"

Die Verse Firdusis auf den Lippen ritt ich mit dem Gastfreund aus Schiras über die weite Ebene auf Persepolis zu. Früh vor Sonnenaufgang sind wir von Schiras aufgebrochen und waren um Mittag am Pul i-Chan, der turmhoch geschwungenen Bogenbrücke über den Kur. Der Kur ist der klassische Araxes. Kurz oberhalb mündet in ihn der Polvar, im Altertum Medus; er kommt aus der Gegend von Murghab bei Pasargadä. Die große Ebene, durch die Kur und Polvar fließen, heißt Merw-Dascht; viele Stunden in die Länge und Breite dehnt sich längs der Flüsse tiefgründiges Ackerland, das reich bewässert ist und mit vielen Armen und Buchten in die umlagernden Berge hineingreift. Im Altertum war es allenthalben von Kanälen durchzogen, mit vielen Dörfern, von Gärten, Bäumen und Saaten erfüllt, heute aber liegen mehr als dreiviertel der Ebene vertrocknet und wüst.

Früh am Nachmittag wurde in der Ferne etwas sichtbar, das sich wie eine Gruppe schmaler, heller, senkrechter Streifen gegen die dunkler getönte Bergwand dahinter abhob: die von der Sonne beleuchteten Säulen der Xerxeshalle. Das war der erste Anblick von Persepolis. Noch kostete es aber zwei Stunden Reitens bis zu den Ruinen. Sie stehen auf einer hohen Terrasse, die aus grau und bräunlich glänzendem Kalkstein erbaut ist. Die heutigen Perser nennen die Stätte den Thron Dschemschids, des sagenhaften Urkönigs von Iran. Eine doppelarmige Freitreppe bildet den Zugang von Westen, mit so bequemen Stufen, daß man leicht hinaufreiten kann. Gleich oben erhebt sich ein mächtiger Portalbau. Vier Eckpfeiler werden von dreifach mannshohen Stierkolossen gebildet, die Adlerflügel und bärtige Menschenhäupter tragen. Dahinter gelangt man an eine zweite, kleinere, der großen Hauptbasis aufgesetzte Plattform, zu der wieder polierte Stufen hinaufführen. Die Stirnseite dieser Terrasse zeigt Reliefs von hoher Vollendung, Krieger der königlichen Leibwache, Vertreter tributpflichtiger Völkerschaften, Bäume, Tierszenen, dazwischen Keilinschriften. Wenn man die Treppe erstiegen hat, steht man unmittelbar vor der berühmten Gruppe der „Vierzig Säulen" — Tschihil Minar. In Wirklichkeit sind es nicht vierzig, sondern nur noch dreizehn, und es waren einmal zweiundsiebzig. Sie sind ebenso hoch, wie die im Sonnentempel in Baalbek, und sie trugen das Zederndach der von Xerxes erbauten Thronhalle. Das Material ist ein wunderbar polierbarer Kalkstein, so hart, daß die nichtverletzten Kanten der aneinander stoßenden Kanneluren heute noch messerscharf sind, wie am Tage, da die gewaltigen Schäfte aufgerichtet wurden. Wenn man die Rasendecke zwischen ihnen aufgräbt, so stößt man auf winzige Kohlenstückchen, die offenbar vom Brande des Daches herrühren. Wir stehen an der Stelle, wo Alexander der Große nach der Einnahme von Persepolis Feuer an den Palast zu legen befahl, um die Verbrennung von Athen durch die Perser zu rächen.

Es gibt noch viele andere Trümmer auf der großen Plattform und viele pompöse Skulpturen. Meist stellen sie den König dar, auf dem Throne oder unter dem Sonnenschirm, gefolgt von Leibwachen und Würdenträgern, oder wie er mit dem Schwert in der Hand das Ahrimanische Ungeheuer tötet. Nach Westen, Süden und Norden erhebt sich die Terrasse hoch und senkrecht aufgemauert aus der Ebene; nach Osten ist sie hineingearbeitet in die Felsenlehne des Gebirges, das über ihr emporsteigt. An dieser Wand sind auch die in den Fels gemeißelten Portale dreier Königsgräber sichtbar. Wahrscheinlich ist die am weitesten nach links liegende Grabstätte die jüngste, also die des Darius Kodomanus, dessen dem Mörder Bessus abgejagten Leichnam Alexander bei den persischen Königsgräbern bestatten ließ.

Die Achämenidengräber sind Abbilder des königlichen Palastes. In die Felswand wurde eine senkrechte Stirnfläche tief genug hineingemeißelt, und auf ihr entstand aus dem gewachsenen Gestein des Berges heraus eine mit Halbsäulen und Skulpturen geschmückte Front. Unten in der Mitte liegt der niedrige Eingang in die Gruft; höher hinauf sind zwei Reihen menschlicher Figuren übereinander dargestellt, die den Thron des Herrschers tragen. Der König selbst, die Tiara auf dem Haupt, opfert auf Ahuramazdas Feueraltar; über ihm schwebt die symbolisch dargestellte Figur des Gottes. Die anderen Gräber sind schwer zu ersteigen, doch in die Dariusgruft kann man hineingehen und sieht darinnen, aus dem Felsen selbst gehauen, zwei leere Sarkophage stehen: einen großen und einen kleineren. Darius und Statira! Draußen lag blendendes Tageslicht auf der Landschaft und den Ruinen, drinnen in der Grabkammer herrschten Kühle und Dämmer. Ich legte die Arme auf den breiten Rand des massig einfachen Königssarges und schauerte vor der plötzlichen Kälte des Steins zusammen. Im Grabe des Darius, im innersten Persien steht man vielleicht zugleich das erste und das letzte Mal im Leben. In einem Augenblick flog mir durch das Bewußtsein die lange Kette der Pläne, Gedanken und Erlebnisse,

die abrollen mußten, bis ich hierher gelangte. Wieviel Anschauungsstoff, wieviel Stimmungen sind während dieser Reise auf mich eingestürmt und haben sich in der Erinnerung nebeneinander gelagert! „Und was ist es dir nun wert, daß du hierher gekommen bist?"

Nichts ist imstande, das Erleben geschichtlicher Empfindungen kräftiger zu gestalten, als wenn die Stätte erreicht ist, wo einst das Große geschah. Es ist nicht nur Erinnerung, was den Geist dann erfaßt, sondern innere Anschauung des Zusammenhanges der Dinge, Intuition. Ich habe das stets am stärksten dem Altertum gegenüber empfunden. Die alte Geschichte hat für uns einen Vorzug: Wir sehen von ihr nur noch die großen Linien, zwischen denen hier und da die Überlieferung einzelne gesteigerte Züge heroischen Geschehens aufbewahrt hat. Niemand wird je aktenmäßige Geschichte der Griechen und Perser, der Politik und der Feldzüge Alexanders des Großen schreiben können. Gerade diese Unmöglichkeit aber, gerade daß wir nichts wissen, außer den wenigen großen Tatsachen und Namen, das trägt dazu bei, in uns jene Schauer hervorzurufen, die der Ehrfurcht vor dem Orte entspringen. Sie sind es, die unser geschichtliches Empfinden lebensvoll machen, indem sie unsere Phantasie empfangen lassen. In der Wiederholung dieses Erlebnisses steigern sich das Glück des Augenblicks und das Bewußtsein, fortzuschreiten in der Tiefe historischer Anschauung. Geschichtliche Bildung ist die höchste, die es gibt, und sie ist das stärkste Rüstzeug für den, der darnach ringt, wie er seinem Volke diene! Um deswillen war es, daß ich nach Persepolis kam, und um deswillen bin ich dankbar, daß ich es heute gesehen habe!

Murghab 1901

Am 24. März

Von Persepolis reitet man auf der alten persischen Reichsstraße, von der noch Strecken am Ufer des Polvar in die Felsen gehauen erhalten sind, nach Pasargadä, wo das Grab des Cyrus liegt. Eine Stunde nach dem Aufbruch ist man bei Nakschi-Rustem, wo die Gräber des Darius Hystaspis und seiner nächsten Nachfolger Xerxes und Artaxerxes gleich denen von Persepolis in eine Felswand gearbeitet sind. Darunter stehen die berühmten Sassanidenreliefs. Zwei von ihnen machen einen unvergleichlichen Eindruck: der Triumph Schapurs über den römischen Kaiser Valerian, der um 270 in Mesopotamien besiegt und gefangen wurde, und die Belehnung Ardeschirs, des Ahnherrn der sassanidischen Dynastie, mit der Krone von Iran durch den guten Gott Ahuramazda. Die Sassaniden haben es gewagt, den Gott so darzustellen, wie ihn der Volksglaube sich dachte: gleich dem König zu Pferde, mit langem wallenden Bart, das Szepter in der Hand, auf dem Haupt die Krone. Es ist eins der großartigsten Denkmäler, die die alte Geschichte kennt, zugleich gedankenkühn und voll religiöser Tiefe empfunden. Nur ein wahrer Künstler war imstande trotz des Ringens um die noch nicht vollkommen bemeisterte Form diese Form durch den Ausdruck der Güte des Gewährens und der Dankbarkeit des Empfangens in den Gestalten doch so zu beseelen. Hätte das Bild eine Unterschrift — sie müßte lauten: Von Gottes Gnaden König!

Neben den Königsgräbern steht ein aus dem Fels gehauener Pfeiler, und an seinem Fuß ist der Stein an mehreren Stellen wie zu einer Lagerstatt geebnet. Manche glauben, daß dies der Ort ist, an dem die Leichen der Herrscher nach dem Ritus der mazdajasnischen Religion den Vögeln unter dem Himmel hingelegt wurden, bis ihre Gebeine vom Verweslichen entblößt

waren und in der tief in den Berg gegrabenen Kammer bestattet werden konnten. Ganz in der Nähe, aus dem gewachsenen Felsen gearbeitet, ragen zwei alte Feueraltäre auf. Hier lohte über tausend Jahre die Flamme Ahuramazdas. Aus dem Glauben der alten Perser stammt die religiöse Personifikation des Gegensatzes von gut und böse: Gegen Ahuramazda, das Licht, den Schützer von Wahrheit, Kultur und Sitte, stand Angromainyus, Ahriman, der Herr des Dunkels und der Lüge, der Verführer der Menschen. Natur und Geschichte sind Schauplatz ihres Kampfs. Im letzten Weltenringen wird Ahriman von Ormuzd überwunden und das Gericht hebt an, über Lebende und Tote. Über den Höllenabgrund spannt sich die Brücke Tschinvat: Ormuzds Engel geleiten die Gerechten sicher hinüber, die Ahrimansgenossen aber stürzen in die ewige Qual!

Aus dem persischen Glauben ist Ahriman der Böse, mit seinen Diwen ins Judentum, in die christliche Religionslehre und in den Islam gekommen. Ahriman ist der Verführer schlechthin. Eine Erzählung wie die vom Sündenfall ist eine typische persische Ahrimans- oder Diwgeschichte. Ahriman erscheint im Aveſta als Eidechse; im ersten Buch Mose wird das erste Menschenpaar von der Schlange, die das spätere Judentum auf den Satan, Ahriman, deutete, verführt. Ohne den Einfluß der zoroastrischen Religion auf die Juden wären Teufel, Sündenfall und Weltgericht auch nicht in die christliche Gedankenwelt gekommen. Vor diesen Feueraltären erhebt sich die Frage: war es zum Guten oder zum Übel, was von hier zu uns gelangt ist? Was hat stärker gewirkt — daß der menschliche Geist durch seine Gefangenschaft in Teufels- und Dämonenmythen gefesselt lag, oder daß ihn die kraftvolle Umsetzung des Naturglaubens in den ethisch-mythologischen Dualismus zwischen Gut und Böse vom Sinnlichen in der Religion, wo kein Band zwischen Gottesglaube und Sittlichkeit war, befreit hat? All das spricht sich anders an den Altären, wo die Flamme Ormuzds brannte, als wenn man am Schreibtisch darüber nachdenkt. Auch für die

Felsen und die Gräber gilt das Wort Firdusis: Geh durch die Welt und sprich mit ihnen! Frage sie nur hier in der Persis, sie werden dir Rede stehen.

Nach Nakschi-Rustem kommt Pasargadä. Man reitet einen halben Tag. Von der Stadt, die Cyrus nach seinem Sieg über die Meder erbaute, sind nur wenige Trümmer übrig. Mitten in der Ebene, die, wie es scheint, die Ortslage bezeichnet, steht noch ein Steinpfeiler mit dem Bilde des Cyrus aufrecht, das Gesicht von fanatischen Muhammedanern zerstört. In geringer Entfernung davon erhebt sich auf siebenstufigem Unterbau die Grabkammer des Gründers des Perserreiches — nicht wie bei Darius und seinen Nachfolgern in den Schoß der Felsen gehauen, sondern frei dastehend, aus Quadern gefügt. Wunderbarerweise ist dies einzigartige Denkmal so gut wie unversehrt auf uns gekommen. Im Inneren haben Muslime in der Richtung nach Mekka die rohe Andeutung einer Gebetsnische in die Wand gekratzt. Allerlei Amulette und abergläubische Pilgergaben hängen an Schnüren, die von Wand zu Wand gespannt sind. Gleich neben der Kammer sieht man die Überreste eines Gebäudes — wahrscheinlich dessen, wo zu Alexanders Zeit die grabhütenden Priester, Magier, wohnten.

Von der Stätte vor Pasargadä steigt die Straße nach der Zollstation Murghab über eine niedrige Paßhöhe. Hier hat man den letzten Rückblick auf die Ebene am Polvarfluß und die Berge, durch die der Weg nach Persepolis und Schiras führt. Dies ist das Herz von Farsistan, der alten Persis. Was war Persien einst, und was ist es heute? Und doch sind diese unwissenden, armen, fanatischen Menschen, die den Tonkrug, aus dem sie den Fremden haben trinken lassen, finsteren Blicks, weil er unrein für sie geworden ist, zertrümmern, die Nachkommen der alten Perser, deren Speer und Bogen Asien unterwarf und deren Glaube das Tiefste war, was sich dem arischen Geist in der Welt des Religiösen offenbarte. Nie vermag ich an Persien und das iranische Reich zu denken, ohne daß ich

mich Firdusis erinnere und die Überzeugung bekenne: eine Nation, die anderthalbtausend Jahre nach Cyrus und Darius und siebenhundert nach der Aufrichtung des Sassanidenthrons noch diesen Dichter hervorbrachte, die wird auch heute noch fähig sein, wiederaufzustehen, wenn die Fessel des Islam gesprengt wird, in der ihr Geist gefangen liegt. Der Stoff, den Firdusi im Königsbuch gestaltet hat, ist unendlich gewaltiger, als der der Ilias, die Odyssee und des Nibelungenliedes. Die Enden der Erde, das fernste Abend- und Morgenland, Himmel und Abgrund, Genien und Dämonen, die Mythen der Urzeit und das Heldentum der Könige und Großen von Iran, das alles eint sich, in dem machtvoll dahinrauschenden Strom der sechzigtausend Verspaare, mit höchster Kraft und Zartheit des dichterischen Empfindens, mit phantastischer Kühnheit der Handlung, leuchtender Helle und tiefer Tragik zu einem Ganzen von unvergleichlicher Gewalt! Erschütternd und im tiefsten bewegend lenkt dazwischen der Dichter an den Stellen, wo er seine eigene Herzensstimme gleichsam die Begleitung zu dem Welt- und Heldendrama sprechen läßt, den Sinn des Lesers immer von neuem auf die Unerforschlichkeit des Weltlaufs und die Vergänglichkeit alles Irdischen hin: Nur der, der frommen und reinen Herzens ist, besteht, wenn dieses Lebens Glanz und Kummer vorbei sind.

„Nicht darfst du staunen, daß das Feuer sengt;
Es brennt, solang es Nahrung noch empfängt,
Es brennt, solang ihm noch ein Brennstoff bleibt,
Wie eine alte Wurzel Sprossen treibt.
Der Hauch des Todes ist ein zehrend Feuer,
Er schont nicht alt noch jung, nicht was dir teuer!
Was trotzt die Jugend auf der Wangen Rot?
Ihr wie dem Alter droht derselbe Tod.
Jedwedem tönt allhier der Ruf: Brich auf!
Stets spornt der Tod das Schicksalsroß zum Lauf.
So ward's durch ein gerechtes Los verhängt,
Ein Tor, wer sich zu murren unterfängt!

Die Jugend und das Alter sind gleichviel,
Denn sie gelangen an dasselbe Ziel.
Ist rein dein Herz und ist dein Glaube echt,
So unterwirf dich stumm als Gottes Knecht.
Hast du dem Diw die Seele nicht ergeben,
So brauchst du nicht vor Gottes Spruch zu beben!"

So nehme ich denn mit Firdusis Worten Abschied von dem Lande, dessen Unterpfand für bessere Zeiten diese wahrhaft große Dichtung bleibt.

Adana 1909

Am 24. August

Das ist das zweite Mal, daß ich nach Cilicien komme. Vor elf Jahren fuhren wir im Wagen von Norden her über den Taurus, und ich freute mich, die berühmte Paßstraße noch gesehen zu haben, bevor durch die Sprengungen für den Bahnbau die historische Gebirgslandschaft verändert war. Damals hätte es keiner von uns allen, Deutschen und Türken, Armeniern und Amerikanern, bei denen wir nacheinander auf der Reise in Kleinasien zu Gast waren, geglaubt, wenn jemand gesagt hätte: noch elf Jahre, und im Taurus wird immer noch keine Lokomotive pfeifen! Englands Hinderungspolitik hat das doch zuwege gebracht. Als wir gestern abend in Mersina den „Pilger David" verließen und an Land kamen, wurde uns erzählt, auf der anderen Seite des Gebirges seien die Ingenieure an den Vorarbeiten für die Bahn. Also werden immer noch Jahre vergehen, bis die Bahn in die cilicische Ebene herabkommt!

Der „Pilger David" heißt auf türkisch Hadschi Daud, er ist aber eigentlich gar kein Türke, sondern ein kleiner Grieche unter türkischer Flagge, der einer griechischen Gesellschaft in Smyrna gehört, von einem griechischen Kapitän geführt und von griechischen Matrosen aus Kleinasien bedient wird. Das ganze

Deck lag voll übereinander geschichteter türkischer Rekruten aus Rhodus. Sonst war aber alles ganz ertragbar: die Sauberkeit orientalisch, das Essen griechisch, der Wein geharzt, die Unterhaltung mit Kapitän und Reisegefährten so ziemlich auf die Zeichensprache beschränkt, das Ganze in seiner Art gemütlich.

Von Mersina über Tarsus nach Adana läuft ein kurzes Stück Eisenbahn durch die cilicische Ebene. Die Bevölkerung ist hier sehr bunt gemischt; besonders stark sind die Armenier vertreten. Der Armenier ist ein fleißiger Landbauer, und er ist bereitwilliger als der Muhammedaner, Neues bei sich einzuführen. Cilicien war bis ins 14. Jahrhundert ein selbständiges armenisches Reich, das Kleinarmenien genannt wurde, mit einer armenisch-französischen Dynastie. Aus jener halb fränkischen Zeit sind noch viele großartige Ruinen vorhanden. Die Bedeutung des Landes liegt in der großen Fruchtebene, die von den Flüssen Seihun, Dschihan und Göksu durchströmt wird. Dies ganze wertvolle wasserdurchströmte Schwemmland, das sich von Mersina über Adana bis nahe an das alte Schlachtfeld von Issus erstreckt, wäre leicht heute so gut wie vor alters zu einer sehr viel höheren wirtschaftlichen Bedeutung zu bringen, wenn die Flüsse gehörig gebändigt würden und die Bewässerung reguliert. Dann könnte Cicilien einige hunderttausend Hektar gutes Land für Baumwolle hergeben — für Deutschland eine wichtige Sache. Was würde allein die Sicherheit einer solchen Zufuhr über die Bagdadbahn im Kriegsfall bedeuten!

Ein merkwürdiges Gefühl, so mit der Eisenbahn durch das Land zu fahren, um das Assyrer und Hethiter, Seleuciden und Ptolemäer, Franken und Muslime gekämpft haben — über Tarsus, wo Antonius die Kleopatra empfing, wo Alexander der Große nach dem Bad im Kydnos erkrankte, wo das Haus des römischen Bürgers und Weltevangelisten Paulus stand — und aus den Fenstern des Zuges auf die Felder zu sehen, auf denen einmal

die Baumwolle geerntet werden soll, die unsere deutschen Spindeln brauchen! Gibt es einen stärkeren Beweis dafür, wie schnell Deutschland als Wirtschaftskörper und als politisch interessierte Macht über seinen eng und scharf umgrenzten Stand vor vierzig Jahren hinausgewachsen ist — von damals, als das Reich gegründet wurde? Und wenn es nur um die Baumwolle ginge! Von Adana läuft auf der Karte der Strich, dem die Bagdadbahn folgen soll, weiter nach Osten: er steigt aus der Ebene auf das Amanusgebirge hinauf, er senkt sich hinab in das weite nordsyrische Ackerland und vereinigt sich mit den Linien, die, schon fertig oder noch im Bau, nach unten ziehen, nach Damaskus, ins Ostjordanland, ans Vorgebirge Karmel, an die Grenzen der Sinaihalbinsel und bis vor die Tore Ägyptens. Welche Gedanken, welche Sorgen und Hoffnungen hängen daran, ob all diese Striche sich als wirkliche stählerne Bänder miteinander vereinigen werden, bevor die Kraftprobe kommt, die uns unsere Gegner im Westen und Osten bereiten! Werden jene wirklich warten, bis die Züge der Bagdadbahn über den Taurus und Amanus rollen?

✧

Der entsetzliche Eindruck, der uns hier in Adana erwartete, hat mit einem Schlage diese Gedanken verdrängt! Wir waren gefaßt darauf, Schlimmes zu sehen, aber was wir gesehen haben, ist noch viel schlimmer, als wir dachten und als man zu Hause weiß. Adana und die Städte und Dörfer in der cilicischen Ebene sind der Schauplatz, wo vor vier Monaten das furchtbare Massacre unter der armenischen Bevölkerung stattgefunden hat. Hier in der Stadt sind mindestens 6000 Armenier ermordet worden und auf dem flachen Lande innerhalb der Grenzen des Vilajets noch gegen 20000. Außerdem ist alles armenische Besitztum geplündert und zerstört. Die armenischen Stadtviertel von Adana und Tarsus sind Ruinenhaufen, und auch in der Ebene sind die armenischen Dörfer verbrannt. Der Gang durch das zerstörte armenische Quartier hier war un-

beschreiblich. Unter dem Schutthaufen, in den die große armenische Schule verwandelt ist, dringt noch der Geruch der vielen Hundert verwesender Leichen hervor, deren Grab das Gebäude vor vier Monaten bei seinem Zusammensturz wurde. Die Einzelheiten, die uns von den Augenzeugen erzählt wurden, sind so schauderhaft, daß sie sich nicht wiedergeben lassen.

In der Behandlung der armenischen Frage haben die Türken eine wahrhaft unheilvolle Hand. Die Armenier bedeuten an Zahl und geistig-nationaler Energie so viel, daß sie nicht aufhören können, auf alle Art gegen die verzweifelte Lage ihres Volks anzugehen, das in seinen heimatlichen Wohnsitzen jeder Vergewaltigung an Leben, Ehre und Eigentum durch die von der Regierung geduldeten Kurdenüberfälle ausgesetzt ist. Der Türkei ist es unbequem, daß die Armenier überall, auch vom Auslande her, Hilfe in ihrer Not zu erlangen suchen, und sie möchte daher das Volk am liebsten los sein. Dabei gibt es im größten Teil der Türkei kaum Handel und Wandel ohne die Armenier. Es ist sehr kurzsichtig und verkehrt, daß wir in Deutschland den Armeniern nur ein geringes und meist übelwollendes Interesse schenken, denn sie sind einer der stärksten geistig und kulturell befähigten Faktoren in der Türkei. Ich habe schon nach meiner Reise durch das türkische Hocharmenien im Jahre 1898 dafür zu wirken versucht, daß die deutsche öffentliche Meinung die Armenierfrage richtig ansah. Es ist einfach Unsinn, die Armenier als Volk, zumal die anderthalb Millionen armenischer Bauern und Handwerker, allesamt für Betrüger und Gauner zu halten.

Die Türken möchten die Armenier ausrotten, weil sie glauben, wenn es keine Armenier mehr gibt, wird es auch keine Einmischungen wahrer oder falscher Armenierfreunde in die armenische Frage mehr geben. Das ist ein höchst gefährliches Programm, und es könnte sein, daß die Türkei eines Tages zusammen mit den Armeniern an ihm zugrunde geht. Auch bei uns lautet leider so manches Urteil über die Dinge im

Orient durchaus nicht so sachlich und nüchtern unterrichtet, wie es nötig wäre. Die Türken haben unter den östlichen Völkern, wie jedermann weiß, große Vorzüge. Darunter aber befindet sich nicht der Vorzug der schnellen Beweglichkeit und des wirtschaftlichen Unternehmungsgeistes. Der Armenier hat beides, und er hat außerdem als Haupteigenschaft eine starke und für den Orient doppelt wichtige Arbeitsenergie. Darum wird er zukünftig noch mehr als jetzt ein Vermittler zwischen der abendländischen Initiative und der schwer in Bewegung zu bringenden orientalischen Masse sein, und dadurch eine nicht genug zu schätzende Kraft für den allgemeinen Fortschritt im Osten.

Erst schien es, als ob sich nach der Revolution im vorigen Jahr Jungtürken und Armenier auf der Grundlage verständigen würden, daß das armenische Element im Gegensatz zu den Griechen und den übrigen Nichtmuhammedanern im Reich die osmanische Sache ohne Rückhalt zu der seinigen machte, und dafür von den Jungtürken gegen die Kurden geschützt und mit zum Staatsdienst herangezogen wurde. In dies vernünftige Programm ist durch die cilicischen Massacres in diesem Frühjahr und die Haltung der Jungtürken zu der Untat ein Riß gebracht worden, der schwer zu heilen sein wird. Es tut mir wirklich leid, daß ich trotz unserer politischen Freundschaft mit den Türken an den armenischen Blutbädern nicht stillschweigend vorübergehen kann. Was ich aber hier in Adana erlebt habe, was ich sah und was mir erzählt wurde, ist so grauenhaft und so unmöglich, daß wir als Volk in unerträglicher Weise vor aller Welt und vor der Menschlichkeit kompromittiert werden, wenn die Türken, die als unsere Freunde gelten sollen, solche Dinge tun, und verlangen, wir sollten nicht hinsehen. Das geht nicht, denn wir haben nicht nur für gute Politik, sondern auch für ein gutes Gewissen zu sorgen.

Mit moralischen Motiven kann man ja den Türken in der armenischen Frage nicht kommen, denn damit macht man in

einer solchen Sache auf Muhammedaner keinen Eindruck. Aber man muß ihnen begreiflich machen, daß es klüger und für sie selbst nützlicher ist, da die Armenier doch nicht aus der Welt gebracht werden können, sie aus einer Gefahr für den türkischen Staat in eine Stütze für ihn zu verwandeln. Dazu gehört aber, was den Muhammedanern, auch den Türken, und den Jungtürken ebenso wie den Alttürken, das Allerschwerste ist: die wirkliche innere Anerkennung der Gleichberechtigung von Nichtmuslimen!

Konia 1909

Am 28. August

Nach Adana die Fahrt über den Taurus. Zum erstenmal seit der römisch-byzantinischen Zeit haben die Ägypter in den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts die Straße über das Gebirge wieder fahrbar gemacht, damit Ibrahim Paschas Kanonen auf die kleinasiatische Hochebene hinaufkonnten. Ibrahim führte die Truppen seines Stiefvaters, Mehemet Ali, gegen den Sultan. Er ließ Felsen sprengen, Steine türmen und mitten im Taurus über einen Nebenfluß des Seihun den imposanten Bogen der Weißen Brücke bauen (Ak Köprü), dessen Spannung noch heute die Bewunderung der Reisenden erregt.

Wir fuhren mittags von Tarsus weg und bewältigten bis zum späten Abend den halben Anstieg zum Paß. Schon im Morgengrauen ging es weiter, und zwei Stunden nach Sonnenaufgang waren wir an der engsten Stelle der Paßstraße, den alten Toren Ciliciens. Das ist der antike Name. Heute heißt die berühmte Enge: Gülek Boghas (Boghas-Schlund), nach dem benachbarten Dorf Gülek. Auf einer Strecke von einigen hundert Metern schließen sich hohe Kalksteinwände zu einer schmalen und gewundenen Passage zusammen, durch die im Frühjahr und Herbst ein wilder

Strom donnernd abwärts braust; jetzt im Hochsommer floß nur ein schmales Rinnsal. Hier ist die Straße schon im Altertum teils in den Fels hineingehauen, teils von unten herauf durch Aufmauerung gestützt worden. Unmittelbar neben ihr ist, aus dem Felsen herausgearbeitet, ein römischer Meilenstein sichtbar, und neben ihm eine Votivtafel mit unleserlich gewordener griechischer Schrift. Das heutige Straßenniveau ist also noch ganz dasselbe, wie im Altertum. Gleich jenseits des Meilensteins ist ein haushoher Felsblock von dem oberen Rand der Schlucht in die Tiefe gestürzt, und auf ihm steht, so hoch, daß man nur mit Leitern hinaufkann, eine römische Kaiserinschrift. Die Szenerie ist höchst eindrucksvoll — einer der seltenen Orte, wo man sich berühmte geschichtliche Vorgänge heute noch in dieselbe Landschaft hineindenken kann, wie vor alters. Über das fünf Schritt breite Stück Felsboden zwischen dem römischen Meilenzeiger und dem gemauerten Rande des Flußbetts sind von den Tagen der Assyrer und Perser bis auf die Ingenieure, die den Weg für die Bagdadbahn erkunden, alle großen und kleinen Leute gezogen, die den Weg von der kleinasiatischen Hochebene nach Cilicien und Syrien machten oder umgekehrt. Die Bagdadbahn kann wegen des steilen Gefälles nicht dem Zug der alten Heerstraße folgen, sondern muß etwas weiter östlich mit großen Tunnelbauten, Felssprengungen und Viadukten die Paßkette des Taurus überwinden. Der spätere Reisende wird also die Pylen nicht sehen, aber wer geschichtliche Pietät besitzt, hält gerade die zukünftige Unberührtheit dieser Stelle für Gewinn. Hier sind Darius und Xerxes marschiert, hier Alexander. Hier sind die Heere der Araber, der Kreuzfahrer, der armenischen Könige von Cilicien und die Osmanen gezogen, als sie unter dem Sultan Selim gegen Ägypten aufbrachen; hier zuletzt die Truppen Ibrahims zur Schlacht gegen die Türken bei Konia. Noch ein Mann mag auf demselben Felsvorsprung sich ausgeruht haben, wo wir uns niederließen, um die Szenerie zu betrachten: Paulus, der Apostel. Von seiner Heimat Tarsus

in der ciliciſchen Ebene mußte er zum Hochland hinaufſteigen, um an die Orte ſeines Wirkens zu gelangen, nach Lyſtra und Derbe, nach Ikonium und nach Ankyra im Lande der Galater, dem heutigen Angora.

Den ſchönſten Eindruck von der Paßſtelle hat man, wenn man noch einige Schritte über den Meilenſtein aufwärts geht und eine Felshöhe auf dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes erklettert. Von da öffnet ſich ein prachtvoller Blick in die Schlucht und auf die leuchtend weißen, hohen Kalkfelswände zu beiden Seiten. Gleich hinter den Pylen kommt das türkiſche Dorf Gülek und eine kurze Strecke weiter eine alte Batterie Ibrahim Paſchas, deren trotziges Mauerwerk heute nach achtzig Jahren ſo gut wie unverſehrt von der Höhe auf uns herabblickt. Dieſe ausgeſuchte Stellung oberhalb der Pylen beherrſcht die einzige Anmarſchſtraße, auf der die feindliche Hauptmacht ſich nähern kann. Er war ein wirklicher Feldherr, dieſer Ägypter, der bis in die Tiefen Arabiens und bis nahe ans Marmarameer vordrang, anſpruchslos bei ſeinen Truppen auf einem Eſel reitend: in ſich das Ziel, von Ägypten aus eine neue Herrſchaft über die muhammedaniſche Welt zu gründen!

Nahe bei den Feſtungswerken liegt ein beſcheidener Chan mit einer Mühle. Wir machten Mittagspauſe beim Chan und ſetzten uns auf das Brettergeſtell über dem waſſerreichen Mühlbach, wie es im heißen Sommer hierzulande überall der Kühlung wegen aufgebaut wird. Dort raſtete auch eine Familie armeniſcher Rückwanderer, die während der Maſſacres aus Adana geflohen waren und nun zurückkehrten. Der Bach unter uns rauſchte, das Laub der Platanen regte ſich leiſe über der Gruppe, der Wirt brachte Kaffee, und dazu ſchien die Mittagsſonne hell auf die ägyptiſchen Mauern oben und die Thujabäume, die von der Höhe bis zum Fuß des Abhangs ihre kleinen ſcharfen Schatten auf den ausgedörrten Raſen warfen. Wie weltabgeſchieden ſchien dieſe Landſchaft zu ſein, und wie mächtig haben trotzdem die Wogen der Geſchichte von der

Hethiterzeit bis auf unsere Gegenwart an diesen Gebirgskämmen gebrandet! „Inglis?" — fragte der Chandschi, als wir aus dem Wagen stiegen und Kaffee verlangten. „Seid ihr Engländer?" — „Nein, Deutsche!" — Der Wirt war Türke, und es mochte ihn befriedigen, daß wir zur befreundeten Nation gehörten. Cilicien liegt auf der Grenze zwischen dem türkischen und arabischen Sprachgebiet; bis hierher reichen daher die englisch-arabischen Wühlereien.

Im Grunde ist es nichts anderes, was England jetzt von seiner ägyptischen Basis aus betreibt, als das, was Mehemed Ali und Ibrahim auf dem Vormarsch gegen Anatolien diese Bastionen bauen ließ. Man kann keine andere Weltgeschichte machen, als eine solche, die mit der Geographie stimmt. England hat Ägypten, und Ägypten kann am sichersten an den cilicischen Toren verteidigt werden. Von London und von Kairo aus werden die Fäden gesponnen, mit denen die englische Weltherrschaft vom Fuß des Taurus bis zum Himalaja befestigt werden soll. Diesem Gedanken, dem größten weltlichen Herrschaftsziel seit den Tagen der Römer, arbeitet sich langsam von Kleinasien her der Schienenweg nach Damaskus und Bagdad entgegen — kämpfend, gehindert und mit allen Mitteln des politischen Ringens zurückgehalten. Erst kam er nach Konia; dort stockte er eine Weile, dann kroch er zweihundert Kilometer weiter bis Eregli, wo schon die hohe Felsmauer des Bulgar Dagh, der nördlichsten Tauruskette, gegen Süden den Horizont begrenzt. Dort blieb die Bauspitze wieder lange Jahre liegen, weil England sich weigerte, die türkischen Zölle erhöhen und die Türkei zu Geld kommen zu lassen. Jetzt endlich nach einer langen Pause fangen die Schienen wieder an, sich ein Stück vorwärts zu schieben. Schon lange könnten sie Güter und Menschen durch die Schluchten des Taurus tragen, wenn nicht auch in den Lebensfragen der Nationen das Unzulängliche um so viel öfter Ereignis würde, als die Einsicht der wenigen!

„Die Bücherecke"
Inh. Else von Zander
Leihbücherei
Berlin-Charlottenburg 5
Fritschestraße 17

Die Rast bei den Pylen war kurz und der Gedanken viel. Auf einem sehr üblen Stück Straße schwankte unser Wagen in das Tal des Bosantiflusses hinunter, das von der wasserscheidenden Kette im Norden herabkommt. Dies Tal ist weiterhin von Natur unpassierbar, aber die Bahn wird es mit Hilfe vieler Kunstbauten doch zur Überwindung des Gebirges benutzen. Beim Chan Bosanti liegt eine etwas größere Talweitung, die einzige Ebene auf der mehr als dreißig Fahrstunden langen Straße über den Taurus. Bei den Alten hieß der Ort Podandus. Auf der grünen Fläche unterhalb des heutigen türkischen Chans haben alle Armeen gelagert, die je durch die cilicischen Tore marschiert sind. Gleich hinter Bosanti-Chan begegneten uns zwei Ingenieure mit Instrumenten und Arbeitern. Das war die Bagdadbahn! Bei der Weißen Brücke hielten wir Nachmittagsrast mit einem erfrischenden Bad in dem klaren, rasch dahinschießenden Fluß. Dicht an der Brücke ist die Römerstraße noch eine Strecke weit gut erhalten. Ich kam nach dem Bad wieder zur Brücke herauf und setzte mich auf das Mauerwerk, während die Pferde ihre karge Ration Häcksel verzehrten. Auch der türkische Begleitsoldat versuchte, uns deutlich zu machen, daß die Ingenieure mit ihrem Meßgerät im Gebirge wären. Der Bahnbau interessiert jetzt alle Welt. Die Frage ist nur, ob die Bahnschienen früher in die Ebene von Adana, oder die Engländer früher zum Schlagen mit uns kommen werden, noch ehe eine türkische Armee mit der Bahn in das syrische Aufmarschgelände gegen Ägypten gebracht werden kann!

Als die Werkleute Ibrahims den hohen steinernen Bogen über das schnelle Wasser des Bosanti-Su bauten, da fielen die Entscheidungen noch mit Heeren, die im Fußmarsch über Gebirgspässe gebracht werden, die Proviant, Munition und Bagage auf Maultieren nachführen konnten. Mit vierzigtausend Mann zog Alexander durch die Pylen nach Issus und mit dreißigtausend marschierten die Ägypter über die Weiße Brücke nach Konia. Viel größere Zahlen sind in diesem Ge-

lände auch heute ohne Eisenbahn nicht möglich. Damit aber ist es ausgeschlossen, den Stoß gegen Ägypten zu führen, wenn uns einmal Engländer und Genossen zu Hause an die Kehle springen. England kann Ägypten rechtzeitig so besetzen, daß dagegen nur mit einem großen modernen Heer etwas auszurichten ist — dem Heer, das auf der Bagdadbahn fahren soll. Nur wäre es schön, wenn hier im Taurus von ihr schon etwas mehr existierte, als die Zeichnungen in der Mappe der Ingenieure und in der Ebene von Podandus die rot-weißen Nivellierpfosten auf dem grünen Rasen, der die Zelte der Mazedonier und der fränkischen Kreuzritter getragen hat.

Weiter ging es mit den müder werdenden Tieren der Höhe zu, auf der die Gewässer sich scheiden, die zum Mittelmeer und in das abflußlose Innere von Kleinasien hinein rinnen. Auch die zweite Nacht nach Tarsus brachte nur ein paar kurze Stunden Schlaf in einem Chan, in dem sicher ein großer Statthalter des Königs der Flöhe seinen Sitz hatte. Ein alter Türke empfing uns und ließ sich bewegen, uns mitten in der Nacht noch Tee zu machen. Vor dem letzten Massacre hatte der Chan einem armenischen Wirt gehört. Dieser war mit einem Dutzend Landsleute, die bei ihm übernachteten, von irgendwelchen Muhammedanern totgeschlagen worden. Nach einer Weile kam der jetzige Wirt, sah sich den Platz an, setzte sich hinein und wurde Chandschi. Um solche Dinge erregt sich hier niemand. Ungefähr dort, wo man die Hochebene erreicht, liegt der große Chan Ulukischla. Von ihm aus machte Moltke seine Rekognoszierung zur Aufnahme des Geländes im Taurus bis zur Weißen Brücke, wo die ägyptischen Vorposten standen. Wir hielten nur eine kurze Weile, das mächtige Bauwerk bewundernd, das aus der glänzendsten Zeit des osmanischen Reichs in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt. Pünktlich um 1 Uhr mittags, nach einer Reise von 47 Stunden von Tarsus aus, fuhr der Wagen mit den beiden müden Pferdchen vor den Bahnhof in Eregli. Dann suchten wir uns einen Ort, wo man mit Messer

und Gabel etwas von einem Teller essen konnte, und setzten uns früh am Nachmittag in den Wagen der Bagdadbahn, der über die erste kleine, seit Jahren fertige Teilstrecke des großen Zukunftswerkes mit uns hierher nach Konia gerollt ist!

Kairo 1911

Am 22. März

Es gibt vier verschiedene Ägypten. Das eine ist das der internationalen Hotels, der Nildampfer und der Gesellschaftsreisen mit dem verdünnten Massenaufguß von Archäologie; dazu Dragoman, Basar, Bakschisch, Bauchtanz und der sonstige Orient in Gänsefüßchen. Das zweite Ägypten ist das englische. Das dritte ist das der Weltwirtschaft und Weltpolitik. Das vierte ist das der Ägypter. Das erste und das vierte stehen jedes für sich da, haben miteinander fast nichts und mit den beiden übrigen wenig zu tun; diese aber, das zweite und das dritte, gehören ganz nahe zusammen.

Man kommt nach Ägypten, um sich zu vergnügen, um Geschäfte zu machen, um Politik oder um Wissenschaft zu studieren; jeder aber, der Sinn für geschichtliche Kultureindrücke hat, wird den Anfang mit einem Besuch bei den Pyramiden machen. Schnurgerade fährt man von Kairo durch die ganze gesegnete Breite des Niltals. Die Stadt steht halb, die Pyramiden stehen ganz in der Wüste, dazwischen ist das Fruchtland etwa acht Kilometer breit. Nach Norden erweitert es sich zum Delta, südwärts läuft es, zwischen die beiden Wüstenränder eingesenkt, als schmale, vom Nil aus bewässerbare Talsole gleich einem grünen Bande viele hundert Kilometer weit fort. Man versteht das Wort Napoleons: „Ist die Verwaltung gut, so erreicht der Nil die Wüste, ist sie schlecht, so erreicht die Wüste den Nil."

Quer durch das Überschwemmungsgebiet ist ein hoher Damm für die Chaussee gebaut. Auf ihm fliegen die Wagen der

elektrischen Straßenbahn im Schatten alter Alleebäume. Schon von weitem zeigen sich die dreieckigen gelben Silhouetten und wachsen rasch in die Höhe. Nach einer Stunde ist man von der Stadt aus am Fuß der Kalksteinplatte, auf der die drei Pyramiden von Gizeh sich erheben. Ein Schwarm, eine Flut von Esel- und Kameltreibern, Stiefelputzern, Führern, Antiquitätenhändlern, Verkäufern von Zeitungen, Limonaden, Orangen und orientalischen Süßigkeiten stürzt sich auf die Ankömmlinge. Reihen von gesattelten Eseln und Kamelen stehen seitwärts unter den Nilakazien der großen Allee. Droschken halten, Kraftwagen sausen, und hundert Mäuler und Hände schreien und gestikulieren durch dichten Staub hindurch auf den ratlos um sich blickenden Fremden ein.

Nähert man sich den Pyramiden von fern, so hat man die Empfindung, an etwas Kolossales heranzukommen. Steht man unmittelbar davor, so möchte man an der Angabe des Reisehandbuchs zweifeln, daß in der Pyramide des Cheops die ganze Peterskirche Platz hätte. Das verdeutlichende Erlebnis hat man erst auf dem Gipfel. Hinaufzukommen ist nicht ganz einfach, denn die viereckig behauenen Steinblöcke, aus denen der Bau geschichtet ist, sind meterhoch und stark verwittert. Zwei Beduinen sind immer eine Stufe voraus und ziehen, ein dritter schiebt. Selber klettern zu wollen ist verkehrt, denn man erschöpft sich und kommt oben nicht frisch genug an, um den wunderbaren Eindruck zu genießen.

Von der Cheopspyramide sieht man nach Norden über das flache Delta; nach Osten, wohin der gewaltige dreieckige Schatten des Bauwerks fällt, über das Niltal, auf Kairo und das Mokattamgebirge; nach Westen weit in die libysche Wüste hinein; nach Süden auf das lange glitzernde Band des Nils und das grüne Fruchtland, das sich in der Ferne verliert. Von dort her kamen in grauer Vorzeit die Pyramidenbauer. Wie wunderbar hat die heutige Forschung die ältesten Züge der ägyptischen Geschichte so bestätigt, wie sie nach priesterlicher

Tradition schon dem alten Herodot hier erzählt wurde! Die Erbauer der Pyramiden von Gizeh waren Könige der 4. Dynastie. Schon vor ihnen wurden Pyramiden errichtet, nicht so groß wie die von Gizeh, aber bereits gewaltige Bauten; man sieht sie einige Stunden südlich aus dem meilenlangen Totenfeld von Memphis emporragen. Noch vor sie setzt die Überlieferung den Menes, der als erster Herrscher über Ober- und Unterägypten regierte und zuerst die Doppelkrone für beide Länder trug. Man wollte nicht glauben, daß bloße Überlieferung so weit hinaufreichen könne und hielt ihn für eine Sagenfigur; dann aber wurde bei Negade, südlich von Abydos, hoch in Oberägypten, sein Grab entdeckt. Noch vor Menes liegen die Fürstentümer der „Horusdiener" und die Entstehung der ägyptischen Schrift, und ein volles Jahrtausend über ihn zurück führt uns die Berechnung der astronomischen Grundlage des altägyptischen Kalenders. Dieser muß geschaffen worden sein, als am 17. Juli 4241 v. Chr. der Frühaufgang des Sirius mit dem Beginn der Nilüberschwemmung zusammenfiel. Die Kultur der Pyramidenzeit kannte noch kein Eisen, höchstens Bronze. Die Pyramiden selbst, die Granitsarkophage der alten Dynastien, die Fallsteine aus eisenhartem Quarzit vor ihren Grabkammern und die Dioritstatue des Chefren, die im Museum in Kairo steht, sind durch Sandschliff mit Wasser und hölzernen Quirlen bis zu der Vollendung geführt worden, die wir bewundern.

Als wir zu den Pyramiden hinausfuhren und über die große eiserne Nilbrücke hinter der Insel Roda kamen, dachte ich daran, daß Ägypten das Schicksalsland für uns und für die übrigen Weltvölker sein wird. Als wir dann auf der Höhe der großen Pyramide den Sonnenuntergang erlebten, hatte ich das Empfinden, daß von dem Ort und der Stunde kein Band mehr bis zu den Gegensätzen der Nationen von heute reicht. Wo immer meine Phantasie und mein Gedächtnis ansetzten, stets liefen die Gedanken bald nach demselben Ziel, dem Staunen

vor der menschlichen Wissenschaft, vor den Leistungen der Forscher, die die Uranfänge der Geschichte und aller für uns faßbaren staatlichen Kultur aus Schutt und Dunkel hervorgezogen und vor uns ausgebreitet haben. Welch ein Genius muß in dem ersten Napoleon gelebt haben, der ihn dazu trieb, auf den Zug nach Ägypten Gelehrte mitzunehmen, die die Denkmäler des Landes erforschen sollten! Was wußte der einstige kleine Militärschüler und junge Revolutionsgeneral von ägyptischer Geschichte — aber haben etwa wir hundert Jahre später unseren Expeditionstruppen nach China Männer der Wissenschaft mitgegeben, um die nie wieder zugänglichen Schätze der chinesischen Kultur und Kunst in den Kaiserpalästen studieren zu lassen? Hätten wir das nicht von dem Korsen lernen können, der weder Wissen noch Bildung besaß, aber Instinkt für das Große?

Als die Sonne unter den Horizont sank und der Schatten der Pyramide in den dunkelnden Tönen des Fruchtlandes zerfloß, machten wir uns an den Abstieg. Die Beduinen stützten uns wieder, und einer von diesen braunen Vätern des Bakschischs bemühte sich, in englischen, französischen und deutschen Brocken durcheinander die Geschichte von Napoleons Anrede an seine Soldaten vor der Schlacht bei den Pyramiden herauszubringen: „von der Höhe dieser Denkmäler sehen vier Jahrtausende auf euch herab!“ Ein paar andere fragten uns auf einem geringeren Umwege, ob wir zufrieden seien, und fuhren zur Sicherheit gleich fort: Haben wir euch oben zufrieden gemacht, so müßt ihr uns unten zufrieden machen! Wenn man mit dem alten Cheops geredet hat, so besieht man sich die Geldstücke nicht gleich so genau, und das Undenkbare wurde Ereignis — die Beduinen waren mit uns zufrieden!

Medinet Habu 1911

Am 25. März

Theben, die große Gottesstadt, Diospolis magna! So nannten die Alten diesen Ort. Von ihrem frühesten Schauplatz zur Menes-zeit wandert die Geschichte in Ägypten nilabwärts, und nach zweitausend Jahren kehrt sie wieder aufwärts hierher zurück. Das war in der Morgendämmerung Griechenlands. Als Homer vom hunderttorigen Theben sang, meinte er die Tempel-pylonen von Karnak und von Medinet Habu, in dessen Namen noch das alte ägyptische Wort für Theben nachklingt: Api. Diese Bauten sehen wir noch heute — und sie stammen erst aus dem ägyptischen Mittelalter!

Wie riesenhaft Theben ist, merkt man erst, wenn man ver-sucht, in wenigen Tagen auch nur das Größte und Wichtigste zu sehen. Auf dem einen Ufer lag die Königsresidenz, auf dem andern die Stadt der Toten. Den größten Eindruck auf dieser Seite machen der Tempel von Medinet Habu und das Felsental mit den Grüften der Könige des Neuen Reichs. Der Tempel gegenüber bei Karnak ist noch viel gewaltiger, eines der größten Bauwerke, das die Geschichte kennt, aber seine Größe macht ihn weniger übersichtlich, und überdies ist er stark zerstört.

Segel und Ruder bringen uns schnell von der Hoteltreppe in Luxor an das jenseitige Ufer, wo die Esel bereit stehen. Dem Führer ist eingeschärft, sein Amt sei, nur zu antworten, wenn er gefragt wird, nichts zu erklären und die Händler weg-zutreiben. Vom Landungsplatz geht es durch ebenes Schwemm-land auf den Steilabfall der Wüste zu, an den Memnonskolossen vorbei, zwei sitzenden Pharaonenstatuen aus der Mitte des 2. Jahrtausends. Der Tempelbau, zu dem sie gehörten, ist verschwunden; einsam thronen die Riesenfiguren inmitten grün wogenden Weizens. Trotzdem sie stark gelitten haben und

die Gesichter ganz zerstört sind, geht von den Standbildern ein mächtiger Eindruck der Ruhe und thronenden Majestät aus, zumal wenn die sinkende Sonne ihr letztes warmes Licht über sie ausgießt.

Dicht am Fuß der Wüste liegt Medinet Habu, erbaut um 1200 vor Chr. von Ramses III., dem letzten der großen Ramessiden. Am Tempel sind die beiden wirkungsvollsten Bestandteile des ägyptischen Stils besonders gut erhalten: die Pylonen und der Säulenhof. Pylonen sind schräg ansteigende, aus zwei Flügeln aufgebaute Portalfronten, Mauermassen von mächtiger Höhe und von der ganzen Breite der Tempelanlage. Sie machen den Tempel hoch über alle Säulenhöfe und Palmenwedel sichtbar. Im Inneren führen Treppen empor, und von der Höhe übersieht man die ganze Tempelanlage. Medinet Habu hat erst einen großen Pylon, dann einen imposanten Säulenhof, dann wieder einen Pylon und noch einen Hof, umgeben von tiefen Kolonnaden aus Kelchsäulen und Osirispfeilern. Dann folgt ein großer Säulensaal, dann zwei kleinere und ganz zuletzt das kleine Allerheiligste mit dem Gottesbild. Wie alle Ruinen des Altertums, so geben uns auch die ägyptischen nur ein schattenhaftes Bild ihres einstigen Eindrucks, weil die Farben verschwunden oder verblaßt sind, in denen sie ursprünglich strahlten. Die Decken waren blau mit silbernen Sternen, die Säulen und die unendliche Menge der Reliefs bunt koloriert, die eingemeißelten Hieroglyphen mit glänzendem Metall ausgelegt. Vor den Pylonen standen hohe Masten mit rauschenden Bannern. Das Gold, um diese Werke zu bezahlen, kam aus den Bergwerken Nubiens. Der Pharao war der Herr des Goldes; an ihn schrieben die Könige in Asien um seine Töchter als Gattinnen und um Goldgeschenke aus seiner Schatzkammer.

Das Eindrucksvollste auf dieser Seite des Nils sind die „Tore der Könige", Biban el-Muluk. In senkrechtem Absturz umgeben Felswände gleich einem Riesenzirkus das Ende eines langen gewundenen Tales. Völlige Öde herrscht. Kein Halm,

kaum ein Luftzug, nur blendende Sonnenhelle, gelbrötliches Gestein und Massen verwitterten Gerölls am Fuß der Felsen. Diese Halden sind teilweise künstlich und sollen die Eingänge zu den Gräbern verbergen. Die Grüfte sind abschüssig in den Fels hineingetriebene lange Stollen, bald seitwärts, bald nach unten geknickt, mit vielen Seitengemächern und Kammern, oft zu großen, pfeilergestützten Sälen sich erweiternd. Ganz in der Tiefe, in der letzten Kammer, ruhte der König in seinem Steinsarkophag. In einem der Gräber liegt noch eine wohlerhaltene Pharaomumie in ihrem Sarg. Man hat statt des zertrümmerten Steindeckels eine Glasplatte darübergeschoben, und wenn der Grabwächter einen elektrischen Schalthebel dreht, so ergießt sich helles Licht über den vor dreitausend Jahren im Felsinneren bestatteten Leichnam, über die mit Bildern und Zeichen bedeckten Wandflächen und über die neugierigen Besucher von heute. Es hat etwas Wunderliches, diese Gruft so dem Tage gleich zu erhellen, und manche Besucher finden es stillos. In den Apisgrüften von Memphis wird man mit Lichtstümpfen geleitet; dazwischen brennt vor einem der haushohen Steinsärge, in denen die heiligen Stiere beigesetzt wurden, der Führer ein Magnesiumband ab. Ich glaube, es ist nicht die Art des Lichts, die den Anstoß gibt, sondern die Gemütsverfassung des Besuchers. Es gibt gebildete Leute, denen die unverständlichen Hieroglyphen und Symbole, die als eine Art von Reiseliturgie für die Wanderung der königlichen Seele ins Totenreich alle Innenwände der Königsgrüfte bedecken, nur ein kindliches und geschmackloses Gekritzel sind. Das Kultische erstarrt immer. Wer sich in unseren Gesangbüchern und kirchlichen Formen umsieht, wird auch Lebloses genug darin finden.

Luxor 1911

Am 26. März

Noch ein Wort über den Tempel von Karnak. Er war das Heiligtum des Ammon von Theben und eins der großen Bauwunder aller Zeiten. Was an Pylonen, Mauern, Säulen, Obelisken und Bildwerk bis heute aufrecht stehen geblieben ist, macht eine überwältigende Masse aus, und noch viel mehr ist gestürzt. Trümmer liegen umher, daß man eine Stadt aus ihnen bauen könnte. Auch Medinet Habu ist imposant, aber es ist übersehbar. Nach seinem Muster kann man sich die noch viel größere Anlage von Karnak verdeutlichen. Wir suchen heute das Erhabene in der den Raum emporstrebend und gegliedert umschließenden Formenmenge eines gotischen Doms oder eines mächtigen Kuppelbaus. Die Griechen stellten ein Säulenhaus in schöner Harmonie der Linien und Flächen freistehend für sich hin. Die ägyptische Idee ist, die Majestät in die Ferne zu rücken, sie hinter vielen Höfen, Toren und Hallen wohnen zu lassen, die der flehend Nahende erst alle durchschreiten muß, bevor er ihr Antlitz sieht. So haben die Ramessiden der Größe ihres Gottes Ammon gedient, indem der Nachfolger vor den Doppeltempel, den sein Vorgänger gebaut hatte, noch einen Säulensaal von gigantischen Massen setzte, noch zwei Pylonenpaare und zwischen diese einen Riesenhof mit Säulenhallen, Kolossalstatuen und ganzen Tempeleinbauten.

Die Sonne neigte sich schon, als wir durch die Palmen von Karnak und die zerstörte Allee von Widdersphinxen vor den Hauptpylon des Tempels geritten kamen. Er ist breiter und höher, als die Front des Schlosses in Berlin unter der Kuppel, und wenn man ihn durchschritten hat, so steht man auf einem Hof, so groß wie ein Exerzierplatz. Geradeaus erhebt sich der

zweite Pylon, den ein Erdbeben vor kurzem teilweise umgeworfen hat. In den stehengebliebenen Durchgang hat man eine große Holzbalkenversteifung eingezogen. Dahinter kommt der berühmte Säulensaal. Ursprünglich war er gedeckt, und seine siebzehn Schiffe lagen in geheiligtem Dämmerlicht zwischen den turmgleichen Steinmassen der hundertvierunddreißig tragenden Säulen. In der grellen ägyptischen Frühlingssonne fehlt die Stimmung, die der kolossale Raum braucht, um zu wirken; erst gegen Abend schwimmen weiche Schatten durch ihn, und dann ist der Eindruck feierlich groß. Der Saal ist hundert Meter breit und halb so tief. Drei hohe, breite Mittelschiffe durchziehen ihn in der Hauptaxe des Tempels, und je sieben, die schmaler und niedriger sind, liegen auf beiden Seiten. Das mittelste Schiff, durch das die Prozessionen zur Cella mit dem Gottesbild gingen, ist das gewaltigste; es hat auf jeder Seite sechs Säulen von mehr als zwanzig Metern Höhe und einer Dicke, daß sechs Männer dazu gehören, einen einzigen Schaft zu umfassen. Die Zahl und Dicke der Säulen ist nach unseren Begriffen sogar zu groß, denn sie verdecken sich gegenseitig durch ihre Massenhaftigkeit, und man hat nirgends einen Eindruck von der Größe des Raumes im Ganzen. Diesen Mangel müssen die ägyptischen Baumeister nicht empfunden haben, denn sie hätten ihn technisch durch Vergrößerung der Zwischenräume bessern können. Sie taten es nicht, weil sich in dem Säulensaal kein Schauspiel zu entfalten hatte, wozu es des Blicks durch den ganzen Raum bedurft hätte, vielmehr war er einzig für den Durchzug der Ammonprozession durch den die Gesamtanlage beherrschenden Mittelgang gebaut, und die Menge der Priester und Tempeldiener, die dabei den steinernen Urwald erfüllte, war nur Staffage für dies Stück eines prunkvollen Kultus.

Wenn der Nil hochsteigt, dringt heute das Wasser bis in den Tempel und gefährdet die Fundamente der Säulen. Verschiedene davon sind gestürzt, andere haben sich geneigt, die Archi-

trave sind zum Teil herabgefallen und große Erdmassen erfüllen einen Teil des Säulensaales bis zur Höhe der Kapitäle. Es wird gearbeitet, um die gefallenen, aber noch vollständig vorhandenen Bauglieder wiederherzustellen: Bevor der Schutt entfernt wird, gräbt man ihn zur schiefen Ebene ab und zieht mit starken Seilen auf Bohlenunterlagen und hölzernen Walzen die viele Tonnen schweren Architrave Zoll für Zoll in die Höhe, bis das Stück neben der oberen Fläche des Kapitäls angekommen ist, über die es hinübergeschoben werden muß. Kaum anders zu denken übrigens, als daß ebenso auch bei der ursprünglichen Errichtung des Tempels Erdschüttungen angelegt wurden, in denen der ganze Bau steckte. Sie wuchsen gleichzeitig mit ihm empor, und die einzelnen Bauglieder wurden nach ihrer Vollendung aus den Erdmassen herausgegraben.

Eine Vorstellung von dieser ursprünglichen Technik, in der einstmals im Laufe von Generationen ein Heiligtum wie der Tempel von Karnak entstand, gehört mit dazu, wenn man im Innern des Säulensaals oder von der Höhe des großen Pylons herab, unter dem langsam sich färbenden Abendhimmel, den Eindruck des Ganzen auf sich wirken läßt. Es wurde Abend und die Scharen von Arbeitern, die in dem Ruinengebirge zwischen den Säulen und Mauern gekarrt, geschaufelt und gezogen hatten, gingen nach Hause. Auf den Feldbahngleisen, die für den Transport des Schuttes durch den Tempel gelegt sind, standen die eisernen Kippkarren noch mit ihrer Ladung; die Ziehseile, mit denen man einen Architravblock wieder eine Tagesarbeit höher gebracht hatte, waren von den Werkleuten um den nächsten Säulenschaft geschlungen worden und hielten ihn in der erreichten Höhe fest. Wir kamen auf den Pylon und fanden dort allerlei, meist englische, Menschenkinder, die dem roten Sonnenball nachsahen, wie er im Westen hinter den Bergen der libyschen Wüste versank, da, wo die Totenstadt von Theben begann und die Memnonskolosse wie

kleine schwarze Silhouetten vor dem Grün der Felder standen. Einige Besucher zeichneten den Sonnenuntergang mit bunten Kreidestiften in die Skizzenbücher; einige schwiegen und mochten das Bauwerk und die Stimmung der Stunde auf sich wirken lassen. Andere waren wohl nur heraufgekommen, weil im Murray und Baedeker stand, man müsse sich vom großen Pylon von Karnak herab den Sonnenuntergang ansehen.

Noch einmal, bevor es ganz dunkelte, gingen wir durch den großen Säulensaal, und tief im Dämmer wirkte er noch erhabener, als vorher. Auch der Ammon von Theben ist ein Gott der dunklen Tempel gewesen, wie der Jahweh von Zion. Diese alten Steine fangen erst an von alter Religion zu reden, wenn die Sonne nicht mehr durch die gestürzten Decken scheint.

Assuan 1911

Am 27. März

Man hat den großen Staudamm im Nil bei Assuan oft mit den Pyramiden verglichen und gesagt, er sei ein Werk, so groß wie jene. Das ist ein unmöglicher Vergleich. Die technischen Hilfsmittel der Alten waren so unendlich viel primitiver, daß ihre Leistungen in Wirklichkeit für jene Zeiten viel staunenswerter sind, als für uns der Nildamm und ähnliche Großtaten der Ingenieurkunst. Trotzdem ist der Damm etwas Gewaltiges. Über mehr als hundertfünfzig Kilometer von dieser Sperre aufwärts hin ist der Nil kein strömender Fluß mehr mit grünem Ufersaum, sondern er ist zum langgezogenen Seebecken zwischen nackten Felsufern geworden. Dies aufgestaute Wasser hat viele Denkmäler überflutet, darunter eines der schönsten, das Ägypten besitzt, die Tempelanlage von Philä.

Philä ist ein kleines Felseiland, auf dem die Ptolemäer und die römischen Kaiser in etwas erweichten und leise helle-

nisch-stilisierten, ägyptischen Formen den berühmten Isistempel gebaut haben, schon zur Zeit des Augustus und Hadrian für vornehme Touristen eins der besuchtesten Reiseziele im Orient.

Wir kamen von Schellal, wo die oberägyptische Eisenbahnlinie nach Assuan endet, im Boot über den Stausee gerudert und fuhren durch das Tor zwischen den Flügeln des Hauptpylons in den Tempelhof ein. Die Flut reichte gerade bis an die Stufen des inneren Peristyls; dort konnte man aussteigen und den eigentlichen Tempel trockenen Fußes betreten. Wenn erst die Erhöhung des Dammes vollendet ist, an der die englischen Ingenieure jetzt arbeiten, so wird bei hohem Wasser alles bis an die Säulenkapitäle verschwinden.

Von der Höhe der Pylonen von Philä sieht man am einstigen Nilufer rings die Palmenhaine aus dem Wasser hervorragen. Noch sind die Kronen grün, aber einige Jahre weiter, und auch die letzten Überreste des Baumwuchses sind stromauf, stromab endgültig abgestorben und überstaut, und das Wellengekräusel des Nilsees schlägt hoch von Nubien herunter bis zum Damm von Assuan nur an Klippen und Sanddünen.

Um Philä trauert jeder. Es ist das einzige Stück des alten Ägypten, wo sich die Last der Massenhaftigkeit und das Düster des Tempelstils, gemildert durch den griechischen Geist, und hineingestellt in die lebendige Mannigfaltigkeit der Kataraktenlandschaft, in eine freiere, fast könnte man sagen romantische Stimmung auflöst. Darum auch haben schon seit dem Altertum alle, die hierher kamen, entzückt das Bild der Insel, des Tempels und der wunderbaren Umgebung bewundert.

Um den Preis von Philä soll Ägypten unter seiner neuen Herrschaft doppelt so reich werden als früher. Der große Staudamm quer durch den ersten Nilkatarakt ist nur ein Glied in der Umwandlung des ägyptischen Bewässerungswesens durch die Engländer, wenn auch das wichtigste. Über den stillen, tiefen See, in den die große Mauer das Brausen der Strom-

schnellen verwandelt hat, zwischen leise umplätscherten Granitinseln, trug uns das Fahrzeug bis an das westliche Ende der Riesenbarriere, die zwei Kilometer lang zwischen Assuan und Schellal das Strombett durchsetzt. England ist stolz auf das Werk, und man wird bekennen müssen, daß keine andere Nation ein so weit ausgreifendes System der Landeskultur so schnell und so entschlossen verwirklicht hätte. Vor dem Damm von Assuan begreift man etwas von dem Gefühl der Selbstverständlichkeit, mit dem die Engländer die Erweiterung ihres Machtgebiets dem Fortschritt der Kultur an sich gleichsetzen. Man muß nur auch hier tiefer sehen und über das Ziel und das Wesen solcher englischen Kulturarbeiten genauer nachdenken. Gerade Ägypten ist ein lehrreiches Beispiel für Kern und Form der englischen Weltherrschaft. Mächtige Energie und gewaltige Mittel sind in den Damm von Assuan und die übrigen Nilstauwerke bis nach Kairo hineingesteckt, aber rücksichtslos wird alles neugewonnene und alles alte Kulturland Ägyptens für den englischen Vorteil allein nutzbar gemacht: Baumwolle muß es tragen, nichts als Baumwolle für die englischen Fabriken. Und weil der Acker nur für die Baumwolle da ist, so muß Ägypten Lebensmittel von fern her kaufen: aus englischen Kolonien, auf englischen Schiffen kommen sie gefahren. Den Baumwollrohstoff nimmt der Engländer dem Ägypter ab und schickt ihm seinen Kattun dafür, an dem der Fabrikant, der Kaufmann, der Schiffsreeder, die Eisenbahn verdienen. Alles wirtschaftliche Erzeugen und Verbrauchen eines ganzen Volkes, alle Fruchtbarkeit des Nils ist durch ein Zwangssystem von ökonomischer Verwaltung in den Dienst der einzigen Aufgabe gestellt, England reicher und immer reicher zu machen. Diese eine Melodie: mehr Geld, mehr Reichtum für das Herrenvolk der Briten, sie, nichts als sie, klang durch das Rollen, Hämmern, Fauchen und Zischen all der Maschinen, die daran arbeiteten, dem Nildamm noch einige Meter an Höhe zuzulegen!

Kairo 1911

Am 30. März

Wieviele Eindrücke gewährt doch der Besuch dieser Ecke am Mittelmeer, von wo es nach den Pyramiden geht und nach Jerusalem, nach Athen und Konstantinopel, nach Ostafrika und Indien, und bald auch nach Bagdad! Wie wenige Deutsche aber wissen etwas davon, was dies Stück der Erdoberfläche politisch heute für uns bedeutet!

Ägypten ist englisch, und von der Zitadelle, die Saladin aus den Steinen von Memphis bauen ließ, drohen die englischen Geschütze über die gewaltige Stadt hin — die größte der arabisch-islamischen Welt. Die Frage aber ist: wird Ägypten englisch bleiben? Wird nicht eines Tages die Welt erkennen, daß die 100000 Fellachen Ismaels, die den Suezkanal gruben, in Wahrheit das Grab der englischen Weltherrschaft geschaufelt haben? Lesseps' und Ismaels Werk hat mit zwingender Gewalt die englische Macht hierher gezogen: an eine Stelle, wo England zum ersten Male wieder angreifbar wird, seit Nelson die vereinigte französische und spanische Flotte am Kap Trafalgar zerstörte. Die Kanonen von Trafalgar haben den Salut für die Stunde geschossen, wo das englische Weltreich von der Gefahr befreit wurde, die ihm dann hätte drohen können, wenn Napoleon in England landete; donnern einmal die Kanonen am Suezkanal, so wird es das Ende des Jahrhunderts von Trafalgar sein.

Wie schwer ist es, hier in Kairo Anfang und Ende des Erzählens zu finden! Es gibt keinen zweiten Punkt auf der Welt, wo die älteste und neueste Geschichte, die Pyramiden und die Höhe der englischen Weltmacht, so nahe aneinander gerückt sind. Wir standen auf dem Mokattam. Drüben am Rande des libyschen Wüstenplateaus ragen die steinernen

Gräberberge des Cheops und Chefren aus dem 30. Jahrhundert v. Chr. empor, und gegen Süden dehnt sich die Stätte von Memphis aus mit den Ramseskolossen: Mennofre, der „schöne Ruheort" der Pharaonen des Alten Reichs, wo später die „weiße Mauer" stand, die Burg, von wo aus die Garnisonen der Assyrer und Perser Ägypten beherrschten. Gerade zu unsern Füßen liegt die Kala, Saladins Festung und Schloß, davor die große Moschee, und weit jenseits des Häusermeers, am anderen Ufer des Nils, das grüne, heute von der Eisenbahn durchschnittene Feld von Embabe, wo Napoleon am 21. Juli 1798 das Lager der Mameluken erstürmte. Diesseits der Nilinsel Roda ist von ferne das enge Gewirr der Gassen von Altkairo sichtbar, Fostat, dem einstigen Standlager des Araberfeldherrn Amr ibn el-Asi. Von dort bezwang er das byzantinische Kastell, das zuletzt allein noch die Herrschaft des Kaisers in Konstantinopel über das Nilland verteidigte. Hier versteht man mit einem Blick die überragende Bedeutung Ägyptens in der orientalischen Geschichte.

Noch mehr Menschen ernähren, noch mehr Steuern leisten, eine noch breitere Grundlage für staatliche Macht und Größe darbieten, konnte nur ein einziges der alten Länder — Babylonien! Auch nach Babylonien greift jetzt die englische Hand. Von der Mündung des Tigris bis zur syrischen Mittelmeerküste will sie Fruchtland, Wüste und Steppe als einen zusammenhängenden breiten Schutzstreifen für Ägypten an sich bringen. Es ist ein uraltes Gesetz der Geschichte, daß die Grenze zwischen Afrika und Asien, Ägypten und Syrien, die scheinbar so klar von der Natur gezogen ist, geschichtlich in vier Jahrtausenden nicht hat zur Ruhe kommen können. Stets haben die Herren von Ägypten sich genötigt gesehen, zur Sicherung ihres Landes gegen Angriffe von Osten her ein möglichst breites Vorgelände in Syrien festzuhalten, und umgekehrt hat jede Macht, die den unteren Teil von Vorderasien besaß, sich auch Ägypten anzueignen versucht. Im 2. Jahrtausend v. Chr. finden wir die Ramessiden, im

1. die letzten Pharaonen und die Ptolemäer am Libanon wie am Euphrat, und umgekehrt haben Assyrer und Perser, Alexander der Große und die Khalifen ihr Reich ohne Ägypten nicht für vollständig gehalten. Die Kreuzfahrer konnten Palästina behaupten, solange Syrien und Ägypten getrennt waren, sobald aber Saladin von Syrien aus auch Ägyptens mächtig geworden war, war es den Franken unmöglich, sich länger im Orient zu halten. Kaum hatten die Osmanen ihr vornehmstes Ziel, Konstantinopel erreicht, und die Balkanhalbinsel ganz unterworfen, so unternimmt Sultan Selim die Eroberung von Syrien und danach die von Ägypten. Mehemet Ali, am Anfang des 19. Jahrhunderts, erringt die tatsächliche Unabhängigkeit von der Pforte, und alsbald brechen unter seinem Stiefsohn Ibrahim ägyptische Heere nach Syrien vor, schlagen die Türken bei Nisib am Euphrat und bei Konia auf der Hochfläche von Kleinasien. Zehn Jahre lang ist Syrien vom Sinai bis an den Taurus ägyptische Provinz. Auch Moltkes Rat konnte bei der Unfähigkeit des türkischen Oberbefehls die Niederlage nicht wenden.

Nun ist Ägypten von neuem in die Hände einer Großmacht, Englands, gefallen, und wieder wird es deutlich, daß sich die englische Politik nach dem Vorgang von Ramses II., und Necho, von Ptolemäus Euergetes und Mehemet Ali, das syrische Glacis zu sichern versucht. Schon 1901 erfuhren wir von dem im Gefühl der Sicherheit allzufrüh laut gewordenen Plan, Babylonien mit englischem Geld, englischer Technik und englischen Untertanen — ägyptischen und indischen Bauern — in ein englisches Kolonialland zu verwandeln, und derselbe Mann, der uns das verriet, der frühere Leiter des Bewässerungswesens von Ägypten, Willcocks, arbeitet jetzt an einem Gegenprojekt gegen die deutsch-türkische Bagdadbahn. Er will Bagdad nicht mit Kleinasien und Konstantinopel, sondern mit einem Punkt an der syrischen Küste verbinden, mitten zwischen den beiden englischen Stellungen am Suezkanal und auf Zypern!

Es ist das alte Spiel. Das Geschick ist am Webstuhl und England muß weiter, nachdem es durch den Suezkanal dazu genötigt worden ist, den Griff nach Ägypten zu tun. Wer Ägypten besitzt und damit rechnen muß, daß er es gegen einen Angriff von der syrischen Seite her zu verteidigen hat, kann nicht an der Landenge von Suez stehen bleiben und den Gegner erwarten, sondern er muß die Verteidigung schon in Syrien führen. Die alte Türkei war für England kein Grund zum Fürchten, denn ohne eine moderne Armee und ohne Eisenbahnlinien für ihren Transport konnte niemand daran denken, Ägypten von der Landseite her den Engländern zu entreißen. In Konstantinopel aber sitzen die deutschen Instruktoren, und die Bagdadbahn streckt ihre Schienen schon zur Vereinigung mit den syrischen Linien und der Mekkabahn — und deren Gleise liegen an zwei Stellen, am Vorgebirge Karmel und in Nordarabien, nur wenige hundert Kilometer vom Suezkanal. Können wir die Türken aufgeben? Können wir sie mit ihrer Armee sich selbst überlassen? Auf die Bagdadbahn als deutsch-türkisches Hilfswerkzeug verzichten, Ägypten unter unseren politischen Horizont hinabtauchen lassen? Wenn wir das tun, so geben wir das einzig mögliche und wirksame Mittel auf, der englischen Erdrosselungspolitik gegen uns dort zu begegnen, wo England auf festem Lande gepackt werden kann. So zu handeln wäre Selbstmord. Stärken wir aber die Türkei, so reift Englands Sorge um Ägypten und es bringt alle seine Pläne in Bewegung, um vom Nil bis zum Euphrat und vom Euphrat bis zum Indus englisches Land zu schaffen. Dann sind wir aus dem Orient ausgeschaltet, dann bleibt der deutsche Weltgedanke — ein Gedanke.

Port Said 1911

Am 31. März

Ägypten ist das Schicksalsland des 20. Jahrhunderts, und Lesseps' Werk hat es dazu gemacht! Dieser Gedanke hat mich heute früh auf der Eisenbahn von Ismailijé bis Port Said längs des Suezkanals begleitet, und er beschäftigt mich noch immer weiter an Bord dieses Franzosen, der uns bis morgen nach Beirut bringen soll. Die Bahn läuft von Ismailijé an dicht am Suezkanal entlang, aber man sieht oft nur den Damm, der den Kanal begleitet, und darüber das Oberteil der Dampfer, die, als ob sie von einer geheimnisvollen Kraft gezogen würden, die Wüste selber zu durchschneiden scheinen.

Zwischen Ismailijé und Port Said hält der Schnellzug in El Kantara, der alten Eingangsstelle von Asien nach Afrika. El Kantara heißt „die Brücke", nicht weil hier die Fähre für den Karawanenverkehr zwischen Syrien und Ägypten über den Kanal geht, sondern die dammartige Bodenschwelle, die zwischen dem Menzale-See im Norden und der Niederung der Bitterseen im Süden den eigentlichen querlaufenden Grat der Landenge von Suez bildet, wird so genannt. Auf diesem Landrücken sind alle Heere und Karawanen, alle Gedanken und Lehren, die Ägypten und Asien seit sechs Jahrtausenden miteinander getauscht haben, ihres Weges herüber und hinüber gezogen, und wenn wir wieder einmal den Marsch eines Heeres aus dem türkischen Syrien gegen das — englische — Ägypten erleben sollten, so wird El Kantara, die alte Brücke zwischen den Erdteilen, auch wieder eine Rolle dabei spielen.

Unser Franzose, der offenbar kein angenehmer Aufenthaltsort bis Beirut werden wird, liegt in der Kanalmündung vor Port Said und macht sich bereit, in See zu gehen. Das Ver-

waltungsgebäude der Suez-Kanal-Gesellschaft und das Standbild von Lesseps sind die Wahrzeichen der Stadt. Port Said ist wohl einer der wenigst erfreulichen Orte, die es auf Erden gibt, aber der Gedanke daran verschwindet vor dem, was dies Gewässer sonst bedeutet! Am Suezkanal gelangt die Umgestaltung der Weltverhältnisse, in der wir mitten drin stehen, zum gesteigerten Ausdruck, und hier wird sich auch die Krisis, auf die wir hintreiben, entladen. Wegen des Kanals ist England nach Ägypten gegangen, und um seinetwillen muß es Ägypten festhalten. An der Herrschaft über den Kanal und über Ägypten hängt die Sicherheit Indiens. Hier am Kanal sieht man den Schlußstein in dem ganzen kolossalen Gewölbe des englischen Weltreichs liegen; bricht er heraus, so ist England nicht mehr England. Den Kanal zu beherrschen, muß das Gesetz der englischen Politik sein, und kann England dies Ideal ganz verwirklichen, so gehört ihm die Weltherrschaft. Wenn Ägypten englisch bleibt, so werden auch Syrien, Mesopotamien und Babylonien englisch; Arabien, die Mündung des Euphrat und Tigris und die Ufer des Persischen Golfs folgen — und worauf können dann die Völker, die neben England Freiheit auch für ihr Wachstum haben wollen, noch hoffen?

Wollten sich doch die Augen derer, bei denen zu Hause die Verantwortung für den Tag der Entscheidung ruht, beizeiten hierher richten! Zwischen Nil und Libanon wird unter den Weltvölkern der Zukunft der Streit ausgetragen werden. Es gibt nur eine Möglichkeit, diesen Kampf zu vermeiden: wenn die Engländer freiwillig anerkennen, daß wir dasselbe Recht auf die Betätigung unserer Weltinteressen haben, wie sie, und daß englische Wünsche in bezug auf die Einrichtung der überseeischen Welt nur verwirklicht zu werden brauchen, wenn sich auch für uns ein Vorteil dabei zeigt. Gesteht England zu, daß nach den drei Jahrzehnten seiner großen Ländererne, von der Besetzung Ägyptens bis zum Abkommen mit Rußland über Persien,

zunächst wir einmal an der Reihe sind, dann ist es gut — sonst...!

Seit die englische Einkreisungspolitik begonnen hat, sieht es nicht so aus, als ob England bei dieser — wir müssen es zugeben — nicht leichten Wahl den Weg des Friedens in der Stunde einschlagen wird, wo es hoffen kann, einen festländischen Degen gegen Deutschland aus der Scheide fahren zu lassen. Am Nil und am Euphrat rauscht etwas in den Kronen, wenn der Wind sie schüttelt, was wie Schwerterklirren klingt. Der menschenfreundlichste Baum unter den Palmen, der mit seinen Datteln ganze Völker nährt, er steht von Marokko bis an den Fuß des hohen Iran auf blutgedüngtem und seit Beginn der Völkergeschichte schwer umkämpftem Boden. Als ich von Babylon vor zehn Jahren Abschied nahm, begleitete mich dies Gesicht, und die Palmen von Luxor haben es von neuem bekräftigt.

Urfa 1911

Am 10. April

Von Beirut nach Urfa kommt man über den Libanon und den Euphrat. Dazwischen liegt Aleppo. Über den Libanon geht eine französische Schmalspurbahn, die in jeder Beziehung ein Beispiel dafür ist, wie man hier Eisenbahnen nicht bauen soll. Sie verbindet Beirut und Damaskus. Bei Rayak in dem Hochtal zwischen Libanon und Antilibanon zweigt nördlich der kürzlich gebaute Strang über die beiden uralten Städte Hama und Homs nach Aleppo ab. Wegen des Anschlusses an die Bagdadbahn hat diese Linie Normalspur. Dies ist offenbar die syrische Magistrale der Zukunft. Betrieb und Einrichtung der Züge lassen, wie bei jedem französischen Konzessionsunternehmen, viel zu wünschen übrig. Bei Aleppo hört vorläufig die Eisenbahn auf. Bald aber wird sich das ändern, denn mit

der Bagdadbahn geht es jetzt wirklich voran. Für den Verkehr und die Technik wäre am besten, wenn die Bahn von der cilicischen Ebene her an der Meeresküste um den Golf von Alexandretta herum und von Alexandretta über den Amanus mit einem Tunnel nach Aleppo geführt würde. Eine Bahn aber, die so läuft, könnte von einer feindlichen Flotte derart unter Feuer genommen werden, daß sie auf der ganzen Küstenstrecke betriebsunfähig wird.

Alles in Aleppo lebt jetzt für den Bahnbau, spricht von der Bahn. Die Bagdadbahn ist das Gegenstück zum Suezkanal und seinen Folgen. Um den Kanal unangreifbar zu machen, will England die Türkei zertrümmern, und um ihr Gebiet zu verteidigen, bemühen sich die Türken, mit der Bahn nach Syrien zu gelangen. Es hätte schon lange geschehen sollen, denn die Stunde, wo es darauf ankommen wird, ob die Züge vom Bosporus bis an den Libanon durchrollen können, wird dasein wie der Dieb in der Nacht.

Das nächste Bauziel von Aleppo nach Osten ist Urfa, oder eigentlich Haran, etwas südlich von Urfa. Wie weit es von Aleppo nach Urfa ist, kann niemand genau sagen, denn im Orient mißt man die Wege nicht nach Kilometern, sondern nach den Hindernissen, die man auf ihnen findet. Die erste Frage ist, ob man fahren kann oder reiten muß. Zum Fahren gehört nach unseren Begriffen eine Straße, aber das ist hierzulande nicht durchaus nötig; man fährt durchs Gelände, und wenn es irgendwo zu bergig oder zu naß wird, dann hört das Fahren eben auf, oder man versucht trotzdem zu fahren. Dabei kann es passieren, daß der Wagen umfällt oder zerbricht und man liegen bleibt. Ob sich so etwas ereignen wird oder nicht, das bestimmt Allah vorher, und dazu kann kein Mensch etwas tun. Mit diesem Vorbehalt läßt sich sagen, daß man bei hellem und trockenem Wetter mit einem Wagen in zweieinhalb Tagen von Aleppo nach Urfa fahren kann.

Früh mit Sonnenaufgang ging es aus unserem gastlichen

Konsulat und durch den engen Basar aus Aleppo hinaus, durch die breiten ungepflasterten Vorstadtstraßen, an weitgedehnten Begräbnisplätzen, am Derwischkloster und an der großen Kaserne vorbei, die Ibrahim Pascha vor achtzig Jahren gebaut hat, als Syrien wieder einmal ägyptisch war. Der Frühling ist in diesem Jahre spät, Pfirsiche und Mandeln fangen eben an zu blühen und der Weizen ist noch niedrig. Nach fünf Stunden kommt ein Städtchen, Bab, wo gefüttert wird. Sechs Stunden weiter Membidsch, das erste Nachtquartier. Membidsch hieß im Altertum Bambyke, und dieser Name hat sich bis heute in dem alten arabischen und zugleich türkischen Wort für Baumwolle erhalten: Bambuk. Von Alexander dem Großen, der die Baumwolle aus Indien oder Mittelasien nach dem näheren Orient gebracht hatte, bis zum Untergang der alten Kultur in Syrien lag hier der Mittelpunkt des Baumwollbaues. Wenn die Bagdadbahn herkommt, wird diese Kultur sicher wieder einen großen Aufschwung nehmen. Heute wohnen Tscherkessen in den Ruinen der alten Bambyke; die Leute tragen den langen Rock mit den Patronenhülsen auf der Brust, die Pelzmütze und den Dolch, wie in ihrer einstigen kaukasischen Heimat, graben die schönen antiken Quadern aus der Erde und bauen davon ihre Häuser, Moscheen und Karawanserais.

Einige Stunden hinter Membidsch fließt der alte Euphrat. Um diese Jahreszeit ist der Fluß hoch geschwollen. Sein graugelbes schaumiges Wasser wälzt sich durch ganz totes Gelände. Das rechte Ufer ist hoch, ausgebuchtet, und vom Flusse steil abgewaschene Wände aus Kreidekalk ziehen sich stromauf und stromab. Gegenüber ist flaches Land; nur der alte große Stadtberg Tell Achmar erhebt sich auf dem anderen Ufer; an ihn gelehnt das Dorf, dessen Bewohner den Fährdienst besorgen. Kein Baum, kein Strauch in der Nähe und Ferne. Eine Insel, die beim Tell Achmar durch das Hochwasser entsteht, erleichtert etwas die Überfahrt. Ihre einzigen Bewohner sind schwarze Ibisse von einer heilig gehaltenen

seltenen Art. Von Tell Achmar an ist man in Mesopotamien. Stunde um Stunde führt der Weg durch eine öde Landschaft, zerfressene und zerbröckelte Hügel aus nacktem Kalkstein. Heute gibt es hier nichts, als ein paar magere Schafherden mit kurdischen Hirten und nach zwei Stunden ein einsames Dorf. Früher war auch diese Landschaft viel besser bevölkert, denn wo sich nur ein kleines Tal im ebenen Boden zeigt, liegt auch ein Tell, ein alter Stadtberg, und alte Grundmauern, bis auf den Erdboden zerstört und abgeschliffen, ziehen sich über den Weg.

Mitten in die Karstlandschaft eingesenkt, liegt die weite beckenförmige Ebene von Surudsch. Dort schläft man und hat dann am dritten Tage noch vier bis fünf Stunden bis nach Urfa. Zwischen Surudsch und Urfa beginnt jene merkwürdige Region Obermesopotamiens, die ganz voll ist von besonders gearteten Überresten antiker Bauten. Zum Teil sind sie in den Kalkfels gehauen, zum Teil waren sie oberirdisch errichtet. Höhlen, Zisternen, Treppen, die zu verschwundenen Gebäuden führten, Trümmer von Landhäusern, Weilern erfüllen mehrere Tagereisen weit nach Osten das Kalkgebirge. Noch viel großartiger sind die Ruinen in der ähnlich gearteten Gegend zwischen Aleppo und der Küste. Dort habe ich vor zehn Jahren ganze Pompejis in einer Einöde gesehen, wo heute, stundenweit voneinander, nur kurdische Hirtendörfer sich finden. Das ganze Land von hier bis ans Mittelmeer muß im Altertum auf das dichteste bevölkert gewesen sein.

Wir bleiben einige Tage in Urfa, das mir, abgesehen von alten persönlichen freundschaftlichen Beziehungen, als Hauptplatz im heutigen Mesopotamien wichtig ist. Das Waisenhaus und das Hospital der Deutschen Orientmission, die deutsche Teppichmanufaktur mit ihren schönen Leistungen in alten Mustern und Farben, der große türkische Straßenbau nach Biredschik am Euphrat, der durch die Bagdadbahn überflüssig wird — das sind neben der allgemeinen Wichtigkeit des Platzes

für Wirtschaft und Verwaltung die Dinge von heute, die Urfa besonders aufzuweisen hat. Das Hauptinteresse aber liegt hier wie bei so vielen Plätzen des Orients in der Verknüpfung von Vergangengem, Gegenwärtigem und Zukünftigem.

Bis hierher sind die Kreuzfahrer vorgedrungen. Urfa war unter dem griechisch-macedonischen Namen Edessa eines der Lehnsfürstentümer des Königreichs Jerusalem. Noch ragen die Mauern Balduins, des Bruders Gottfrieds von Bouillon, auf römischen Fundamenten auf dem Berge über der Stadt. In diesem Berg liegt eine Abrahamshöhle, und an seinem Fuß entspringen zwei große Quellen. Sie haben zuerst den Menschen an diesen Ort gelockt, und um ihretwillen ist hier das erste Heiligtum errichtet worden. Es wird der gebärenden Kraft der Natur geweiht gewesen sein, denn in dem ummauerten Becken, das den stärkeren der beiden Sprudel faßt, schwimmen noch heutigentags die Fische des Atargatis, der syrischen Astarte oder Derketo. Sie sind immer noch heilig. Niemand darf sie essen, und unendliche Scharen dieser fetten Karpfen bevölkern den heiligen Teich. Für heilig halten ihn die Muslime — ihnen gehört der Ort — wegen der Abrahamsmoschee, deren zierliche Arkaden sich unmittelbar auf der Mauer erheben, die den Teich einfaßt. Hier habe Abraham gewohnt, der Freund Gottes, bevor er nach Haran ging!

Es ist doch zu merken, wie im Zeitalter der Eisenbahn und des wiederauferstandenen türkischen Parlamentes die Dinge sich auch hier innerlich wandeln. Heute waren wir auf der Zitadelle und am Abrahamsteich. Zu meiner Überraschung sind wir sogar in die Abrahamsmoschee gekommen, die Christen sonst unzugänglich ist. Wir schritten auf der einen Seite des Beckens entlang und sahen den Mufti drüben auf den Stufen am Wasser sitzen und seine Gebetswaschung vollziehen. Unser Gastfreund aus Urfa rief auf türkisch einige freundliche Worte hinüber: „es geht wohl immer noch nicht an, daß Fremde die Moschee betreten?" „Doch, wir sind ja Freunde, komm mit deinen

Freunden nur herein!" sagte der Mufti. Erfreut gingen wir hinüber und traten in den Moscheehof. Dieser samt dem Becken darin ist nach richtiger muhammedanischer Auffassung das Wesentliche an einem Gebetsort; das Moscheegebäude kann fehlen. Vor allen Dingen muß Wasser da sein, um die Waschung vorzunehmen, die unbedingt zur Andacht gehört. Wir machten keinen Versuch, in die geschlossene Moschee selbst zu kommen, die nichts Interessantes bieten soll, sondern begnügten uns mit einem Rundgang durch den Hof. An einer Seite befand sich eine Schule, und eine Menge munterer Knaben saß dort hinter ihren Heften. Als wir stehenblieben und etwas zusahen, kam ein ganz verwitterter graubärtiger Chodscha heraus, sah uns halb freundlich, halb mißtrauisch an, begrüßte uns und wiederholte dann eindringlich: „Chalil! Chalil! Chalil! Ihr seid hier auf ganz heiligem Boden!" Die ungesprochene, aber leicht zu erratende Fortsetzung sollte lauten: Dafür müßt ihr auch ein gutes Geschenk hinterlassen! „Chalil" ist arabisch, es heißt auf deutsch „Freund". So nennen die Muhammedaner Abraham, nach seinem alttestamentlichen Namen als „Freund Gottes". Unter solchen Umständen waren wir auch bereit, dem Appell an den Vater Abraham klingende Folge zu leisten.

Ein Erlebnis wie dies zeigt, daß tatsächlich in der Türkei noch andere Dinge in Fluß kommen können, als Eisenbahnbauten. Vor zwei Jahren, nach den Massacres von Adana, erließ unter dem Einfluß der jungtürkischen Regierung der oberste Religionsbeamte im Reich, der Scheich ül-Islam, ein geheimes Toleranzedikt an die geistlichen Behörden, in dem der Versuch unternommen wird, aus dem Koran Sätze religiöser Duldung abzuleiten. Bei dem vielfach widerspruchsvollen Inhalt des Koran kann man sehr Gegensätzliches aus ihm belegen, aber das Schreiben des Scheich ül-Islam ist auf jeden Fall ein Beweis, wenn nicht für prinzipielle, so doch für wichtige taktische Absichten der jungtürkischen Richtung. Wer das Dokument nicht kennt, versteht garnicht ein Erlebnis, wie unsere Zulassung in

die Abrahamsmoschee, die nach den bisherigen Begriffen etwas ganz Unerhörtes ist. Das Edikt beweist aber sogar die Notwendigkeit eines modernen Parlaments für die Türkei. Der betreffende Abschnitt lautet: „Der klaren Vorschrift Gottes entsprechend sagt der Koran: es möge unter euch eine Körperschaft sich bilden, welche die Welt zum Glück leitet, indem sie Gutes befiehlt und Schlechtes verbietet; die Menschen, die so tun, werden glücklich sein (Kap. 3 Vers 100). Da es klar ist, daß diese Vorsteher durch das Volk zu wählen sind und in der Volksversammlung vertreten sein müssen, so schließen wir daraus notwendig, daß die Deputiertenkammer die genaueste Anwendung des Koran ist und daß die Verfassung den schönsten Schmuck des Kalifats bildet ...."

Das sind im Sinne des Propheten sicher recht merkwürdige Gedanken, aber es kommt noch wunderbarer. An einer anderen Stelle des Edikts wird nämlich folgendes verkündet: „Der Prophet sagt: „Gewöhnt euch, nach göttlichem Vorbilde zu leben!" Wenn nun die Gerechtigkeit und die Milde des Allmächtigen alle Kreaturen ohne Ausnahme umfaßt, so würden sich die Muslime, die ihre nichtmuhammedanischen Mitbürger hart und gewalttätig behandeln, gegen den Willen Gottes und seines Propheten empören. Daher muß man das Volk darüber unterrichten und ihm in einer Sprache, die überzeugt und zu Herzen geht, verkünden, daß die Regierung diejenigen bestrafen wird, die gegen die Christen Gewalt üben und daß die höchste Strafe zur Anwendung kommen wird. Man muß das Volk belehren, mit den Christen im Gefühl der Gemeinschaft zu leben, und man muß darüber wachen, daß keine schlimmen Elemente das Volk verführen." Wenn es möglich wäre, zu glauben, daß solche Worte mehr bedeuten, als ein augenblickliches Liberalisieren der herrschenden Gruppe, und vor allen Dingen, daß die muhammedanischen Massen etwas Derartiges auf die Dauer verstehen werden, so wäre es sehr schön — aber ich halte eins für so zweifelhaft wie das andere.

Für das deutsche Interesse ist Urfa durch die deutschen Werke wichtig, die hier getrieben werden. Urfa ist das Hauptarbeitsgebiet der Deutschen Orientmission, mit einem großen Waisenhaus, einem Hospital und einer aus der Armenierhilfe entstandenen sehr bemerkenswerten Teppichmanufaktur.

Als ich die Stadt vor zehn Jahren besuchte, war das Innere der armenischen Kathedrale, wo die Muhammedaner zweitausend Menschen hatten ersticken lassen, noch durch Rauch geschwärzt. Jetzt sind jene Tage fast vergessen und die Kleinen, die ich damals im Waisenhaus sah, sind erwachsen, und ich glaube sie sind etwas Rechtes geworden. Die zweite Säule für das Ansehen der Deutschen in Urfa und im ganzen Lande ist das Hospital der Orientmission. Sein Einfluß reicht bis weit in die mesopotamische Steppe und in die kurdischen Berge. Durch diese Arbeit wird ein sehr großes moralisches Kapital zinsbringend für uns angelegt. Es ist gar nicht möglich, zu Hause für einen besseren Zweck als für diesen Mittel zu schaffen. Das gilt vom allgemein menschlichen, wie vom deutschen und vom religiös-idealen Standpunkt. Was der Orient zu seiner inneren Umwandlung braucht, sind Menschen, die unter dem Einfluß christlich-abendländischer Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit erzogen sind und die durch diese Erziehung einen überzeugenden Eindruck von der inneren Kraft des Abendlandes gewonnen haben. Solche Arbeit geht nicht auf Flügeln des Dampfes voran, aber so langsam sie auch wirken mag, sie wirkt sicher. Von dem Geist, der im Waisenhaus herrscht, gab uns ein Abend mit den Kindern ein erfrischendes Zeugnis. Lehrerinnen und ältere Mädchen führten in armenischer Sprache, die uns verdolmetscht wurde, Szenen aus dem häuslichen Leben einer armenischen Familie auf, in der es noch nach alter Art zugeht, ohne Schulbildung, ohne religiöse Belebung und andere Einflüsse der neuen Zeit. Die niedrige Stellung der Frau, die törichten und wunderlichen Sitten der alten Zeit, ihr Aberglaube und ihre Unwissenheit wurden mit

erfrischendem Humor, von einigen mit schauspielerisch feiner Ironie gegeben, heraus aus der frischen Sicherheit des Bewußtseins: mit diesem Leben haben wir nichts mehr zu tun!

Haran 1911

Am 11. April

Als ich vor zehn Jahren nach Urfa kam, habe ich Haran nur von ferne liegen gesehen. Der Glockenturm der alten byzantinischen Kathedrale ist bei klarer Luft von Urfa aus als feiner schwarzer Strich am Horizont zu erkennen, aber die hindernden Umstände waren stärker, als mein Wunsch hinzukommen. Jetzt ist es geglückt, und der Eindruck ist groß! Man fährt von Urfa nach Haran schon durch die mesopotamische Ebene, die hier eine weitgedehnte Bucht in das dem Taurus vorgelagerte Karstgebiet hinein entsendet. Am Nordrand dieser Bucht liegt Urfa, und an ihrem Südende, wo sie sich mit der unabsehbaren Fläche von Innermesopotamien vereinigt, liegt Haran, die Abrahamsstadt. „Da nahm Thara seinen Sohn Abram und Lot, den Sohn seines Sohnes Haran, und seine Schwiegertochter Sarai, das Weib seines Sohnes Abram, und führte sie aus Ur in Chaldäa hinweg, um in das Land Kanaan zu ziehen, und sie gelangten bis Haran und ließen sich daselbst nieder!" Über die Geschichte und Geographie, die hinter diesen Sätzen liegt, ist viel geschrieben worden, vielleicht aber ist sie einfacher, als die meisten denken, und das Ur der Abrahamsgeschichte liegt nicht am Mündungsland des Euphrat und Tigris, sondern es ist nichts anderes, als Urfa, wo die Abrahamstradition noch heutigentags lebendig ist.

Bei Haran sollen sich der Hauptstrang der Eisenbahnlinie nach Mossul und Bagdad und die Abzweigung nach Urfa gabeln. Auch dann aber, wenn man zuerst an die Bagdadbahn denken will, ist es schwer, auf dem Tell von Haran und an dem Brunnen,

wo Rebekka die Kamele Elieſers tränkte, zu ſitzen, ohne einen Faden zwiſchen der alten und der neuen Geſchichte dieſes Landes zu ſpinnen. Solange ich mich mit aſiatiſchen Dingen beſchäftige, habe ich es nicht verſtehen können, warum der grabende Spaten der Archäologie bisher an dem uralten Haran vorübergegangen iſt.

Noch bis tief in die gnoſtiſch-chriſtliche Gedankenwelt hinein hat der Kult von Haran gewirkt. Von der Höhe des künſtlichen Hügels, der in uralter Vorzeit die Burg dieſes altſemitiſchen Platzes getragen hat, erblickt man unmittelbar unter ſich die Trümmer eines ausgedehnten Baues, der urſprünglich, wie es ſcheint, eine Kirche aus der Zeit Juſtinians geweſen iſt. Noch ragt ein mächtiger Glockenturm faſt unverſehrt empor, das Wahrzeichen des heutigen Haran, und daneben allerlei Giebel, Bögen, Mauerzüge, Waſſerbehälter und regellos übereinandergeworfenes Quaderwerk. Man ſagt, Saladin habe die Kirche in eine Moſchee verwandelt. Wer da weiß, mit welcher Zähigkeit religiöſe Traditionen im Orient an der Stelle haften, wo ſie einmal ſich eingewurzelt haben, der wird es auch für wahrſcheinlich halten, daß die Fundamente Juſtinians an der Stelle in den Grund geſenkt wurden, wo einſt der Tempel des Mondgottes ſtand.

Von Anbeginn der menſchlichen Kultur ſind geiſtige Kräfte und Ideen am meiſten von denjenigen Punkten ausgegangen, wo die natürlichen Verhältniſſe ein beſonderes Verdichtungszentrum der Anſäſſigkeit ſchufen. Im Orient erfolgte die menſchliche Siedelung nach anderen Geſetzen, als in unſerer Welt, weil das Waſſer, die Nährmutter des Ackerbaues, dort anders verteilt iſt. Das Unland, die Wüſte, die waſſerloſe Steppe, der nackte Fels ſind die Regel; ſie herrſchen und das Kulturland bildet die Ausnahme. Wenn man von den Randgebieten des Mittelmeers abſieht, die noch notdürftig ſoviel Regenfall haben, um daraufhin Getreide zu bauen, ſo ſind faſt alle Kulturlandſchaften des Orients Oaſen, deren Umfang von

der Menge des zur Bewässerung verfügbaren fließenden Wassers abhängt. Die beiden größten dieser Oasen liegen in den Mündungsgebieten des Nil und des Euphrat. Darum erwuchs hier die stärkste Verdichtung der Menschheit, die die Geschichte des Orients kennt, und darum sind von hier aus die größten politischen Einflußgebiete in Westasien beherrscht worden. Als aber die Urwälder Italiens, Galliens, Spaniens fielen und der Pflug in den westlichen Mittelmeerländern immer größere, vom Regen jahraus jahrein getränkte Flächen urbar machte, da setzte im Abendland eine so starke Vermehrung der Wirtschaftsprodukte und der Menschenzahl ein, daß der Orient vor dem politisch geeinten Westen den Vorrang nicht mehr behaupten konnte. Rom wurde Herrin des Erdkreises nicht zuletzt darum, weil zwischen Euphrat und Indus der Vermehrung der Menschheit auf Grundlage des Ackerbaus feste Grenzen durch den Wassermangel gezogen sind.

Das Wasser von Urfa rinnt durch die Gärten der Stadt südwärts in die Ebene. Dort vereinigt sich sein Überschuß mit anderen Quellen und Bächen zum Nahr Belich; der Belich aber ist der Fluß von Haran. So glatt ist die mesopotamische Ebene, daß man im bequemen Wagen über den Naturboden der Steppe von Urfa nach Haran fahren kann. Man könnte noch viel weiter fahren, bis an den Euphrat, bis nach Bagdad, nach Sindschar und nach Mossul. Viele Tells liegen am Wege, Zeugen einer Vergangenheit, die hier Kultur und dichte Besiedelung sah. Bei einer verfallenen Moschee dicht bei der alten Stadtmauer von Haran ließen wir ausspannen; dort war ein Brunnen. Die Schöpföffnung liegt in der Mauer selbst, die den Moscheehof umschließt; so können die ledernen Schlaucheimer von außen und von innen zum Wasser hinabgelassen werden. Eine Anzahl Frauen war gerade damit beschäftigt. Ich trat herzu und sah, wie in den Rand der kreisförmig in rosa Marmor geschnittenen Öffnung eine Menge tiefer Rillen

gefurcht war. Darunter ging der Brunnenschacht zur Tiefe hinab. Wenn der Schlauch hinuntergelassen und wenn er wieder heraufgezogen wird, läuft das Seil über die Innenseite des Kranzes. Wieviel Jahrhunderte muß hier Wasser geholt worden sein, bis der Stein durch das nasse Tau an zwanzig verschiedenen Stellen so tief ausgeschliffen war, daß man die ganze Hand in eine solche Rille schieben kann!

Wir waren durstig und baten um etwas von dem Wasser. Die Frauen sagten aber, das wäre nur gut für die Tiere; der Brunnen mit süßem Wasser läge weiter draußen. Von dort schimmerte Mauerwerk herüber, das aussah wie ein breites Fundament und drei daneben stehengebliebene Bögen einer verfallenen Brücke. An jenem Brunnen, zu dem uns die Frauen wiesen, sind nach der Überlieferung Rebekka und Elieser, der Knecht Abrahams, einander begegnet. Abrahams Kamele, die er dem Freiwerber für seinen Sohn mitgegeben hatte, lagerten um den Brunnen, zur Abendzeit, in der die Weiber herauszukommen pflegen, um Wasser zu schöpfen. Da kam, den Krug auf der Schulter, Rebekka, die Tochter Bethuels, aus der Stadt heraus, und sie stieg hinab zur Quelle, füllte ihren Krug und kam wieder herauf. Elieser ging ihr entgegen und sprach: Laß mich doch ein wenig Wasser aus deinem Kruge trinken! Als sie ihm genug zu trinken gegeben hatte, sprach sie: Auch für deine Kamele will ich schöpfen, bis sie sich satt getrunken haben! Als nun die Kamele sich satt getrunken hatten, da nahm Elieser einen goldenen Nasenring und zwei goldene Armbänder und sprach: Wessen Tochter bist du? Sage es mir! Ist im Hause deines Vaters Raum für uns zum Übernachten? Sie sprach zu ihm: Ich bin die Tochter Bethuels; wir haben Stroh und Futter in Fülle und auch Raum zum Übernachten! Und sie lief und berichtete ihrer Mutter, was sich zugetragen hatte. — Wer diese Erzählung im Buche Mose so niederschrieb, dem müssen die Dinge vor Augen gelegen haben, wie sie noch heutigentags sind: der Brunnen eine Strecke weit draußen

vor der Stadt, und Stufen, die schräg in ein gemauertes Schachtgewölbe hinunterführen. Unten steht das Wasser der Quelle so, daß man es von der letzten Stufe schöpfen kann. Wie alt die Abrahamsgeschichten sind, wissen wir nicht; ihre Niederschrift in der Gestalt, die dem Verfasser des ersten Buches Mose bei seiner Arbeit vorlag, mag im 9. Jahrhundert v. Chr., in der ersten Hälfte der israelitischen Königszeit, erfolgt sein. Damals schon, vor nahezu dreitausend Jahren, wurde in Haran die Geschichte von Rebekka und Elieser, dem Knechte Abrahams, bei diesem Brunnen erzählt, denn es ist kein anderer Brunnen mit gutem Wasser in der Nähe von Haran, und erst recht keiner, auf den die Rebekkageschichte so paßt. Also wird wohl auch an der Abrahamshöhle von Urfa eine sehr alte Tradition hängen, und wenn hier in Haran einmal der Spaten angesetzt wird, so ist es möglich, daß wir ähnliche Aufschlüsse zur Religionsgeschichte erhalten, wie Ninive und Babylon sie gebracht haben.

Nach dem jetzt bestimmten Lauf der Bagdadbahn soll Haran eine Station auf dem Wege vom Euphrat nach Mossul werden. Die Linie kommt von Aleppo, erreicht den Euphrat bei Dscherablus und führt dann fast in gerader Linie auf den Tigris zu weiter. Damit wird es hier mächtig vorangehen. Vor zehn Jahren erzählten mir die Beduinen und Jesiden am Sindschargebirge, daß sie überall in der Steppe Gerste säen könnten, um etwas Kraftfutter für ihre Pferde zu gewinnen. Diesmal konnte ich beobachten, welche Fortschritte seit meiner letzten Reise gerade in der Haranebene die Wiederbestellung der beinahe tausend Jahre wüst gebliebenen Äcker gemacht hat. Alle kleineren, ärmeren Beduinenstämme würden sich ohne viel Schwierigkeiten in die allmähliche Verwandlung zu Ackerbauern fügen. Nur die großen, alten und starken Tribus, die nach dem Verfall der Kultur der Stromländer ihre Weidegebiete von Arabien her nordwärts vorgeschoben haben, die Schammar, die Montefidsch, die Aneze, hängen stolz an der ungebundenen Freiheit des Nomaden und an dem Recht der Lanze.

Von der Höhe des Kastells von Haran gegen Süden hatte ich wieder den Anblick, wie vor zehn Jahren Tag für Tag von Arbela und Mossul bis hinter den Euphrat: die meeresgleiche weite Ebene, aus der sich nah und fern die Menge der spitzen und abgestumpften Tells wie Inseln gegen den Horizont abheben. Alle diese Tells sind Städte gewesen, oder die befestigten, künstlich erhöhten Kerne von Städten. Wann sind sie verödet? Manche vielleicht schon in früher Zeit, andere sicher erst im Mittelalter. Darius Hystaspis und Harun al Raschid haben beide sowohl die Euphrat- und Tigrisländer als auch Ägypten zugleich beherrscht; beide schätzten Ägypten niedriger ein, als Babylonien und Mesopotamien. Das läßt auf eine Bevölkerung hier schließen, die noch im 9. Jahrhundert nach Christus viele Millionen Seelen gezählt haben muß. Wo sind sie geblieben? Verschwunden — doch wir werden sie zurückrufen!

Die Endkatastrophe für die Kultur zwischen Euphrat und Tigris hat der Mongolensturm gebracht. Hulagu, der Enkel Dschingis-Chans, eroberte 1258 Bagdad, das unter dem Regiment der türkischen Söldnerfürsten seit Jahrhunderten schon zum Schatten seiner früheren Größe geworden war. Die Mongolen zerstörten die Bewässerungswerke und vernichteten eine so ungeheure Menge Menschen, daß der Sawad, das babylonische Alluvialland, eine Wüstenei wurde, und sich hier nie wieder ein selbständiges politisches Kräftezentrum hat bilden können. Dann fegte der Sturm weiter. Als späterhin das Osmanenreich aufkam und die großen Sultane zu Anfang des 16. Jahrhunderts ihre Waffen bis nach Ägypten trugen, fiel ihnen zwar auch Mesopotamien zu, aber es lag so weit von Konstantinopel und die türkische Kraft richtete sich so ausschließlich nach Westen, gegen Ungarn, gegen Venedig und gegen die Habsburger, daß hier im fernsten Osten des Reiches die Dinge blieben wie sie waren.

Kein Mensch, der dieses Land nicht kennt, kann sich so leicht eine Vorstellung davon machen, wie große Folgen der Bahnbau

haben wird. Die Eisenbahn bändigt die Raubstämme von selber. Im Ostjordanlande, in Palästina, haben die Beduinen längs der Mekkabahn selber angefangen, die tausend Jahre verödeten Weizenfelder wieder zu bebauen, weil sie sich ihre Ansprüche auf das Land sichern wollten, und als wir die bei Haran fragten: „Vor zehn Jahren habt ihr zwischen hier und Urfa noch kein Feld bebaut, warum tut ihr es jetzt?" — da antworteten sie: „wir tun es, weil der Sultan sonst Bauern schicken würde!" Hier sieht man den Kern der Wandlung. Weder die Beduinen, noch, wie sie meinen, der Sultan würden auf solche Gedanken kommen, wenn nicht die Bahn schon durch ihr bloßes Dasein den Wiederanbau des Landes selbstverständlich machte. Soweit das Auge reicht, und noch viel weiter, reicht von Haran aus weithin nach Süden die Landschaft mit den Tells, und man sagt sich: Wäre nicht die Eifersucht Englands, so lägen hier schon seit einem Jahrzehnt die Schienen, und Dörfer, Menschen, Äcker blühten statt der Einöde. England hindert die Bahn, weil sie die Türkei stark machen und uns für den Tag der Entscheidung einen Bundesgenossen schaffen wird. Jedes Jahr, um das es England glückt, die Bagdadbahn hinauszuzögern, ist Gewinn für unsere Einkreisung. Jedes Jahr aber, das Deutsche und Türken daran zu bauen imstande sind, ehe der Krieg Englands gegen Deutschland losbricht, bringt uns näher an die schwache Stelle Englands heran!

Ist die Bagdadbahn fertig, so wird die erneuerte Türkei einer der stärksten Faktoren der gesamten europäisch-orientalischen Politik zwischen Themse und Indus. Gerade darum werden wir wohl auch den Versuch erleben, sie unschädlich zu machen, bevor die Dinge so weit sind. Noch zwei, drei Jahre, dann pfeift die Lokomotive in Aleppo und die Bauzüge rollen über den Euphrat. Dann, wenn es soweit ist, wird eine andere Aufgabe für uns sich offenbaren, und sie wird sich als unendlich schwieriger erzeigen, als Eisenbahnbauten und Bewässerungsarbeiten auf diesem

Boden: Die Aufgabe, nach den Möglichkeiten des innern Zusammen-Wirkens und -Lebens zwischen dem abendländischen und dem islamischen Geist zu suchen.

Das neue, jungtürkische Zeitalter führt für die Türken entweder eine innerpolitische Katastrophe herbei und darnach die Auflösung, oder — durch die Verbindung mit Deutschland und die Militärreform — eine ausgesprochene Kräftigung des osmanischen Staats und des osmanischen Selbstbewußtseins. Dann aber wird die Rückwirkung auf den Islam nicht ausbleiben. Je stärker die Türkei ist, desto entschiedener wird sie auch muhammedanisch sein wollen — und ich kann mir nicht denken, daß das ohne Rückwirkung auf ihr Verhältnis zu uns bleibt. Wenn aus dem Brunnen Rebekkas Wasser für die Kessel der Bagdadbahn geschöpft wird, dann wird die Krisis des Islam kommen, vom Balkan bis Bagdad, und dann wird es in Konstantinopel wahrscheinlich schwerer als heute sein, Toleranzedikte für die Christen unter und neben dem Halbmond zu schreiben.

Konstantinopel 1911

Am 28. April

Von den Dardanellen durch das Marmarameer ist es für die gewöhnlichen Dampfer gerade eine Tagesfahrt bis vor Konstantinopel. Wenn die Sonne im Rücken des Seefahrers sich neigt, werden vor ihm wie weiße Striche am Horizont die Minarets von Stambul sichtbar, und langsam entwickelt sich beim Näherkommen das große Panorama, das am Eingang der Meerenge von einem Erdteil zum anderen hinüberreicht.

Alle anderen großen Hauptstädte der Geschichte vom Altertum bis zur Gegenwart sind mit dem Volk oder der Dynastie, zu denen sie gehörten, aus kleinen Anfängen zu überragenden Kapitalen emporgewachsen, aber zwei Beispiele gibt es in

der Geschichte dafür, daß der Wille und der Scharfblick eines großen Herrschers einen bestimmten Punkt in seinem Reich zur Hauptstadt um seiner beherrschenden Lage willen erwählte, und hernach die Geschichte dieses Urteil bestätigt hat: Konstantinopel und St. Petersburg. Darum ist es auch kein Zufall, daß gerade diese Residenzen den Namen ihrer Gründer tragen.

Man hat seinen Moltke mit, wenn man auf türkischen Pfaden ist, denn der alte Feldmarschall war als junger Hauptmann ein klassischer Schilderer der Völker und noch mehr der Länder und Städte im Orient. In Konstantinopel ist er lange gewesen und hat es so meisterhaft beschrieben, wie wenige nach ihm. Von Moltke her rührt auch bei Deutschen und Türken das populäre Bewußtsein freundschaftlicher Beziehungen. Der große politische Gedanke einer deutsch-türkischen Interessengemeinschaft ist aber noch älter. Friedrich der Große entwarf ihn für Preußen, als tief angelegte Hilfslinie im damaligen Spiel der Mächte, und er versuchte ernsthaft, auf ihr vorzuschreiten. Nicht nur die staatsmännische Genialität, sondern auch die weite enzyklopädische Bildung Friedrichs haben Konstantinopel in seinen unmittelbaren Gesichtskreis gerückt. Die Geographie war eins der grundlegenden Elemente seines politischen Denkens. Zu Moltkes Zeit war von preußisch-türkischer Politik im Sinne Friedrichs oder der Gegenwart keine Rede, aber die Tradition, daß der Sieger von Königgrätz und Sedan länger als drei Jahre die türkische Uniform getragen hat, ist doch ein starkes Hilfsmittel geworden, um ein halbes Jahrhundert später von neuem Beziehungen des militärischen Unterrichts anzuknüpfen.

„Wenn Rußland nach Konstantinopel gehen wollte, so würde ich es nicht daran zu hindern suchen!" Über dies Bismarckwort erhob sich ein Streit der Meinungen, als wir in den Bosporus einfuhren und zur Rechten die weiße Spitze von Moda und der Bahnhof der Bagdadbahn in Haidar Pascha nahekamen. Mehrere wollten nicht glauben, daß die Worte

des alten Bismarck heute für uns keine politische, sondern nur noch eine geschichtliche Bedeutung haben!

Dort hinter dem Bahnhof fängt der Schienenstrang an, der das anatolische Hochland ersteigt, der die Schluchten des Taurus und Amanus durchgraben, die cilicische Ebene, Syrien, Mesopotamien und das babylonische Schwemmland durchziehen soll.

Bei Konia arbeitet man an einem Kanalnetz, das Wasser aus den Bergen heranführen wird, um hier der Türkei im Frieden eine Provinz zu gewinnen. Dort wo an der Südküste der Halbinsel die mit Geschiebe beladenen Gewässer vom Taurus herabbrausen und seit den Tagen des Paulus das Land vier Wegstunden von Tarsus aus weiter ins Meer hinausgeschoben haben, ist der Plan im Werk, durch Bändigung und Verteilung der Flüsse Millionen von Zentnern Baumwolle jährlich für die deutsche Industrie zu schaffen. Andere Hunderttausende werden von Aleppo kommen, wo für die alte Welt das Baumwolleland lag, wie für uns am Mississippi.

Im Taurus und Antitaurus liegen gewaltige Vorräte an Kupfer und anderen Erzen. Durch Assyrien und das untere Stromland ziehen sich Petroleumvorkommen hin, die vielleicht reicher sind, als alle anderen bekannten Quellen.

Und nun gar Babylonien selbst! Die größte Ackerbau-Oase der Welt, sobald ihre alte Bewässerungskultur wiederhergestellt ist, ein zehnfaches Cilicien, ein doppeltes Ägypten! Auf dem Sawad, dem dunklen Alluvialboden um Babylon, ruhte die Kraft aller asiatischen Großreiche von den Tagen Assurs an. Nach diesen Ländern beginnt dort an der Stelle, wo die Gewässer des Bosporus in das Hafenbecken vor dem Bahnhof geleitet sind und an die steinernen Ladekais schlagen, der Weg, auf den es für uns ankommt!

Wann wird der Tag dasein, wo unser Volk, Gelehrte und Arbeiter, Politiker und Philister, begreifen wird, daß seine Zukunft zerschnitten ist, wenn statt der Türken eine fremde Macht an dieser Stelle sitzt,

wo die Meeresenge das Ende der europäischen und den Anfang der asiatischen Schienenwege voneinander getrennt hält? Der Türke ist unser Freund, solange seine Stärke unsere Kraft ist und unsere die seine. Rußland, England, Frankreich, sie alle wollen Stücke von seinem Reich abreißen, wollen es unter sich verlosen und verteilen, wir aber wollen sein Reich so stark haben, daß er unser Bundesgenosse im Osten sein und bleiben kann. Das weiß er, und darum gibt er uns seine Soldaten zur Erziehung und seine Eisenbahn zum Bauen. Wenn aber der Russe in Konstantinopel sitzt, dann ist es aus mit unserem Zugang zu all den Gütern, die hinter dem Bosporus liegen. Dort liegt noch mehr für uns als Kupfer und Petroleum, Weizen und Baumwolle. Dort liegt die Welt, die auf uns wartet, um aus tausendjährigem Schlaf zu erwachen, die Welt, die in einem halben Jahrhundert mit unserer Hilfe dreimal bevölkerter, zehnmal reicher werden will, als heute, und alle Arbeit unendlich zu lohnen bereit ist. In dem Augenblick aber, wo russische Adler am Bosporus aufgepflanzt werden, sinken diese Dinge unwiederbringlich für uns in die Nacht des Ungewordenen hinab. Wird der Russe der Herr der Meerenge, so wird der Engländer Herr am Euphrat, und die Verbindung mit der Welt des Islam, die der Kaiser in jener Stunde am Grabe Saladins in Damaskus für den deutschen Geist, die deutsche Wirtschaft und die deutschen Waffen suchte, würde zu einer der Episoden werden, von denen die Geschichte urteilt, daß hinter dem Wollen kein Gelingen kam ...

✧

Durch die Rückverlegung der großen Weltverkehrswege der Neuzeit in die Bahnen des Altertums werden die alten Kulturgebiete des Orients wieder wie vor Jahrtausenden der Schauplatz der Weltgeschichte. Um den Indischen Ozean und jenseits der Pforten, die weiter aus ihm hinaus nach Ostasien führen, wohnt mehr als die Hälfte der Menschen, die unsere Erde bevölkern. Je stärker jene Länder aufgeschlossen werden, desto

mehr nähern sie sich an Wichtigkeit denen, die schon in der Entwicklung voraus sind. Durch den Suezkanal, von der Donau und vom Balkan über den Bosporus, dann weiter durch Anatolien und Mesopotamien über das armenische und das iranische Hochland, gehen die Wege aus Europa nach jenen großen Verdichtungsgebieten der Menschheit. Ein, zwei Menschenalter voraus, und jedermann wird es offenbar sein, was es bedeutet, ob eine Nation gesicherte Verbindungen dorthin besitzt oder nicht.

Sollen Russen, Engländer und Japaner allein Weltwirtschaft und Weltpolitik zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean in die Hand nehmen und in ihrem Sinn daraus ein neues Stück Geschichte weben? Sollen wir das Tor zu dieser Zukunft an dem Tage vor uns zuschlagen lassen, wo die Stadt Konstantins Zargrad heißt? Sind die Türken erst von hier fort, so erhebt sich eine eiserne Mauer zwischen uns und dem Osten. Unermeßlich werden dahinter der Gewinn und die Machtfülle der Weltvölker wachsen, die unsere Nachbarn jenseits der Weichsel und der Nordsee sind. Für uns aber hätte damit der Weg zum Weltvolk ein vorzeitiges Ende erreicht. Eine Nation, deren Arbeit ausgeschlossen ist gerade von dem Raum zwischen der Donau- und der Tigrismündung, zwischen Sinai und Ararat, kann heute kein Weltvolk mehr werden.

Nichts zeigt mehr als ein solcher Blick in den Zusammenhang der Dinge, wie schnell die Geschichte seit Bismarcks Abschied und Tod fortgeschritten ist. Fast 13 Jahre ist es her, da fragte mich in der Gebirgswildnis zwischen dem Ararat und dem See von Wan ein kurdischer Häuptling: Weißt du schon, daß Bismarck tot ist? In wenigen Tagen war die Kunde von dort, wo die Telegraphen- und Zeitungswelt aufhörte, fern unter die Zelte der räuberischen Bergfürsten gedrungen, deren Leben von unserer Kultur um Jahrtausende absteht. Zwei deutsche Namen kannte der Kurde: Bismarck und Mauser. Bismarck war für ihn die Riesengestalt in der Ferne, deren Namen den

deutschen Namen in sich trug, und die deutsche Waffe, das Mausergewehr, lag in Reichweite neben dem zottigen Teppich, auf dem er saß. In dem Jahr, da Bismarck hinging, ritt ich durch das Innerste von Kleinasien, und wo wir den Offizieren und Beamten sagten, wir sind Deutsche, legten die türkischen Gastfreunde nach der alten Sitte des Morgenlandes ihre beiden Zeigefinger zusammen und sagten dazu: „Osmanli, Alemanié barabar, barabar — Türken und Deutsche gehen zusammen." Möge es gelingen, dafür zu sorgen, daß es so bleiben kann!

Auf dem Bulgurlu 1911

Am 30. April

Im Ruderboot über die schaukelnden Wellen des Bosporus, der mächtigen Strömung entgegen, dann mit aller Kraft des Kaikführers auf die asiatische Seite los, im holprigen Wagen durch Skutari, durch Vorstädte und Gärten bis an den Fuß des Berges! Zuletzt dann hinauf auf den berühmten Aussichtspunkt, von dessen Höhe die gewaltige Stadt in der Ferne, der Bosporus, wie ein Fluß tief zwischen die beiden Erdteile eingeschnitten, das leuchtende Marmarameer und die einfach großen Linien der heidebedeckten Berge sich zu einem Bild von großartiger Wirkung einen! Der Blick vom Bulgurlu auf Konstantinopel entrollt ebenso sehr ein Panorama der weltgeschichtlichen, wie der landschaftlichen Größe. Man muß am frühen Vormittag hinauf, wenn die Sonne noch tief genug steht, um in gleich lebendiger Fülle Licht und Schatten auf die Kuppeln und Minarets, auf die Häusermassen von Stambul und Pera und auf die Ufer des Bosporus zu malen. Man sieht nicht den Ausgang der Meerenge in den Pontus, aber man sieht die großen Schiffe von dorther kommen und leise die leuchtende Fläche der stromgleich gewundenen Meeresstraße furchen. Man sieht Rumeli Hissar, das alte Türkenschloß auf der euro-

päischen Seite, das gebaut wurde, als der Umfang des oströmischen Kaisertums sich in den Mauern des Theodosius barg. Man sieht die Serailspitze und die Einfahrt in das Goldene Horn, die Sophia und die sechs Minarets der Achmedmoschee, um deretwillen der Sultan, der sie baute, dem Haram von Mekka ein siebentes stiften mußte. Weit dahinter, wo das Goldene Horn endet, liegt von hellem Dunst verschleiert Ejub, die Moschee, in der den Sultanen der Säbel Osmans umgegürtet wird, liegen die „Süßen Wasser von Europa". Von dort zieht sich die dunkle Linie eines Zypressenhains bis zu der Stelle hin, wo die Türken die Mauer erstürmten und am Tage danach der entstellte Leichnam des im Getümmel gefallenen letzten Kaisers von Konstantinopel an den Purpurschuhen erkannt wurde, die selbst im Todeskampf des Weltreichs, das zur Stadt geworden war, noch ein Majestätsrecht blieben.

Draußen im Marmarameer zeigen sich in leichtem Nebeldust die Prinzeninseln, und jenseits des Golfs von Ismid die Berge, die das Südufer begleiten. Fern dahinter wird schattenhaft das Haupt des bithynischen Olymp sichtbar. Diesseits des Golfs aber, unseren Blicken verborgen, führt das eiserne Schienenband der Bagdadbahn vom Bosporus her nach Nikomedien, der Vorgängerin Konstantinopels als Residenz des Ostens, und wendet sich von dort der Höhe des inneren Plateaus von Kleinasien zu. Noch stärker als vor zwei Tagen bei der Einfahrt vom Marmarameere her empfinde ich hier die ganze Wucht des Gedankens, daß unsere Geschichte jetzt — nicht mit ihren letzten Schwingungen, sondern mit dem vollen Schlag ihres Pulses — bis an den Bosporus reicht! Ja, mehr als das: wenn sie nicht am Bosporus zu hohem Fluge gelangt, so ist ihr in diesem Weltalter kein Aufstieg mehr beschieden.

An Konstantinopel wird uns die erste große Fernwirkung des Deutschen Reiches von 1871 in die Weltpolitik hinein und ihr Rückstoß auf unsere eigenen Verhältnisse deutlich. Noch sind wir wenige mit dem Glauben an Konstantinopel

als an das Tor der deutschen Zukunft, das unsere Politik unter allen Umständen offen halten muß. Noch sind wir unter der Masse wie Prediger in der Wüste. Noch schelten die Philister über uferlose Phantasien, und die Ängstlichen warnen, man möge keine Konflikte mit den Weltmächten hervorrufen, nicht Bismarcks weise Wege verlassen! Sicher, wer vor dreißig Jahren hier oben saß und die weiße Häusermasse über dem Bosporus vor sich sah, dem hätten schwer andere Gedanken kommen können, als die vom Streit der Russen und Engländer um Vernichtung oder Erhaltung des osmanischen Reichs. Der Russe wollte hinaus ans Mittelmeer, der Engländer wollte dort allein Herr bleiben; und Deutschland wurde der ehrliche Makler, der ohne eigenes Interesse an dem Objekt zwischen den streitenden Parteien vermittelte. Ob englisch oder russisch, das hätte uns gleich gegolten; uns war das Hauptziel der Friede für unsere Arbeit. Wie kurze Zeit ist seitdem vergangen, und wie weit scheint sie doch dem zurückzuliegen, der imstande ist, den veränderten Pulsschlag des neuen Deutschland zu fühlen! Unsere Schule und unsere Arbeit haben uns den Weltmarkt weit geöffnet, und der Gewinn, der uns von dort kam, hat unser ganzes Leben verändert. England hat uns fürchten gelernt und ruft alle Nationen zusammen, die uns hassen, denen wir unbequem sind, denen es Vorteile versprechen kann, wenn wir klein werden, es kreist uns ein und für sich selber baut es an der Zukunftsherrschaft über alle Lande vom Nil bis zu den chinesischen Strömen.

Deutschland soll nieder! Wir aber sehen umher, wo eine Stelle ist, an der wir England in Schach halten können, wenn es den Weltkrieg gegen uns entzündet. Die Stelle ist da, sie heißt Ägypten. In Ägypten ist England zu treffen, so sicher wie in London oder Kalkutta. Nach Ägypten kann zu Lande nur der Türke marschieren, und wir mit den Türken. Wenn Türken und Deutsche am Suezkanal stehen, so erzittert der Bau der englischen Weltherrschaft. Wir schauen auf den Bosporus

und das Gewimmel der Fahrzeuge, die von Europa nach Asien und zurück ihre Bahn ziehen, aber im Geist steht uns der schmale, nach der Meßschnur durch die Wüste geführte Streifen dunklen Salzwassers vor Augen, der an der Grenze Ägyptens das Rote und das Mittelmeer verbindet. Dort ist die Stelle, wo sich einmal entscheiden wird, ob England uns unsere Zukunft als Weltvolk neben sich lassen muß, oder ob es mit seiner Einkreisung Sieger bleibt.

Dort unten, die tausend Meter Wasserbreite zwischen den menschenwimmelnden Städten auf beiden Ufern, auf die kommt es an, wenn ich an das Schicksal meines Volkes die Zukunftsfrage stelle: Weltvolk oder Hintersasse im Schatten der Weltvölker? Können wir sie dereinst frei gegen Ägypten zu überschreiten, dann mag England die Welt gegen uns in Bewegung setzen — es schreckt uns nicht, denn wir wissen die Stelle, wo wir es treffen können und werden. An dem Tage aber — möge er für immer fern bleiben! — wo die rote Fahne mit dem weißen Halbmond, dem alten Hufeisenzeichen der osmanischen Reiterheere, in Stambul und Skutari vor dem russischen Sieger sänke, da wäre unter das kaum begonnene Kapitel von der deutschen Weltpolitik der Schlußstrich gezogen! Dürfen wir vertrauen, daß es nicht so kommt? Ja, wenn wir, solange es Zeit ist, einsehen, was der Orient für uns ist und was er für uns fordert. Was ist er? Die Größe deutscher Zukunft! Was fordert er? Erkenntnis des sittlichen Charakters unserer Kulturaufgabe in der Welt des Islam!

Viertes Kapitel:

Chinesische Kultur

Peking 1908

Am 30. April

Wir waren zum Besuch im Confuciustempel. Er ist ein Heiligtum für das ganze Reich; Confucius selbst stammte nicht aus dieser Gegend, sondern seine Heimat lag in dem klassischen Lande chinesischer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, in Schantung. Dort, in der kleinen Stadt Küfu, wo er geboren wurde, ist auch sein Grabhügel aufgeschüttet, und davor steht der Steinpfeiler mit der Inschrift: Thron der Seele des erhabenen Meisters Kung. Er war ein wandernder Philosoph, unstät und öfters flüchtig auf Erden, ein Zeitgenosse des zweiten Jesaia, des Pythagoras, des Zoroaster. Wie merkwürdig, daß ein und dasselbe Jahrhundert diese vier Gestalten in China, in Israel, in Iran und Griechenland hervorbrachte! Einmal in seinem Leben war er auch handelnder Staatsmann, Minister in einem der Teilfürstentümer, in die das damalige China zerfiel. Dreihundert Jahre nach seinem Tode wollte Tsin-schi-hwangti, der Kaiser, der zuerst das Befestigungswerk der großen Mauer errichtete, seine hinterlassenen Bücher samt allem anderen alten philosophischen und geschichtlichen Schriftwerk mit Feuer ausrotten, damit ein neues, härteres Zeitalter beginne. Kungs Schriften aber wurden teils versteckt, teils von seinen Anhängern nach dem Tode des Kaisers aus dem Gedächtnis wiederhergestellt und so gerettet.

Anfangs war im chinesischen Bewußtsein Confucius nur ein großer Geist der Vorzeit unter mancherlei anderen; bald aber wurde er der erste und größte, und heute ist er der einzige. Unter der Tang-Dynastie, tausend Jahre nach seinem Tode, wurde schon verordnet, daß in jeder Stadt des Reichs ihm ein Tempel zu bauen und Opfer darzubringen seien. Wiederum ein Jahrtausend später, unter den Mandschukaisern, wurden die Hallen

und Tore des großen Tempels in Peking gebaut; nur die Zypressen in den beiden Höfen des Heiligtums sind viel älter. Die jetzige Kaiserin-Regentin Tze-hsi hat kürzlich durch ein Edikt Confucius sogar dem Himmel und der Erde gleichgestellt. Das alte China stürzt, und um das neue, das kommende, im alten zu verankern, ist der heilige Lehrer auf die oberste Stufe der göttlichen Natur erhoben worden.

China ohne den Confucius zu verstehen, ist nicht möglich. Das erste Mal erfuhr die europäische Welt etwas von ihm im Jahre 1687 durch das Werk einiger Väter der Jesuitenmission in China: „Confucius der Philosoph der Chinesen". Seitdem ist diese Namensform für das chinesische Kung Fu Dsi, Meister Kung, bei uns eingebürgert. Die Jesuiten bemühten sich, den geistigen Gehalt des Confucianismus, um die Missionsarbeit zu erleichtern, so nahe wie möglich an das Christentum heranzurücken. Sie meinten, auf Grund ihrer Auslegung der confucianischen Schriften beweisen zu können, daß die Chinesen, als das älteste Volk, das bis zur Sintflut zurückreichte, von Anfang an die wahre Gottheit gekannt und verehrt hätten. Das ist nicht gerade objektiv religionswissenschaftlich ausgedrückt, aber man muß sagen, daß dank den Jesuiten die Gebildeten in Europa im 18. Jahrhundert doch meist bessere Vorstellungen von dem geistigen Leben Chinas gehabt haben, als die Gegenwart. Wie teilnahmslos und barbarisch wir noch bis vor kurzem gegen die inneren und äußeren Kulturwerte des Ostens gewesen sind, das sah man, als im sogenannten Boxerfeldzug Männer wie Waldersee, Voyron und Seymour nicht einmal daran dachten, diese Gelegenheit, die uns wie nie vorher chinesische Kunstsammlungen, Archive und Bibliotheken öffnete, für die europäische Wissenschaft zu benutzen. Statt dessen schleppte man zweifelhafte Beutestücke nach Hause, wie die, gar nicht von Chinesen, sondern von jesuitischen Astronomen angefertigten Instrumente von der Pekinger Stadtmauer.

Wie alle chinesischen Tempel, so hat auch der des Confucius in Peking als Hauptraum eine Halle mit breitem Eingangstor. Auf der Halle ruht ein von Holzpfeilern getragenes geschweiftes Dach. Neun Herrscher aus der Mandschu-Dynastie haben bisher über China regiert, und jeder von ihnen hat zu Ehren des Weisen des Reichs eine Votivtafel in der Tempelhalle aufhängen lassen. Hinter einem Opfertisch steht die Seelentafel Kungs und davor die Tafeln seiner vier größten Schüler. Am meisten von ihnen danken wir dem Yen-hui, denn er hauptsächlich hat uns das Werk überliefert, das uns besser als andere den Geist Kungs offenbart, die Lun Yü, d. h. die Gespräche des Meisters. Den Hof vor der Halle umgibt eine gedeckte Galerie, unter der zahllose, mit Schriftzeichen bedeckte steinerne Tafeln stehen. Sie enthalten die Namen aller derer, die seit sechs Jahrhunderten die Prüfung für den höchsten gelehrten Grad, die Mitgliedschaft der Han-lin oder Reichsakademie, bestanden haben. Vorsichtig und mit scheuem Blick vor unberufener Aufsicht winkt der Führer den Besuchern und weist bei einer der letzten Tafeln mit dem Finger auf eine ausgekratzte Stelle hin — nur leise wird der Name gesprochen, der hier stand: Kang-yu-wei! Sein Träger lebt als Flüchtling in Japan. Vor fünfzehn Jahren gründete er in Peking unter der jüngeren Generation eine geheime Vereinigung zur Einführung europäischer Reformen, gewann Einfluß auf den jungen Kaiser Kwang-hsü, überredete ihn zu seinen Gedanken und verstieg sich bis zu dem Plan, die alte Regentin zu beseitigen, die trotz ihrer Zurückgezogenheit die Seele Alt-Chinas geblieben war. Der Anschlag wurde verraten, die Teilnehmer ergriffen und hingerichtet, Kang-yu-wei glückte es, zu entkommen.

Ein merkwürdiges Bild: die Gruppe europäischer Besucher mit dem Chinesen zwischen den Steintafeln im Halbdunkel der Galerie, gebückt und flüsternd, vor einer kleinen leeren Stelle zwischen den zahllosen in die Platten gegrabenen Zeichen. Jeder von uns war bewegt von dem Gefühl, daß die Strichelchen

des Eisens, das hier den Namen eines jungen Mannes aus der chinesischen Gelehrtenwelt getilgt hat, in Wirklichkeit Zeugnisse für eine die Vierhundertmillionenwelt Chinas bis ins Innerste erschütternde Bewegung sind: Alles, was unsere Kultur und Zivilisation ist, von den Lehrgebäuden der abendländischen philosophischen Denker bis zum Tiegelstahlguß und der Theorie der elektrischen Wellen, nennt der Chinese mit einem Wort die „westliche Wissenschaft" — und das Wichtigste von allem, was Kang-yu-wei in seinen Denkschriften an den Thron forderte, war die Aufnahme dieser westlichen Wissenschaft in die Prüfungen zum chinesischen Staatsdienst. Kang-yu-wei mußte darüber in die Verbannung, und jetzt steht durch ein Edikt der Kaiserin-Regentin ebendasselbe unmittelbar bevor: China will sich zum neuen Zeitalter bekennen. Welche Erschütterungen aber werden noch stattfinden müssen, bis hier das Alte und das Neue eine lebenskräftige Verbindung miteinander eingehen!

Viele gebildete Chinesen und Bekenner der Lehre Kungs versuchen es heute, sich mit der Tatsache auseinanderzusetzen, die sie schmerzlich bewegt: daß, trotzdem nach ihrer Überzeugung die chinesische Kultur den Westvölkern innerlich überlegen ist, Staat und Volk Chinas in der politischen Welt doch herabgekommen dastehen. Gewöhnlich sagen sie dann: „Nur darum ist China ins Unglück geraten, weil wir von dem wahren Geist des Meisters Kung gewichen sind und uns auf das gedankenlose Beobachten bloßer Formen beschränkt haben!" Dann heißt es weiter: „Um die verlorenen Jahrhunderte wieder einzubringen, müssen wir uns die überlegene Technik Europas aneignen; mehr aber wollen wir nicht. An Sittlichkeit und Lebensweisheit kann uns der Westen nichts geben. Unsere besten Bundesgenossen in unserer Selbstbehauptung werden die Schwächen des Westens sein, sein Hasten nach materiellem Gewinn, der gegenseitige Kampf der sozialen Schichten bei seinen Völkern, seine Uneinigkeit in Lehre und Sitte und seine Zerrissenheit durch nationale

Feindschaft. Diese Gewalten werden unsere Gegner zerreiben, und der zukünftige Triumph wird doch der Lehre Kungs gehören, die sich nicht auf Hoffnung und Furcht, auf Lohn und Strafe in einer dunklen Zukunft gründet, die vielmehr den Menschen lehrt, sich auf sich selbst zu besinnen. Dann wird das Zeitalter anbrechen, das unser Meister als das letzte in der menschlichen Entwicklung bezeichnet: Weltfriede und Einheit des Menschengeschlechts!"

Hier taucht etwas Großes und bei uns wenig Verstandenes auf: die in der Tiefe des chinesischen Denkens wurzelnde Universalidee. Die Lehre vom Weltstaat, den das Mittelreich darstellen soll, ist unter den Erfahrungen zerbrochen, die China machte, seit die englischen Kanonen die Opiumeinfuhr erzwangen, aber an ihre Stelle ist bei den modernen chinesischen Idealisten der Glaube an die universale Zukunft der Verkündigung Kungs nicht nur für China, sondern für die ganze Menschheit getreten. Mit ihm verbindet sich die Vorstellung, daß, richtig verstanden, die Fülle der Reformen, die China braucht, schon in der confucianischen Moral und Kultur enthalten ist. Wer denkt dabei nicht an jenen jüdischen Hellenisten Philo von Alexandrien und an Origenes, der es im Jugendalter des Christentums versuchte, durch das Mittel der sinnbildlichen Auslegung im alten Testament die Fülle aller geistigen Vorstellungen der Griechenwelt wiederzuentdecken!

Neben dem Tempel Kungs liegt noch eine zweite Halle, deren Vorhof man durch einen dreifachen Torbogen aus bunten Ziegeln, Marmor und wunderbar leuchtenden farbigen Porzellankacheln betritt. Sie heißt der Palast der vollendeten Harmonie, und in den Seitenhallen, die den Hof umgeben, stehen wiederum Steintafeln, weiße Marmorplatten, in die der Text der neun klassischen Bücher chinesischer Weltanschauung eingemeißelt ist. Zu ihnen gehört auch das Buch der Lun Yü, der Gespräche Kungs. Der Meister hat sie auf seinen Wanderungen mit seinen Jüngern geführt, und von denen, die sie

hörten, sind sie der Nachwelt überliefert worden. Man könnte sie leicht mit den „Herrensprüchen" vergleichen, die die Vorstufe des zusammenhängend aufgezeichneten Evangeliums bildeten.

Es trifft mitten in den Unterschied zwischen abendländischer und chinesischer Religionsauffassung, daß die meisten unserer klassisch-religiösen Schriften Lebens- und Geschichtserzählungen sind, die der Chinesen aber Gespräche, Lieder und ethische Abhandlungen. Wenn man einen Chinesen fragt, wie das religiöse Leben der Völker im Westen beschaffen sei, so wird er antworten, die Menschen dort, Christen, Juden und Muhammedaner, glaubten alle, daß zwischen ihnen und der Gottheit eine Art von Prozeß stattfände, oder ein Drama, mit dem Abschluß, daß die Leute, je nach dem ob sie die Gnade ihres Gottes erlangt hätten oder nicht, von ihm in einem besonderen Leben nach dem Tode angenommen oder verstoßen würden. Deshalb weil sie diese wunderliche Lehre hätten, seien auch alle ihre Religionsbücher voll von Erzählungen, was sich alles zwischen Gott und den Menschen ereignet habe! Dem klassisch gebildeten Chinesen erscheint in der Tat die Idee der Verbindung zwischen dem persönlich gefaßten Gottesglauben und der Sittlichkeit, die wir im Leben zu betätigen haben, als eine Krücke, deren Sinn er nicht begreift und die er darum mißachtet. Er glaubt, daß Einsicht und Selbstbeherrschung den Edlen befähigen, auch das Höchste zu erreichen. Das mystische Element liegt für den Chinesen ganz wo anders: er glaubt an eine geheimnisvolle Beziehung zwischen den Ordnungen der Natur und des menschlich-staatlichen Daseins; die Kräfte des Himmels, der Erde und der menschlichen Seele, meint er, seien dazu bestimmt, in Harmonie miteinander zu walten. In diesem Sinne ist auch das bewegende Prinzip in der Lehre Kungs der Satz: Die höchste Tugend macht zugleich das stärkste Element der allgemeinen Weltordnung aus.

◇

Durch die Hallen des Confuciustempels, durch die Zypressen seiner Höfe, durch den Tafelwald mit den Gelehrtennamen und durch all die hunderttausend Schriftzeichen der heiligen Texte weht und webt ein anders gearteter Kulturbegriff, als wir Abendländer ihn haben. Gerade er macht aber das geistige Erbe des Weisen aus Lu aus, in das von altersher alle chinesische Bildung so tief eingetaucht ist, daß sie jedes anders gestaltete Kulturideal als fremd, als barbarisch empfindet. Eine seltsame Einbildung, zu glauben, daß wir China wahrhaft im Sinne unseres abendländischen Wesens beeinflussen könnten, ohne daß wir uns zuerst bemühen, den eigentümlichen geistigen Charakter der Kultur zu begreifen, in dem ein Volk von vierhundert Millionen das Ideal seiner Bildung erblickt! Dieser Tempel, diese Tafeln, dieser Opfertisch — indem sie der Seele des Meisters errichtet wurden, errichtete in ihnen der chinesische Geist sich selber ein Denkmal, eine Kultusstätte, in deren Dienst er sich erkennt und wiederspiegelt. Darum nannte der Kaiser Khien-lung, der glänzendste unter den Mandschuherrschern, die Halle der Klassiker, die er neben dem Confuciustempel erbauen ließ, den Palast der vollendeten Harmonie. Gerade in diesem Wort begreift sich, was man das religiöse Prinzip im Confucianismus nennen könnte.

Es ist wunderbar und ein echtes Stück aus der wunderbaren chinesischen Welt, wenn der Weise des Reichs, der in gerader Linie dreiundsiebzig Generationen vor unserer Zeit lebte, selber schon seine Ideale in der geschichtlichen Vergangenheit des eigenen Volkes liegen sah. Die ersten Fürsten der Dschou-Zeit, ein Jahrtausend vor Christus, sind für Kung die Vollender der Kultur, die Heiligen auf dem Thron, die Vorbilder und Heroen der Nachwelt. In einer tiefen Erkenntnis der bewegenden Kräfte der Geschichte berührt sich der chinesische Geist mit dem abendländischen: in dem Gedanken, daß von geschichtlich erschienenen sittlichen Heldengestalten lebendige Kräfte auf alle diejenigen ausgehen, die sich zur Nachfolge bekennen. Kung

trat in einer Zeit politischer Zerrüttung und sittlichen Niedergangs mit seiner Predigt von der Zurückführung der Staats- und Gesellschaftsordnung auf moralische Grundlagen auf. So wie er dabei fest überzeugt war, in einer unmittelbaren geistigen Lebensbeziehung zu den alten Herrschern zu stehen, so ähnlich denkt sich auch heutigentags jeder Chinese, der im Sinne Kungs ein Edler werden will, sein Verhältnis zum Meister.

Man kann in kurzen Worten sagen: das confucianische Ideal ist die aufs höchste verfeinerte Kultur der geistig-sittlichen Persönlichkeit. Für den gebildeten Chinesen bedeutet Kulturfortschritt soviel wie Veredlung und Verfeinerung der menschlichen Individualität. Daß dies zur allgemeinen kulturellen Entwicklung gehört, werden auch wir den Nachfolgern Kungs zugeben, aber der tiefe Unterschied zwischen China und dem Abendland beginnt, sobald der Begriff des Fortschritts und der Entwicklung der Menschheit eingeführt wird. Nach der Weltanschauung Kungs ist das menschliche Kulturideal geschichtlich schon einmal in absoluter Vollkommenheit vorhanden gewesen, mithin eine nach dem Vorbild der Vergangenheit wiederherzustellende Größe — und dasselbe soll für das Ringen des einzelnen nach dem sittlichen Ziele gelten. Wer das Ziel, nämlich die ideale Güte und Schönheit der Lebensführung, erreicht hat, ist der „Edle", und von den Edlen aus verbreitet sich kraft jener mystischen Einheit in der Harmonie des Sittlichen, des Staatsdaseins und der Naturwelt auch über das Volk ein Zustand der Frömmigkeit, Ruhe und gesicherten Lebensführung.

Unser europäisches Leben, in dem der Fortschritt auch auf der Gegensätzlichkeit der Interessen beruht, auf der Stärke von Wirkung und Gegenwirkung, dem Prinzip, daß der Kampf der Vater der Dinge ist, erscheint den Chinesen eben darum kulturlos und brutal. Die chinesische Weltanschauung ist gleichgültig gegen die Technik, soweit sie sich über das Erbe der Ver-

gangenheit erhebt. Die Beherrschung der Naturkräfte, die unser Leben immer stärker bedingt und erfüllt, gehört für den Chinesen nicht zur Kultur. Ja, dem klassischen Confucianer widerstrebt es, die Gesetze der Natur zum Gegenstand einer pietätlos experimentierenden Forschung zu machen, eben weil alles Geschehen in der Natur wie in der sittlichen und in der geschichtlichen Welt in einem geheimnisvoll wesensverwandten Zusammenhange steht. Was wir das freie Spiel der Kräfte nennen und was uns, gebändigt durch den Pflichtbegriff, als bewegendes Prinzip für den Kulturfortschritt nicht entbehrlich ist, gerade das liegt für den chinesischen Kulturbegriff außerhalb der Sphäre wahren Menschentums.

Für die alte chinesische Gedankenwelt fällt der Geltungs- und Herrschaftsbereich der moralischen Kultur im Sinne Kungs mit der Herrschaft des Himmelssohns zusammen, denn das Reich Tung Kwo, das heißt das Mittelreich, ist das Weltreich. Gebildete Confucianer von heute sind aber auch imstande, das Menschheitsproblem im Sinne einer Vielheit von selbständigen Völkern zu begreifen, von denen die einen berufen, die andern erwählt sein können. Jener Kang-yu-wei, dessen Name auf dem steinernen Albumblatt im Tempelhof ausgelöscht ist, schrieb einmal das Wort: Hat das Mittelreich die sittliche Reinheit nicht, so ist es ein Barbarenland; hat ein Barbarenland sie, so ist es das Mittelreich!

Erst wer sich in diese geistige Welt hineingedacht hat, versteht die merkwürdigen, in eine kurze, oft rätselvolle Sprache gedrängten Sprüche im Buch Lun Yü. Es heißt einmal: Der Meister sprach: „Wer, ohne etwas zu tun, das Reich in Ordnung hielt, das war Schun. Denn wahrlich: Was tat er? Er wachte ehrfürchtig über sich selbst und wandte ernst das Gesicht nach Süden, nichts weiter.“ Schun ist einer von den drei großen sagenhaften Herrschern, unter denen ein goldenes Zeitalter blühte. Sein Vorgänger war Yao, der Schöpfer der Kultur. Auf ihn geht die Übereinstimmung der sozialen Ordnungen mit

den Gesetzen des Naturlaufs, die Weltvernunft im chinesischen Denken, zurück. Seine Nachfolger Schun und Yü vollendeten die von ihm geschaffenen Ordnungen. Der Süden ist die vornehmste Himmelsrichtung; in allen feierlichen Augenblicken wendet sich der Chinese gen Süden, Tempel und Paläste sehen nach Süden. Der Schwerpunkt des Gedankens in dem Spruch liegt bei dem „Nichts-Tun" Schuns. Dieser eigentümliche Begriff beherrscht die chinesische Ethik und Philosophie so sehr, daß selbst die großen Antipoden des altchinesischen Geisteslebens, Kung und Lao-tse, beide von ihm ausgehen. Zugrunde liegt wieder die Idee von der mystischen Verwandtschaft des Geschehens im staatlichen und gesellschaftlichen Dasein der Menschen mit dem Geschehen im Naturgesetz. Wie der Himmel ohne sinnfällige Äußerung die ganze Welt in ihrem regelmäßigen Gang erhält, nur durch die stille Wirksamkeit des ewigen Gesetzes der Vernunft, so hält auch der Mensch, der zum Herrscher berufen ist, durch die geistige Schwerkraft seines Wesens alles in Ordnung.

Der Schüler Yen-yüan fragte einmal den Meister nach dem Wesen der Sittlichkeit: „Der Meister sprach: Sich selbst überwinden und sich den Gesetzen der Schönheit zuwenden: dadurch bewirkt man Sittlichkeit. Einen Tag sich selbst überwinden und sich den Gesetzen der Schönheit zuwenden: so würde die ganze Welt sich zur Sittlichkeit kehren. Sittlichkeit zu bewirken, das hängt von uns selbst ab; oder hängt es etwa von den anderen Menschen ab? Yen-yüan sprach: Darf ich um Einzelheiten darüber bitten? Der Meister sprach: Was nicht dem Gesetz der Schönheit entspricht, darauf höre nicht; was nicht dem Schönheitsideal entspricht, davon rede nicht; was nicht dem Schönheitsideal entspricht, das tue nicht."

Dies ist in China ein sehr häufig gebrauchtes Stück aus dem Erbe des Meisters. Einer seiner modernen Jünger, Ku-hung ming, der auch die großen Geister des Westens kennt, sagt, der erste Teil der Antwort Kungs sei die Selbstverleugnung Goethes:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Der zweite Teil, die Antwort auf die wiederholte Frage des Schülers, sei das klassische Ideal der Kunst, von dem wiederum Goethe sage, daß es in sich selbst Religion sei. Das ist fein und deutlich beobachtet. Kungs Antwort vom Gesetz der Schönheit meint die Fähigkeit eines vollkommen harmonischen Innenlebens, seine Natur in die äußeren Lebensformen auszustrahlen. Um die Menschheit dazu zu bringen, daß sie aus freiem Willen den Gesetzen der höchsten Sittlichkeit gehorcht, muß der Edle alles Unkultivierte und Wilde im eigenen Selbst überwinden. Das ist das Stirb und Werde. Danach muß er sein ganzes Leben nach dem Ideal der Schönheit bilden, die der Sittlichkeit den Weg bahnt. Wer auch nur für einen Augenblick dieses Ideal der höchsten Lebenskunst in sich zur Wirklichkeit machte, der hätte den Weg gefunden, auf dem die Welt, durch die Anschauung der in vollkommener Schönheit erscheinenden höchsten Moral, dem Guten sich zuwendet. Das ist der tiefere Sinn des berühmten chinesischen „Li", der Regelung des Verkehrs der Menschen untereinander nach festen, zeremoniellen Formen.

Religion im christlichen Sinn ist das nicht, denn gerade das Gespräch über das Gesetz der Sittlichkeit und Schönheit zeigt uns den Glauben Kungs, daß die Erreichung des Ideals nur von uns selber abhängt. Das innere Abhängigkeitsgefühl, für uns der Kern des religiösen Erlebens, ist bei Kung losgelöst von dem Gedanken an eine hohe, persönlich waltende Gottheit. Wo er vom Himmel spricht, liegt doch nur die Überzeugung zugrunde, daß eine unfaßliche höhere Macht über den Menschen ist. Die alte, noch heute in China mächtige Volksreligion, den Glauben an die Macht der Ahnen- und Naturgeister, hat Kung versucht, auf das Gebiet des Sittlichen hinüberzuleiten. Er hat den Ahnendienst und die aus dem Altertum über-

kommenen Opfer aus Pietät beibehalten. Als ihn aber sein Schüler Dsi-lu nach dem Wesen der Geister und ihrer Verehrung frug, antwortete er: Wenn man noch nicht den Menschen dienen kann, wie sollte man den Geistern dienen können! — und auf die weitere Frage nach dem Wesen des Todes: Wenn man noch nicht das Leben kennt, wie sollte man den Tod kennen! Damit wollte er sagen, es sei eine müßige Spekulation, über das Übersinnliche nachzudenken, solange im Leben das Sittliche noch ein unerreichtes Ideal bleibt: Das Leben ist ein Gebiet, das wir durch Erfahrung begreifen können; was hinter dem Tod und in der Welt der Geister liegt, vermögen wir nicht zu erkennen.

Urgrund und Ziel des sittlichen Denkens im Confucianismus sind Staat und Gesellschaft. Das ideale Prinzip für alles menschliche Zusammenleben ist die Ehrfurcht. Aus ihr entwickeln sich alle hohen und aufbauenden Kräfte. In diesem Gedanken zeigt sich die Art Chinas, denn von den Uranfängen des chinesischen Lebens her war die Familie die lebendige Zelle, aus der sich der Volkskörper aufbaute. Von da aus betrachtet, erscheinen der Ahnendienst und der Glaube an die fortlebende Kraft alles dessen, was menschliche Seelengröße einmal erreicht hat, als die Grundlagen einer Ethik, in der sich die Ideale staatsbürgerlicher Wohlfahrt und vollendeter Persönlichkeitskultur vereinen. Der confucianische Gedanke, daß die Idealmenschen durch ihre Selbstvervollkommnung dem Volke ein glückliches Dasein schaffen und in dem Bewußtsein der erreichten geistigen Höhe ihren sittlichen Lohn haben, ist erhaben gedacht vom Standpunkt einer Aristokratie der Sittlichkeit: Glück und Frieden der Erde ruhen auf der moralischen Kraft des Edlen, des heiligen Herrschers.

Hiervon sind sicher die wirklichen Zustände im chinesischen Leben noch weiter entfernt, als die unsrigen von der Verkörperung der christlichen Ideale, die über der staatlichen und sozialen Kultur des Abendlandes schweben. Trotzdem ist das

Abendland so durchdrungen von Gedanken und Vorstellungen christlicher Herkunft, daß wir auf den Zusammensturz alles Bestehenden kämen, wenn wir versuchten, uns das Christliche daraus fortzudenken. Ebenso steht es in China mit der confucianischen Lehre von der sittlichen Persönlichkeit im Staat. Dieser Gedanke ist es, der China seit zwei Jahrtausenden erhalten hat. Er macht es möglich, vierhundert Millionen Menschen mit einer im Verhältnis zu dieser Menge verschwindend geringen Anzahl von Beamten zu regieren. China ist das Land, das sich durch seine alte Studien- und Prüfungsordnung zu dem Prinzip bekannte, alle Schulung zum Staatsdienst bestehe in der Schulung zur sittlichen Erkenntnis und Weisheit. Daran hat in der Praxis viel gefehlt, aber die Idee blieb durch die Jahrtausende lebendig, und durch große Herrscher und bedeutende Persönlichkeiten erhielt sie stets von neuem wirkende Kraft in der Verwaltung und Rechtspflege. Ohne den Confucianismus können weder die Dauer des chinesischen Staats noch die Ausbreitung der chinesischen Kultur über ein so großes Gebiet verstanden werden.

✧

Wie wollen wir, wie wollen unsre Missionare und Diplomaten mit den Chinesen verkehren, wenn wir uns nicht Mühe geben, ihre Weltanschauung zu begreifen? Das ist keine so leichte Sache. Und wieviele von den Besuchern, die in den Confuciustempel kommen und durch den Steintafelwald mit den unverständlichen Schriftzeichen streifen, erkennen die Natur der anderen Frage: Wenn China unter den Einfluß des Abendlandes kommt — welche Aufgabe soll dabei dem deutschen Wesen zufallen? Es ist unmöglich, tief und fruchtbar auf China zu wirken, wenn man nicht die geistige Seite der confucianischen Kultur versteht, ebenso unmöglich, wie daß uns Abendländern jemand, der das Alte und Neue Testament und die ethische Philosophie von Plato bis Hegel nur als Bücher voll unlesbarer Schriftzeichen zu betrachten imstande wäre, eine neue geistige Weltanschauung brächte!

An den

Ming-Gräbern 1911

Am 27. August

Heute früh die große Mauer — nur ein kurzer Augenblick, da die Gelegenheit zur Rückkehr mit der Eisenbahn nicht günstig lag, aber genug, um einen Eindruck von dem Werk zu haben! Die Eisenbahnlinie nach dem Nankoupaß ist die erste Bahn in China, die von den Chinesen selbst nach einem großen Plan gebaut wird. Was bisher sonst an Schienenwegen in China zustande gekommen ist, geschah auf das Drängen der Ausländer, die ins Land hineinwollten, um es für den Handel aufzuschließen, Einflußzonen zu gewinnen, Geld zu verdienen. Diese Bahn soll weniger nach China hinein, als aus China hinaus führen. Die Regierung baut sie, um die Mongolei zu kolonisieren und militärisch zu sichern. Von Kalgan hinter dem Nankoupaß soll sie weiter nach Urga laufen und später einmal über den alten Karawanenplatz Kjachta Anschluß an die große sibirische Linie finden. Bis es dahin kommt, wird wohl noch viel Zeit vergehen. Aber ist es nicht genug für das alte China, daß chinesische Ingenieure selber den Bergrücken unter dem Paß und unter der großen Mauer mit einem Tunnel durchbohrt haben, und daß dem Staatswesen, das bisher wie kein anderes die Idee der Beharrung verkörperte, die bewegende Kraft der westlichen Wissenschaft dienstbar gemacht wird?

Als ich vor drei Jahren zum erstenmal in China war, machte ich die Landreise mit einem chinesischen Maultierkarren von der Peking-Hankoubahn nach Tsinanfu. Am vierten Tage übernachteten wir, wie gewöhnlich, in einer kahlen chinesischen Herberge. Als das Haus gekehrt war und wir eintraten, sahen wir eine Menge mit Kreide gemalter chinesischer Schriftzeichen an der Wand. Mein Gefährte, des Chinesischen kundig, las sie, schüttelte den Kopf und lachte: Merkwürdig, wie China sich doch ändert!

Da schreibt ein chinesischer Kaufmann, er müsse sechsmal im Jahr diese sechs Tagereisen zurücklegen — wie schön es doch wäre, wenn bald die Eisenbahn, diese herrliche Erfindung, käme!

Wie lange ist es her, da zerstörten die Chinesen die kleine Mustereisenbahn, die man ihnen bei Schanghai hinbaute, damit sie den Betrieb sähen, mit der Begründung: durch das Rollen der Züge wird die Ruhe der Ahnen in den Gräbern gestört, und die Luftgeister ärgern sich über das Hindernis der Telegraphendrähte! In Peking hörte ich, daß die Bauern in Südchina schon die Ingenieure bedrängten, die Linie durch ihr Dorf zu führen, bloß damit sie die Geldentschädigung für das Verlegen der Gräber bekämen, und jetzt habe ich selbst den Pfiff der chinesischen Lokomotive vor dem Tunnel gehört, der unter der Mauer von zehntausend Li hindurchführt! Sie ist nicht ganz zehntausend Li lang, eher vielleicht nur fünftausend, aber sie ist doch das ungeheuerste Denkmal des alten China. Es gibt Leute, Europäer und auch Reformchinesen, die meinen, dem alten China sei geholfen, wenn Kohlen- und Eisenbergwerke aufgemacht, Seife und elektrische Straßenbahnen für billiges Geld reichlich zu benutzen sind, und jeder Kuli drahtlos telegraphieren kann. Ich fürchte nur, die Menschen, die so denken, werden mit ihrer Art von Reform Unglück über China bringen. Die chinesische Kultur ist ein so uraltes Gebilde, sie hat eine solche geistige Tragkraft für das Dasein des chinesischen Volkes bewährt, und es ist so töricht, ihre inneren Werte zu verkennen, daß beim bloßen Drauflos-Reformieren ein Zeitalter der Kulturbarbarei über China hereinbrechen könnte, das mit allem elektrischen Licht nicht mehr zu erleuchten wäre.

✧

Die große Mauer, die man am Nankoupaß sieht, ist als Bauwerk nur einige hundert Jahre alt, aber die Verteidigungslinie als solche, auf der Grenze zwischen der abflußlosen Region Innerasiens und dem Kulturland, das von den Wirkungen der

Monsune getränkt wird, ist viel älter. Durch seine ursprüngliche Anlage, meinen viele, wären die Nomaden, die vom Beginn der chinesischen Geschichte an das Reich bedrängten, dazu veranlaßt worden, von China abzustehen und sich nach Westen zu wenden, bis durch die sich fortpflanzenden Stöße in der sogenannten Völkerwanderung zuletzt auch das Abendland erschüttert wurde. Seit der Mandschuzeit liegt die Mauer innerhalb des Reichs und wird nicht weiter erhalten. Sie ist aber so stark und imposant gebaut, daß ihr von vielen Türmen unterbrochener Zug über Berg und Tal immer noch einen gewaltigen Eindruck macht, und sie gesehen zu haben, gehört in die Reihe jener großen kulturgeschichtlichen Eindrücke, von denen man für seine historische und politische Denkarbeit eine bewegende und lange fortwirkende Einwirkung davonträgt.

Alljährlich ergießt sich ein Schwarm von Fremden aller Nationen über Peking und seine Umgebung, die Parks, die Tempel, die große Mauer, die Kaisergräber. Was diese Dinge bedeuten und wie sie aus dem Geist der chinesischen Kultur heraus zu verstehen sind, erfahren nur wenige. Das China, das wir sehen, ist eine noch heute lebendige antike Welt. Wer auf der Mauer von Peking steht, der sieht die Mauern von Babylon, und wer die Verwaltung Chinas kennt, der hat die Monarchie des Darius und Xerxes vor sich, als ob sie für die Gegenwart auferstanden wäre. Auch die Naturanschauung der Chinesen ist nicht modern, auch nicht mittelalterlich, sondern antik. Die Natur ist ihnen eine unbekannte Gewalt, deren Wesen man nicht durch Beobachten, Befragen und Experimentieren erkennt, über die man vielmehr spekuliert und phantasiert. Sie ist voll geheimer Zusammenhänge, voll geistiger Kräfte, voll starker Gewalten über das menschliche Leben. Mystische Zahlenverhältnisse erfüllen sie, von denen Wirkungen ausgehen auf Staat und Gesellschaft, Leben und Tod, Unheil und Wohlfahrt. Sie zu erkennen, ist wichtig für alles menschliche Tun. Die Linien der Berge, die Rundung der Talbuchten,

das Fallen oder Steigen bei den Schichtungsfugen des Gesteins an der Felswand, Schattenspiele, Quellen, Windrichtung, Färbung des natürlichen Bodens, das alles ist bedeutsam. Die Natur lebt, aber sie lebt nicht so, wie auch wir sie in gehobener Sprache beseelt nennen, sondern so wie sich die Alten das dunkle Spiel verborgener Gewalten in ihr dachten. Wie Griechen, Römer und Asiaten aus Erde, Luft und Wasser, aus dem Rauschen der Bäume, dem Flug der Vögel, der Leber des Opfertiers etwas über ihr Wohl und Wehe zu erfahren trachteten, so geschieht es noch heute in China. Es gibt gar keine so unvergleichbaren, so vollkommen gegensätzlich gearteten Dinge auf der Welt, nichts, was sich so ausschließt, wie unsere moderne experimentierende Naturwissenschaft und das chinesische „Feng Schui". Wörtlich heißt es Wind und Wasser; gemeint ist damit die Erkundung, ob nach den äußeren Kennzeichen eines bestimmten Platzes und seiner Umgebung auf Glück oder Unglück eines Unternehmens zu rechnen ist — mag es ein Bau sein, ein Handelsgeschäft, eine Familiengründung, eine Namengebung oder was auch immer.

Der Chinese, der zu den Kaisergräbern am Fuß der westlichen Berge kommt, empfindet schon das ganze Panorama, in das die Anlage eingebettet worden ist, als etwas Erhabenes, ja Heiliges. Auch der gebildete Europäer hat ein lebhaftes Gefühl für die Landschaft und für die Größe der Idee, diese ganze, weite, von hohen und edlen Bergformen umrahmte Bucht, mit der die nordchinesische Ebene in den Steilabfall des Hochlandes von Innerasien eingreift, zur Grabstätte eines Herrschergeschlechts zu machen. Nach der Erhabenheit und Ausdehnung des landschaftlichen Bildes ist es vielleicht der idealste Gedanke eines Ruheplatzes für die Toten, der je gedacht worden ist. Nicht eine Felswand, wie bei Persepolis, nicht eine Bergschlucht in der Wüste, wie beim ägyptischen Theben, ist die Begräbnisstätte der Mingkaiser, sondern ein Stück ihres Reiches haben sie sich ausgesucht, groß genug, um eine mächtige Stadt darauf

zu bauen, oder wenn einer wollte, zu jagen, zu fischen und viele Stunden weit den Pflug zu führen. An den Stellen darin, wo die Natur die glückverheißendsten Anzeichen vereinigte, wollten sie ihre Totenhügel aufschütten und in gewaltigen Tempelhallen die Throne ihrer Seelen, die Ahnentafeln, aufstellen lassen.

In einer Stunde tragen uns die Esel vom Hotel in Nankou nach dem größten und schönsten der Grabbauten, dem Tempel Tschang-ling, der vor dem Grabe des Mingkaisers Yung-lo errichtet worden ist. Als er über China regierte, wurde bei uns in Konstanz der Ketzer Huß verbrannt, und in Frankreich führte die Jungfrau von Orleans ihren Herrscher zur Krönung nach Reims. Tschang-ling bildet den Mittelpunkt der Anlage; über dreißig andere, kleinere Gräber von Kaisern, Kaiserinnen, Prinzen und Prinzessinnen liegen in seiner Umgebung. Marmorne Torbauten, Tierfiguren und menschliche Standbilder begleiten einen geraden gepflasterten Weg, der von weiter Entfernung her auf den Grabtempel zuführt. Für das chinesische Empfinden liegt die Erhabenheit eines Dinges nicht in seiner Höhe und Masse, sondern in seiner Weite. Vorhöfe, Vorhallen, Tore, immer neue Höfe und Tore deuten die Majestät an, die in der Tiefe des Ganzen wohnt. Dem entspricht die Großartigkeit der Voranlage vor dem Grabe Yung-lo's. Durch das letzte dreifache Tor kommt man in einen Vorhof, und von da führt eine marmorne Treppe in die Tempelhalle, in deren Mitte auf einem altarähnlichen Untersatz die Ahnentafel mit dem Namen des Kaisers steht. Diese Halle ist in ihrer Art ein Wunder der Welt, denn jede der vierzig roten Holzsäulen, die ihre Decke tragen, ist zehn Meter hoch; jede von oben bis unten — obwohl so dick, daß drei Menschen sie erst umspannen — aus einem einzigen kolossalen Stamme geschnitten und vom fernsten Süden, von den Grenzgebirgen gegen Hinterindien, wo solche Baumriesen wachsen, nach dem Tal in den westlichen Bergen gebracht. Hinter dieser Halle durchschreitet man noch

einen Hof und steht dann in einem Eichenhain vor dem mächtigen Grabhügel, dessen Hänge und Gipfel ebenfalls mit Eichen bewachsen sind.

Die Mingdynastie war die letzte, die vor den Mandschus über China regiert hat, vom 14. bis zum 17. Jahrhundert nach Christus. Sie war zugleich das letzte national-chinesische Herrscherhaus. Zwar gingen auch die Mandschus bald in der chinesischen Kultur auf, so sehr, daß deren letzte hohe Blüte gerade in die Zeit der großen Mandschukaiser im 18. Jahrhundert fällt, aber für das chinesische Bewußtsein ist das Mingzeitalter doch mit dem Schimmer eines tiefer gefärbten Vaterlandsgefühls umflossen. Die Mandschukaiser haben die Mings als ihre rechten Vorfahren in der Himmelsohnschaft anerkannt. Es entspricht aber auf der anderen Seite auch dem chinesischen Bewußtsein, wenn die Schriftzeichen vor dem Namen Ming im Tschang-ling-Tempel nicht mehr die volle, sondern eine Art von geminderter Majestät zum Ausdruck bringen, wie uns die Tempelwächter oder Priester erklärten. Warum denn das? fragten wir. Weil es schon so lange her ist! war die Antwort. Die Ahnenverehrung soll in der Idee den abgeschiedenen Seelen der Vorfahren das Dasein fortdauernd verschönen und erhalten, aber nach der populären Vorstellung ist damit doch nicht der Gedanke einer absoluten Unsterblichkeit der Seele verbunden. Wenn es sehr sehr lange her ist, so kann die Verehrung aufhören und das Dasein und die Teilnahme der Ahnen verschwimmen ins Unbestimmte. Bei den Kaisern währt es Jahrhunderte und bei den gewöhnlichen Leuten einige Generationen, bis der Seelendienst matt wird. Von jenseits der Mingdynastie her sind keine Grabtempel mehr, keine Seelenthrone und keine Riten für den Dienst einzelner Kaiser erhalten.

Yung-lo's Körper ist nicht unter dem Hügel, sondern in dem vermauerten Untergemach eines unmittelbar davor gebauten kleinen Tempelturms bestattet. In das obere Stockwerk kann

man hineingehen und gewahrt über der Grabstelle einen mächtigen steinernen Gedächtnispfeiler. Alle die Innenräume des Tschang-ling-Tempels sind durchweht von einem leisen Hauch des beginnenden Verfalls. Kein Mensch aber, der mit offnem Sinn und mit einer sei es auch nur leisen Vorstellung vom chinesischen Wesen hierher kommt, wird sich dem Gefühl entziehen können, daß er hier vor dem Denkmal einer uralten und eigentümlichen, ganz im Leben der östlichen Menschheit verankerten und dieses Leben erfüllenden Kultur steht. Wer tiefer schaut, der fühlt auch, wie das chinesische Naturempfinden, wenn man es auch vielfach in seiner volkstümlich groben Gestalt und den konventionellen Gebräuchen, die es bedingt, nur als Aberglauben bezeichnen kann, doch auf der anderen Seite zu erklären ist als ein besonderer Ausfluß hoher geistiger Kulturveranlagung. Ein Volk, in dessen Leben nicht von uralter Zeit her die geistigen Kräfte eine beherrschende Bedeutung haben, wäre außer stande, Landschaft und Architektur, religiöse Stimmung und Tempelbaustil in eine so wunderbare Verbindung miteinander zu setzen, wie die Chinesen.

Vor allem darf man China nicht nach dem jetzigen chinesischen Kulturzeitalter beurteilen. Das heutige China könnten wir am ehesten mit dem Zustande Deutschlands in den ersten zwei Menschenaltern nach dem Dreißigjährigen Kriege vergleichen. Auch China hat eine ähnliche Katastrophe erlebt, den furchtbaren Taiping-Aufstand, und es ist noch kein halbes Jahrhundert her, daß er zu Ende ging. Wie der große Krieg in Deutschland, so traf auch die Taiping-Revolution in China in ein Zeitalter wirtschaftlichen Niederganges, das im Zusammenhang mit den periodischen großen Umlagerungen der Schwerpunkte im Weltverkehr und in der Weltwirtschaft zu erklären ist. Vergleicht man die Bauten und Skulpturen, die Metallarbeiten, die Porzellane und Gemälde aus der Mingzeit und aus der Blütezeit der Mandschudynastie mit denen

der Gegenwart, so sieht man große Unterschiede im Erfassen und in der Durchführung der Aufgabe. Daß aber die Gegenwart hinter den vorhergehenden Jahrhunderten zurücksteht, liegt nicht an einem Sinken des chinesischen Geistes selbst, sondern an der Ungunst, der Unruhe und Armut der Zeit.

Kaiser Yung-lo's Grab aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist für China im Vergleich zur Dauer des Reichs und seiner Kultur noch junge Vergangenheit. In der Provinz Schantung, in der Nähe von Tsingtau, habe ich einmal den Friedhof eines chinesischen Dorfes gesehen, dessen Grabtafeln durch viele Jahrhunderte der Zerstörung durch Kriegsgewalt und andere Unbilden entgangen sind. Sie reichen vom 12. und 13. Jahrhundert bis auf die Gegenwart, und viele von den Bauernfamilien, die heute in dem Dorf wohnen, können mit Hilfe der Denkmäler und Inschriften ihr Geschlecht bis in eine Zeit verfolgen, wo bei uns Rudolf von Habsburg und Barbarossa regierten. Der „heilige Herzog" in Küfu in Schantung, das jeweilige Haupt der Familie Kung, aus der Confucius im 6. Jahrhundert vor Christus hervorging, kann seinen Stammbaum ohne Lücke noch Generationen über den Meister hinauf führen, und während dieser ganzen Zeit hat sein Geschlecht in der Gegend gesessen. Solche Dinge muß man sich gewärtig halten, wenn man das geschichtliche Kulturbewußtsein der Chinesen verstehen will. An ihm gemessen, sind die meisten unserer europäischen Staatengebilde von gestern. Ein Deutschland oder ein Frankreich gibt es seit tausend Jahren; die chinesischen Herrscher aber, die von der Überlieferung an den Anfang unseres 2. Jahrtausends vor Christus gesetzt werden, dort, wo Nimrod und Sesostris von den Sagen der Griechen und des Alten Testaments hinverlegt werden, haben über die Anfänge desselben Reichs regiert, in dem der chinesische Bauer von heute seinen Pflug führt, und sie haben demselben Himmel geopfert, an dessen Altar in Peking heute die Weihrauch-, Stier- und Seidenopfer brennen.

Die Bevölkerungszahl Chinas wird jetzt im ganzen etwa dem vierten Teil der Menschheit gleichgesetzt. Wahrscheinlich hat aber früher, während unseres Mittelalters und Altertums, das Meiste von der Menschheit überhaupt in China gelebt. Die große Volkszunahme in Europa und Amerika ist erst ein Produkt der letzten Jahrhunderte; Vorderasien ist immer dünn bevölkert gewesen, und selbst Indien war vor der englischen Herrschaft lange nicht so stark bewohnt, wie heute. Als diese Landschaft in den Westbergen bei Peking zur Begräbnisstelle der Mingdynastie erwählt wurde, und noch Jahrhunderte danach bis an die Schwelle der Gegenwart, herrschte in China auf dem Thron wie beim Volke die Vorstellung: Unser Reich ist das Weltreich schlechthin, der Universalstaat, an dessen äußersten Grenzen irgendwo die „Inseln der Barbaren" liegen, bewohnt von Völkerschaften, die dem Sohn des Himmels Verehrung, Gehorsam und Tribut schulden.

Die Völker, die im Umkreise um China wohnten und wanderten, sie besaßen keine Kultur, oder wenn sie eine hatten, so war sie von der chinesischen abhängig. Von dem Kulturgebiet des Westens, von den antiken Staaten und später vom modernen Europa, war China durch schwer passierbare Gebirge und ungeheure Wüsten getrennt; von den alten Peruanern und Mexikanern durch den Ozean. „Zuweilen", so lesen wir bei Franke, einem der berufenen Beurteiler des heutigen China, „drang wohl durch kühne Heerführer, durch fremde Handelskarawanen oder wagemutige Seefahrer eine dunkle Kunde von großen, blühenden Reichen im fernen Westen bis zum Mittelreich, aber das waren einzelne verlorene Töne, die die Harmonie der politischen Philosophie nicht zu stören vermochten. Zur Zeit der Han-Dynastie, d. h. in den beiden letzten vorchristlichen und den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, als die großen chinesischen Feldherren und Entdecker bis in die griechisch-indischen Staaten der Nachfolger Alexanders, ja bis nahe an die Grenzen des römischen

Reiches gelangten, mag wohl einzelnen aufgeklärten Geistern in China eine leise Ahnung aufgestiegen sein, daß die Welt doch größer sei, als man angenommen hatte. Allein diese Erkenntnis, wenn sie wirklich vorhanden war, ist doch ohne nachhaltige Folgen geblieben. Der Buddhismus, der später einen Verkehr mit Indien anbahnte, war ein zu weltfremdes Element, als daß er die politische Auffassung der Chinesen hätte umformen können. Europäische Vorboten, wie Marco Polo im 13. Jahrhundert, oder wie die ersten jesuitischen Missionare im 16. und 17. Jahrhundert, haben ihren mit Staunen und Bewunderung erfüllten Berichten zufolge an philosophischen Gedanken von den Chinesen weit mehr erhalten, als ihnen gegeben. Und die ersten größeren Bestandteile europäischer Völker, die Portugiesen, Spanier, Holländer und Russen, die man im 16. und 17. Jahrhundert in China kennen lernte, waren kaum dazu angetan, einen anderen Eindruck zu erwecken, als den, daß man es hier mit einer neuen Art recht kulturbedürftiger Barbaren zu tun habe. Auf der anderen Seite ist es erstaunlich, zu sehen, wie leicht und willig sich zwei Jahrtausende hindurch die verschiedensten Völker in das chinesische Weltreich einfügten, die Überlegenheit seiner Kultur anerkannten und trotz aller politischen Selbständigkeit sich dem großen Staatsgedanken unterordneten. Man braucht nur die Verzeichnisse der tributbringenden Völker durchzusehen, die sich bei den Historikern der verschiedenen Dynastien finden, von der Han-Zeit an bis zu den Tagen glänzendster Machtentfaltung unter den großen Kaisern der Mandschudynastie, und man wird eine Vorstellung von dem Umfange, der Bedeutung und dem Ansehen des confucianischen Weltstaates erhalten!"

Das ist aus tiefer Kenntnis Chinas heraus gesprochen. Wer hier zu urteilen imstande ist, der begreift auch, weshalb der chinesische Vizekönig in Kanton beim Ausbruch des Opiumkrieges mit England 1840 die Schreiben des englischen Oberbefehlshabers an den chinesischen Thron gar nicht erst über-

mittelte. Die Engländer hielten es für Hinterhältigkeit, der Vizekönig aber wußte, es würde ihm und allen anderen Beteiligten den Kopf kosten, wenn sie ihre Hand zu einem solchen Majestätsverbrechen boten. Der Tag, an dem jener Anspruch, China sei das Mittelreich schlechthin und der chinesische Kaiser der Weltherrscher, offen sein Ende fand, war der Tag des Besuchs des Prinzen Heinrich von Preußen beim Kaiser Kwang-hsü im Mai 1898. Zum erstenmal in der Geschichte Chinas entäußerte sich hier der Himmelssohn seiner beanspruchten Stellung so weit, daß er ein Mitglied einer fremden Fürstenfamilie neben sich sitzen ließ, mit ihm als Mensch zum Menschen sprach und den Besuch in feierlicher Form erwiderte. Das war eine Staatsaktion, die ein neues Zeitalter der chinesischen Weltanschauung eröffnete.

Als Kaiser Yung-lo's Grabtempel gebaut wurde, ahnte noch niemand im Mittelreich, daß einmal Barbaren von den Inseln im äußersten Westen seine Seelentafel würden betrachten und seinen Grabhügel würden besteigen dürfen. Vielleicht wäre der Gedanke ebenso schlimm gewesen, wie der Besuch eines Barbarenfürsten mit dem Anspruch auf gleiches Recht und Ansehen. Wie unwissend aber ist es, diese chinesische Staatsidee damit allein abzutun, daß man sie hochmütig und beschränkt nennt. Wenn wir nicht dazu vordringen, China nach seinem geschichtlichen Wesen zu verstehen, ehe wir es beurteilen, so werden wir das große Ziel, den Wandel des alten in das neue China mit deutschem Geist zu beeinflussen, niemals erreichen. Darum sind ja Engländer und Amerikaner nicht imstande, fernen Völkern bei ihren Reformversuchen auf innerlich fruchtbare Weise zu helfen, weil sie die geschichtliche Natur fremder Kulturentwicklungen nicht verstehen, und weil sie, was bei ihnen selbst entstanden ist, ohne innere Verknüpfung auch Chinesen, Orientalen und Afrikanern bringen wollen. Uns Deutschen dagegen ist es ein Bedürfnis, fremden Geist zu erforschen, ihn zu begreifen und uns in ihn einzufühlen.

Daher ist Deutschland auch die Heimat der objektiven geschichtlichen Wissenschaft geworden. Ranke konnte nur ein Deutscher sein, nie ein Romane oder Angelsachse. Freilich stößt man auch bei uns auf genug geschichtliche Oberflächlichkeit, und es gibt Menschen, denen schwer begreiflich zu machen ist, weshalb sie sich für China so tief interessieren sollen. Aber wir können es doch auch anders, und viele von uns wollen es auch und tun es.

Auf unser Verständnis für die Dinge in China, die nicht so sind wie bei uns, wird es ankommen, wenn es sich darum handelt, ob der deutsche Gedanke seinen Anteil an der großen chinesischen Kulturwandlung — die sich vor unseren Augen zu vollziehen beginnt — erhalten wird oder nicht. Als ich die Heimat verließ, um wieder nach China zu gehen, war gerade der Entschluß gefaßt, nach der Heimkehr es mit einer Arbeit über den deutschen Weltgedanken zu versuchen. Nun, als wir im letzten warmen Licht des Abends über die Platten des inneren Hofs im Tschang-ling schritten und einen Blick des Abschieds auf die großen Lebensbäume vor den schweigsamen Portalen und auf den tief goldenen, dunklen Glanz der geschweiften Tempeldächer warfen, da empfand ich wohl, daß ich dem Ziel der Arbeit innerlich ein Stück näher gekommen war — aber als zweites Gefühl erhebt sich jetzt die Sorge: wie, wie wird es möglich sein, den Lesern zu Hause das deutlich zu machen, was dich hier so bewegt hat!

Tsinanfu 1911

Am 10. November

Die Schantungbahn beginnt an einer schlammigen, von Urzeiten an nicht viel beachteten Bucht des äußeren Gelben Meeres, wo nach den chinesischen Annalen im 1. Jahrtausend vor Christus die Kiau-Barbaren wohnten, und wo im November 1897 ein deutsches Geschwader vor Anker ging, um einen

Stützpunkt in Ostasien zu besetzen. Sie läuft weiter durch das in dichtem Gewimmel bewohnte und bebaute Land zwischen dem Schantunggebirge und dem inneren Gelben Meer und endet dicht vor dem Hoangho bei der Provinzialhauptstadt Tsinanfu, eine kurze Tagesfahrt von Tsingtau entfernt, das von uns als deutsche Eingangspforte nahe dem alten chinesischen Kiautschou gegründet worden ist. Tsingtau ist ein Muster dafür, was Deutschland China zu bieten hat. Aber was China selber ist und was es von uns braucht, davon kann uns keiner der halb oder ganz europäisch gewordenen Plätze an der Küste etwas erzählen. Darüber können wir China nur dort befragen, wo es noch chinesisch ist, und es gibt keine chinesischere Provinz im Reich, als Schantung.

Was sind die Anfänge Chinas? Etwas jenseits der halben Strecke zwischen Tsingtau und Tsinanfu führt die Bahn an einer Gruppe hochaufgeschütteter alter Grabhügel vorbei. Sie stammen aus der Zeit der Dschou-Dynastie, unter der Confucius lebte, als diese Landschaft noch ein Grenzgebiet gegen die weiter seewärts im Berglande hausenden Barbarenstämme war, die Kiau und Lai. Bis dort war damals die chinesische Kultur vorgedrungen, nachdem sie in unbekannter Vorzeit aus ihrem Ursprungsgebiet tief im Innern des heutigen China hervorgekommen war und im Laufe ungezählter Geschlechter die große Ebene zu beiden Seiten des Hoangho ausgefüllt hatte. Für China sind also die Fürstengräber an der Schantungbahn erst ein bescheidenes Altertum. Die hohe Kultur aus dem Anfang der Dschou-Zeit, auf die Confucius nicht wie auf eine sagenhaft goldene Vergangenheit zurückblickte, sondern als auf eine geschichtliche Epoche im klaren Licht der Überlieferung, war schon verfallen, das Reich war aufgelöst in eine Menge größerer und kleinerer Lehnstaaten, die kaiserliche Obergewalt nur ein Schatten, der niemand zu Achtung und Frieden zwang. Auch die Fürsten von Tsi, deren Grabdenkmale die Tumuli von Tsingtschoufu darstellen, gehören zu diesen Teilherrschern im

Zeitalter des chinesischen Faustrechts, wie man die letzten Jahrhunderte unter der Dschou-Dynastie genannt hat.

Schon wer nur mit der Eisenbahn durch Schantung fährt, erhält einen starken Eindruck, wie dicht das Land bewohnt ist und wie bis aufs letzte jeder brauchbare Fleck Erde benutzt wird. Nur die kahlen, entwaldeten Felshänge und Schutthalden des Gebirges, an dessen südlichen Vorhöhen sich die Bahn hinzieht, sind ohne Kultur. Noch lebhafter empfindet man die Bevölkerungsmenge, wenn man nach chinesischer Art mit der Maultierkarre oder in der Sänfte abseits von der Eisenbahn in langsamerem Tempo über Land reist. Was ich jenseits Tsinanfu in Schantung und in der Nachbarprovinz Tschili in dieser Richtung gesehen habe, übersteigt alle Begriffe. Schantung, von dem ein großer Teil gebirgig ist, ist bedeutend kleiner als Preußen, aber es wird fast auf dieselbe Einwohnerzahl geschätzt. Diese Menschendichte, mit einem Dasein, das so gut wie vollständig auf dem Anbau des Ackers beruht, müssen wir uns von Anfang an als den stärksten Faktor der chinesischen Entwicklung vorstellen. Am deutlichsten wird die Ausnutzung des Bodens im Frühjahr, wenn die Felder eben bestellt werden und noch kein Grün sichtbar ist. Dann sieht man, daß überhaupt kein Fleck Erde da ist, der nicht umgearbeitet ist, auf dem nicht irgendetwas zur Nahrung für Menschen und Tiere wachsen soll. Jeder Quadratfuß Erde wird vom Menschen benutzt und jeder Baum ist zum menschlichen Nutzen gepflanzt. Nur in entfernten Bergschluchten, um einen Tempel oder in einem heiligen Bezirk, findet man Bäume, die aussehen, als ob sie von Natur dastehen und vom Menschen geschont werden.

Ferdinand von Richthofen, der größte Geograph der neueren Zeit, hat die Vermutung aufgestellt, die Vorfahren des heutigen chinesischen Volks seien von Innerasien her gekommen und hätten sich vom Weiho und mittleren Hoangho über die große Ebene ausgebreitet. Diese Vermutung ist geographisch so in der Natur der Verhältnisse begründet, daß nicht viel

darauf ankommt, ob außerdem noch die Stützen aus der chinesischen Sprach- und Geschichtswissenschaft so tragfähig sind, wie Richthofen glaubte. Die Urgrundlage der chinesischen Kultur ist das gewaltig große, zusammenhängende, vom jahreszeitlichen Regen getränkte Ackerland. Darin liegt ein vollkommener Unterschied von der alten vorderasiatischen Kultur. Selbst Babylonien und Ägypten sind nur große Oasen, die selber zur Wüste werden, sobald die vom Menschen eingerichteten künstlichen Bewässerungswerke versagen. China dagegen hat in der großen Ebene allein mehr Ackerland, als ganz Iran und Turan, Mesopotamien, Syrien und Ägypten zusammen besitzen.

Das Erste, wovon die chinesische Urgeschichte zu berichten weiß, ist die Bändigung der Ströme, deren Hochwasser das Land verwüsteten. Der Pflug, die Axt und die Wehrbauten der großen Könige der Vorzeit am Gelben Fluß haben die Ebene erobert. Die Chinesen haben keine Göttergeschichten und Heroensagen gleich den Ariern und Semiten, in denen der Kampf der Waffen und der Listen das Grundmotiv abgibt, sondern in China klingen aus der mythischen Epoche nur friedliche Erzählungen zu uns herüber von den Großen jener Zeit, die Ströme in ihre Bahn zwingen, die Menschen Häuser bauen und Felder bestellen, Fischfang, Märkte, Schriftzeichen und Feueranzünden lehrten.

Seid fruchtbar und mehret euch und füllt euer Land — das war der praktische Inhalt der alten chinesischen Geschichte während der Zeit, da die große Ebene unter den Pflug kam. Der Ackerbau als friedliche Kulturtat ist für das chinesische Empfinden noch heute das Ideale. Die Ackerscholle und die Ernte, die darauf erarbeitet wird, sind für die ungeheure Mehrheit im Volk Ausgangs- und Zielpunkt des Lebens. Es gibt aber keine zweite menschliche Beschäftigung, die ein so festes und dauerndes Band der Familienzusammengehörigkeit schmiedet, wie den Feldbau, und ganz besonders unter Ver-

hältnissen, wie sie in dem ursprünglichen und auch noch im heutigen China bestehen. So erklärt es sich, daß die Volksreligion der Chinesen und die religiöse Idee, die bei hoch und niedrig dieselbe Gewalt über die Vorstellungswelt des täglichen Lebens ausübt, der Glaube an die Familiengeister ist. Von der Festigkeit der chinesischen Familie und von der Einwurzelung des Ahnendienstes im Familiengefühl kann nur der einen Begriff haben, dem diese Dinge in China selbst nahe getreten sind. Alle Staatsgewalt, aller Gehorsam gegen die Beamten und gegen den höchsten Herren geht nicht nur in der offiziellen chinesischen Darstellung, sondern auch in der Tiefe des Empfindens selbst zurück auf den alles beherrschenden Grundsatz der Familienpietät: Ehrfurcht des Sohnes vor dem Vater, des Jüngeren vor dem Älteren. Dem entspricht ebenso der feste Glaube an die Verantwortlichkeit des Herrschers für das Wohlergehen des Volkes. Der Himmelssohn ist der Vater im weitesten Sinne, der unbedingte Gewalt übt, aber ebenso unbedingt Fürsorge dafür zu tragen verpflichtet ist, daß es dem Volk wohlgeht — so, daß der Chinese in nationalen Mißgeschicken, Hungersnot, Seuchen, Niederlagen gegen auswärtige Feinde, ein Urteil des Himmels über untüchtige Herrscher erblickt, die das Volk dann beseitigen kann.

✧

Geht in einen Gräberhain in Schantung, in Tschili, in Honan oder wo sonst ihr wollt! Betrachtet die unzählbare Menge der kegelförmig aufgeschütteten Hügel, unter denen das gemauerte Grab und der aus dicken Bohlen gefügte Sarg verborgen liegen; die steinernen Ahnentafeln, die Seelentempel, die Platten, wo den Geistern der Ahnen die symbolische Nahrung hingestellt wird! Vergegenwärtigt euch, daß es in ganz China mehr Gräber der Toten, als Wohnungen der Lebendigen gibt, daß jeder Schantungbauer vom alten Schlage lieber sterben würde, als von dem kleinen Ackerstück, das er bebaut, den Platz für ein neues Familiengrab verweigern! Dann werdet ihr empfin-

den, wie China auf diesen Pfeilern ruht: Ackerbau und Ahnenglauben. Man hat übertreibend gesagt, China sei das Land, in dem die Toten zuletzt den Lebenden den Platz fortnehmen würden. Darin steckt aber eine wahre Beobachtung. Wir gehen durch ein chinesisches Dorf, sehen das große und kleine gelbe Gewimmel in grobem, indigogefärbtem Baumwollstoff, wir blicken um uns und gewahren überall in der Nähe die Gruppen gepflanzter Pappeln, Weiden und Obstbäume, die die Lage der unmittelbar benachbarten Dörfer bezeichnen; wir vergleichen die Menge Land, die vielleicht auf dieses und jenes Dorf entfallen kann, fragen die Leute, wieviel Acker jeder im Durchschnitt bebaut, und wir fühlen es wie eine Erschütterung durch uns gehen, wenn wir erkennen: dies Land ist bis an die Grenze des Möglichen bevölkert! Es hat nichts als den Acker, womit es seine Kinder nähren kann! Lebte hier nur die Hälfte der Menschen, sie wären um vieles wohlhabender, denn sie hätten vom Ertrag ihrer Arbeit etwas übrig, um es dorthin zu verkaufen, wo man Brot braucht. Arbeitskraft ist genug da, um zweimal, dreimal so viel Land zu bestellen, aber das Land selbst ist in so kleine Stücke geteilt, daß die Ernte von einem jeden Stück nur ausreicht, um die Familie zu ernähren, wenn keine Dürre und keine Überschwemmung kommt. Ein Kind, das hier zuviel geboren wird, lebt nicht länger als bis zur nächsten Teuerung!

Prägt euch dies Bild in euer Gedächtnis und wandert in Gedanken durch das Land der vierhundert Millionen, von der großen Mauer bis nach Kanton, von Szetschuan bis Nanking! Denkt euch, daß es fast überall in China so aussieht und daß diese unvorstellbare Menge von Leben und Tod, Geburt und Grab, Not, Wimmeln, Drängen, Arbeiten um das tägliche Brot zusammengehalten, regierbar und gefügig gemacht wird durch zwei Gedanken von unvordenklicher elementarer Einfachheit: die Eltern zu verehren samt den Geistern der abgeschiedenen Vorfahren, und den Familienacker mit den Händen aller

Hausangehörigen unter der väterlichen Gewalt zu bestellen! Alles andere, was der Fremde sieht, der Handel in den großen Hafenstädten, der Luxus der reichen Kaufleute und hohen Beamten, die Beziehungen in Politik und Geschäft zum Leben der Westländer — im Vergleich zu der Arbeit der sechzig oder siebenzig Millionen Familien auf dem Acker und in den ursprünglichsten Handwerken, die alle zum Leben des Ackerbauers gehören, ist es nur Oberflächenschaum, Anhängsel eines primitiven Lebensprozesses, der sich räumlich und zeitlich ins Beispiellose dehnt, in einem Volk, das der Durchschnittseuropäer, wenn er ein paar Jahre in Schanghai oder im Gesandtschaftsviertel von Peking gelebt hat, womöglich noch weniger kennt, als wenn er nie einen Fuß nach China gesetzt hätte.

China ist jahrtausendelang bald in einem Staat geeint, bald wieder in Teilherrschaften aufgelöst gewesen, es hat äußere Feinde abwechselnd siegreich von sich abgewehrt und ist dann wieder ihre Beute geworden, um in kurzem die Fremdherrschaft in sich aufzusaugen und aufzulösen. Wissenschaften und Künste haben geblüht und sind in Verfall geraten, haben wieder geblüht und sind von neuem gesunken — aber noch nie, solange es ein chinesisches Volk und ein chinesisches Reich gibt, ist in ihre Kultur der Anstoß zu einer inneren Krisis ihres geschichtlich festgewordenen Wesens von außen her getragen worden. Jetzt zum erstenmal steht China vor dem Erlebnis, daß es durch das Herandrängen der abendländischen Nationen zur Umwertung seiner eignen alten Kulturwerte und zur Aufnahme von Elementen einer wesensfremden Zivilisation gezwungen wird. Die Eisenbahn hier in Schantung ist ein Fingerzeig dafür, wie die Verhältnisse im neuen China sich entwickeln werden, im kleinen wie im großen. Als sie noch nicht da war, konnte niemand Produkte anbauen, die weithin hätten transportiert werden müssen, wenn sie verwertet werden sollten. Jetzt kann der Bauer an der Bahn auf einem Stück seines Ackers statt des

Weizen und der Hirse, von denen er sich nährte, Erdnüsse oder Bohnen pflanzen, das Öl daraus verkaufen, für das Geld Brot erstehen, und er behält noch etwas für Dinge übrig, die ihm früher unerreichbar waren. Er kauft eine Lampe und eine Flasche Petroleum, die ihm auch mit der Eisenbahn gebracht werden. Er lernt das westliche Leuchtmittel brennen, und der Arbeitstag, der früher für ihn zu Ende war, wenn es dunkel wurde—welcher chinesische Bauer besaß Geld, um teures pflanzliches oder tierisches Öl in einer Lampe zu brennen! — er verlängert sich für ihn um soviel Stunden, wie die Flamme leuchtet. Diese unzähligen Millionen von Menschen sind hundert Geschlechter lang zur Ruhe gegangen, wenn die Sonne verschwunden war, und sind wieder aufgestanden, wenn sie von neuem emporstieg. Unsere Vorfahren brannten Kienspäne, die gibt es in dem waldlosen Lande nicht. Die Schantungbahn hat zwei Kohlenbergwerke aufgemacht und viele Tausende von Arbeitern herbeigerufen. Es werden noch viele Eisenbahnen in China gebaut und viele Bergwerke geöffnet werden, für Kohle, für Eisen und andere Metalle. Es werden Gießereien entstehen, Spinnereien und jede andere Art von Fabrikindustrie, die große Arbeitermengen an einem Platz vereinigt und festhält. Dann aber wird es unvermeidlich, daß die Bevölkerung sich zu bewegen, die Familieneinheit sich zu lockern anfängt — und wohin dann China treibt, wenn es keinen neuen Halt empfängt, das vermag niemand auszudenken.

Der Widerstand gegen die europäischen Reformen in China hat von der gewaltsamen Öffnung des Landes für das englische Opiumgift bis zum Edikt der Kaiserin-Regentin von 1905, das den Sturz des alten Studien- und Examenswesens und die Einführung der europäischen Wissenschaft befahl, noch nicht zwei Menschenalter gedauert. Der letzte Versuch, sich der Europäer durch Abstoßung mit Waffengewalt zu erwehren, war der Boxerkrieg. Dann kam die Erfahrung, daß die Japaner, die

verachteten Zwerge, durch die Annahme der westlichen Wissenschaft imstande waren, Rußland zu besiegen. Seitdem ist der Anbruch des Reformzeitalters entschieden, und wer die chinesischen Dinge während des letzten Jahrzehnts beobachtet hat, der wird heute über nichts so sehr erstaunt sein, wie über die Schnelligkeit, mit der die frühere Gegnerschaft gegen das fremde Wesen in einen Reformeifer umgeschlagen ist, der oft genug leidenschaftliche und unbesonnene Züge trägt. Wir alle, die wir gewohnt waren, die chinesischen Zustände mit dem Schlagwort von der Erstarrung zu bezeichnen, können uns nicht von dem Staunen erholen, das uns ergriff, als wir sahen, wie schnell im Bewußtsein Chinas die Reformfrage in die Höhe wuchs, und wie überstürzt sich die junge Generation in das unklare Gewässer wild durcheinander gärender Neuerungsgedanken hineinwarf!

Heute sehen wir alle, daß China in eine Epoche grundstürzender Neuerungen eingetreten ist. Die westliche Technik und Industrie, das westliche Kapital, die Energie, Schulung, Weltanschauung und Wissenschaft des Westens, seine Eisenbahnen, Maschinen, Telegraphen erschüttern und zerstören das alte chinesische Leben von zahllosen Punkten aus zugleich. Ungeheuer, sollte man denken, muß die innere Widerstandskraft eines solchen urgeschichtlichen Organismus, wie China, gegen fremde Einwirkungen sein! Das galt wohl für die Stürme, die das chinesische Leben bisher im Verlauf seiner Geschichte erfahren hat, aber heute ist China schwach gegenüber dem Westen. Die beiden Tragpfeiler der chinesischen Staats- und Gesellschaftsordnung, die Familie und der Ahnendienst, stehen und fallen mit dem durch Jahrtausende erhaltenen Lebensprinzip, das den Einzelnen unter der Autorität des Familienhaupts gehalten hat. Ist diese Grundlage erschüttert, so hört die innere Widerstandskraft gegen das Neue auf.

In dem Augenblick, wo die Öffnung Chinas für neue Geister deutlich wird, stürzt sich das Angelsachsentum mit Entschlossen-

heit, mit außerordentlichen Mitteln und mit der vollen Einsicht, worum es bei der chinesischen Kulturreformation geht, auf das Ziel, sich die Führung zu sichern. Von England und von Amerika wird gleichzeitig daran gearbeitet, die zukünftige chinesische Welt, soweit sie aufhören muß, chinesisch zu sein, zu einer angelsächsischen zu machen. Alles wird dafür getan, Schulen und Universitäten, Hospitäler und Druckereien, Zeitungskorrespondenzen und Ministerien werden eingerichtet. In diesen Tagen habe ich in Tsinanfu die Anlagen der protestantischen Universität von Schantung, ein anglo-amerikanisches Missionsunternehmen, besucht. Schöne Hospitäler, Fakultäten mit amerikanischen und europäischen Dozenten, ein weiter Komplex von Instituten und Wohnungen, schließlich ein großartiges Unterrichtsmuseum zeugen von der Kraft, mit der gearbeitet wird. Im Museum gibt es zwei Säle zur Vorführung von Lichtbildern über die westlichen Dinge. Im einen wird für die gebildete Gesellschaft gesprochen, im andern fürs Volk. In großen Räumen stehen Modelle berühmter Bauten in England und Amerika, von Straßenzügen und Hafenanlagen; daneben im gleichen Maßstab Chinesisches, um den Unterschied zu zeigen. Der Himmelsaltar in Peking steht als winziges Gebilde neben der Londoner St.-Pauls-Kirche. Aus allen Teilen der Vereinigten Staaten und Englands haben große Firmen ihre Maschinen und Apparate geschickt. Ganze Wandflächen sind bekleidet mit graphischen Darstellungen der wirtschaftlichen Größe, der Kriegs- und Handelsflotte, der Erzeugung von Baumwolle, Weizen, Petroleum, Steinkohle in England und Amerika. Hand in Hand erscheinen die beiden angelsächsischen Nationen. Manchmal ist auch, um ihre überragende Größe um so stärker zu verdeutlichen, etwas Deutsches, Französisches, Russisches in auffallenden Gegenbeispielen daneben gestellt. Der Chinese, der fähig ist, sich das alles erklären zu lassen, und es sehr geschickt erklärt bekommt, verläßt das Museum mit dem Eindruck: Wer unter

den Westvölkern kann etwas gegen dies England und dies Amerika!

Ein anderes Bild: In einer Seitenstraße von Tsinanfu ein bescheidener Hof, ein kleines Haus. Darin gibt ein junger deutscher Oberlehrer vierzig chinesischen Jünglingen Unterricht im Deutschen. Neben dem Unterrichtszimmer ein winziger Raum, in dem Wandkarten und Wandzeichnungen, ein paar bescheidene Apparate und einige Bücher stehen. Der Lehrer kauft sich für sein Geld Zeichenpapier und Buntstifte, spannt abends beim Schein der Lampe das Papier auf den Tisch und müht sich nach der Unterrichtslast des Tages, noch die Figuren aufzuzeichnen, die den Schülern veranschaulichen sollen: auch Deutschland kann sich neben England und Amerika sehen lassen!

Was soll man sagen! Der Unterschied der Mittel, die aufgewandt werden, ist so überwältigend, der Eindruck, daß wir überhaupt noch nicht wissen, nicht begriffen haben, wieviel Kräfte wir nach China schicken müßten, ist so vollkommen niederdrückend, daß der Besucher, der die anglo-amerikanische Arbeit und die dürftigen deutschen Anfänge gesehen hat, nach Hause kommt und nur immer die Frage wiederholt: wo soll das hinausführen, wenn man bei uns nicht umlernt!

Wir Deutsche müssen begreifen, daß niemand so wie wir von der Natur dazu bestimmt ist, China zu helfen. Wir sind so weit von China entfernt, wir grenzen, anders als England, Rußland, Frankreich, Japan, so wenig an chinesisches Gebiet, daß für uns weder die Versuchung noch die Möglichkeit besteht, etwas davon an uns zu bringen. Es ist derselbe Grund, weswegen wir auch die natürlichen Freunde und Verteidiger der Türkei sind. Alle anderen wollen Stücke für sich abreißen; uns ist am besten gedient, wenn Chinesen und Türken stark genug sind, sich selbständig zu halten, und unter den Nationen, die sich als Förderer anbieten, diejenige zu wählen, die innerlich am besten dazu befähigt und am wenigsten von Eigennutz getrieben ist. Wie oft habe ich an eine Unterhaltung

mit einem gebildeten Chinesen denken müssen, der lange in Deutschland studiert hatte und mir immer von neuem sagte: in eurem Staat und bei eurem Volk werden wir am ehesten finden, was wir brauchen, denn ihr seid ein Volk und ein Staat der Ordnung und Wissenschaft, und eure Gelehrten lieben es, fremden Sprachen und fremdem Wesen mit Geduld nachzugehen! Diese Vorstellung: Deutschland ist ein Land, mit dem man sich ernsthaft beschäftigen muß, ist mir mehr als einmal in China unter den höher Gebildeten begegnet. Jetzt habe ich sie hier wieder bei einem ausgezeichneten Manne getroffen: Sun-pao-tschi, dem Gouverneur der Provinz Schantung, mit dem ich mich heute über ein etwas merkwürdig scheinendes Thema unterhalten habe — Einrichtung chinesischer Mädchenschulen mit deutscher Hilfe!

Das Sprichwort, daß der Mensch stets zu seiner früheren Liebe zurückkehrt, kann anscheinend auf allerlei Wegen wahr werden. Ich habe jahrelang auf einer sogenannten höheren Töchterschule unterrichtet und es immer bedauert, daß die Schülerinnen, sowie sie anfingen, auf der Oberstufe Züge von Verständnis für diesen oder jenen Stoff zu zeigen, fortgenommen wurden (jetzt wird ja das teilweise langsam anders), weil die Eltern meinten, sie hätten genug gelernt. Dann fing ich an, Bücher über Weltpolitik zu schreiben; half für die Farmer und Kaufleute in Südwestafrika sorgen, daß sie nach dem großen Aufstand der Hereros und Hottentotten eine Entschädigung für ihre Verluste erhielten; war in Innerafrika, in China und in der Türkei darauf aus, Studien für das kommende größere Deutschland zu machen — und jetzt bin ich mit einem Mal in China wieder bei der Mädchenschule!

Es mag merkwürdig klingen, auf solche Weise den Aufgaben Deutschlands hier im fernen Osten dienen zu wollen, aber man ist bereit, gerade in dieser Sache uns zu rufen, und ich glaube, es ist ein guter Weg, wenn wir uns daran machen, die zukünftigen Frauen und Mütter dieses Volkes erziehen zu

helfen, dem wir doch nicht nur Maschinen verkaufen und Anleihen geben, sondern dem wir vor allen Dingen auch innerlich nahe kommen wollen. Das alte China ist wie alle antiken Staaten ein Männerstaat gewesen. Das ist die herrschende chinesische Auffassung auch noch heute. Die zukünftigen Frauen wurden zu Gehorsam und häuslicher Geschicklichkeit erzogen. Man kennt die wunderlich-barbarische Sitte der Fußverkrüppelung beim weiblichen Geschlecht in China. Woher sie stammt und welcher Gedanke ihr ursprünglich zugrunde liegt, ist umstritten, jedenfalls aber bedeutet sie sachlich eine Herabwürdigung der Frau. Auch auf geistigem Gebiet hat bisher eine dem Fußbinden ähnliche Verkrüppelung der heranwachsenden Mädchen geherrscht, denn der einzige Gesichtspunkt für ihre Entwicklung war der, daß sie von früh an auf die eigene Persönlichkeit zu verzichten hätten, um sich bei der Verheiratung widerstandslos ihrer neuen Familie einzufügen. Jetzt fangen gebildete Chinesen unter dem Einfluß der westlichen Berührungen selber an, dem Fußbinden zu widersprechen. Es gibt einen Bund der Himmelsfüße, zu dem nicht nur Frauen europäischer Missionare in China, sondern neuerdings auch Chinesen von Bedeutung gehören. Er will die Füße der Mädchen so lassen, wie sie der Himmel geschaffen hat; daher der Name. Noch mehr, es gibt auch hochgestellte Männer in China, die den neuen Gedanken zu begreifen imstande sind, daß geistige Bildung etwas ist, woran auch die Frauen teilhaben sollten.

Als ich diesmal nach China kam, sprach ich in Peking mit dem Kriegsminister Jin-tschang und einigen bedeutenden Literaten über Mädchenunterricht. Sie waren dafür, wenn auch mehr unter praktischen Gesichtspunkten: es sei gut, wenn eine Frau ihr Haus selber verwalten und den Ihrigen einen Genuß bereiten könne; dazu dienten Rechnen, Schreiben, Musik. Die kleine Tochter des Gouverneurs Sun-pao-tschi hat uns hier ein Klavierstückchen vorgespielt, bevor es zu Tisch ging. Daß der Gouverneur den Besuch durch seine Kinder begrüßen ließ,

war eine Liebenswürdigkeit, die andeuten sollte, daß die vorhergegangene offizielle Unterhaltung über die Frage, ob eine deutsch-chinesische Mädchenschulgründung auf Sympathie der Behörden rechnen könne, bejahend erledigt war. Nach Tisch führten mich die Söhne und Neffen des Gouverneurs durch den Yamen und zeigten in dem alten schönen Garten an einem steingefaßten Lotusteich den Pavillon, wo die Töchter Sun-pao-tschis mit einer Anzahl Mädchen aus vornehmen Familien in Tsinanfu zusammen unterrichtet wurden.

Der gegenwärtige Gouverneur von Schantung ist einer der gebildetsten Männer des Reichs. Er ist klassischer Confucianer, kennt aber viel von Europa und überblickt das Problem der chinesischen Kulturreform in seiner ganzen Schwere und Notwendigkeit. Es gibt nichts Schwierigeres, als eine Aufgabe wie diese. Sie ist schwer aus äußeren Gründen, wegen der ungeheuren Größe des Reichs, seiner zahllosen Bevölkerung, der geringen Aufgeschlossenheit des Innern, der Unmöglichkeit, so schnell wie es wünschenswert wäre, die großen erforderlichen Mittel und vorgebildeten Hilfskräfte zu beschaffen. Diese Schwierigkeiten sind aber nicht einmal die größten. Auch wenn man Wege finden könnte, sie alle zu beseitigen, so bliebe die geistige Scheidewand übrig, die von Anbeginn der Entwicklung das chinesische und das abendländische Wesen voneinander trennt und die seit Jahrtausenden höher und stärker geworden ist. Der Chinese glaubt fest, daß ihm kaum etwas anderes fehle, als die überlegene Kriegs- und Maschinentechnik des Abendlandes, um die gewalttätige Überlegenheit der Europäer auszugleichen. Wer einem vornehmen Chinesen in der Unterhaltung gegenübersitzt, das Innere eines guten Hauses sieht, chinesische Baukunst oder alte kunstgewerbliche Plastik vor sich hat, und als den geistigen Hintergrund all dieser Dinge das confucianische Ideal einer sittlich verfeinerten Kultur seelischer Schönheit überdenkt, in seiner dem gebildeten Chinesen gegenwärtigen Größe — der begreift, daß die Proben von Europa,

die China bisher kennen gelernt hat, nicht dazu angetan waren, das Chinesentum von innen heraus zu überwinden. Auch bei uns hat die große Mehrzahl der Gebildeten keine rechte Vorstellung davon, daß China eine geistige Kultur von schwer zu begreifender, geschichtlich tief eingewurzelter Eigenart besitzt, die das chinesische Dasein bis auf den heutigen Tag getragen und ihren Einfluß über ganz Ostasien herrschend ausgebreitet hat. Wer will diese Schwierigkeiten von hüben und drüben überwinden? Wer will die eine und die andere Seite lehren, daß der Anfang des Guten die Bereitschaft sein muß, sich gegenseitig zu erforschen und zu begreifen?

✧

Zum Abschied von Tsinanfu bin ich noch einmal mit einem der Hausboote, auf denen man sich Tee servieren und chinesische Musik vormachen lassen kann, auf dem Lotussee spazieren gefahren, den diese Stadt als besondere Merkwürdigkeit in ihren Mauern birgt. Der ganze Wasserspiegel ist bedeckt von wucherndem Lotus. Tempel und Pavillons mit breiten Marmortreppen umgeben den See, alte Bäume beschatten die Bauwerke an seinem Ufer. Vormittags ist es hier so einsam, wie im Hain des Himmelsaltars in Peking. Am Abend belebt sich das Wasser von jungen Leuten und Familien, und Boot an Boot wird zwischen dem dichten Blättergewirr des Lotus von den Dienern gerudert und gestoßen. Pauken und Geigen klingen durch die Dämmerung, Feuerfrösche knattern, Raketen steigen auf. Jung- und Altchina mischt sich, und die Stimmung gehört der Lust des Augenblicks. Wie lange aber noch, und das Neue, das Unbekannte, das über das alte Mittelreich heraufzieht, wird in alle diese Schicksale greifen, vom Kuli, der das Boot schiebt, bis zum reichen Handelsherrn und zum Tautai, der die Steuern oder die Schulen der Provinz verwaltet! Wo wird dann die Wirkung des deutschen Geistes an dem Vierhundertmillionenvolk zu spüren sein?

Als ich heute mittag mit dem Gouverneur über das Reform-

problem sprach und die Rede zu der gefährlichen Lage in Szetschuan und am Jangtse gelangte, äußerte er zu mir ein Wort von wahrhaft klassischer, confucianischer Einfachheit und Größe: *Auf den Opfern und den Waffen ruht der Staat*' Das heißt, China darf bei der Kulturreformation, die es durchzumachen hat, nicht den geschichtlich-sittlichen Zusammenhang mit seiner Vergangenheit einbüßen, und alle andere Mühe ist ohne Ausbildung der nationalen Wehrkraft doch vergeblich. Die *Opfer* bedeuten die überlieferte moralische Kultur des Confucianismus. Dies alte Kulturprinzip wird sich mit dem neu herankommenden abendländischen auseinanderzusetzen haben, und die Synthese aus beiden wird der Lebensgeist des zukünftigen Chinas sein.

Auf den Opfern und den Waffen ruht der Staat! Wer über dies Wort des chinesischen Staatsmannes nachdenkt, erkennt etwas für unsere Aufgabe an China sehr Wichtiges: ein Stück *innerer Verwandtschaft* zwischen der *confucianischen* Staatsgesinnung und der *unserigen*. Für Confucius wie für unsere deutsche idealistische Philosophie ist der Staat das Absolute, dem wir die vollkommene Hingabe unserer Kräfte schulden, sobald sie gefordert wird. Der Pflichtgedanke gegenüber dem Staat ist uns der höchste, den wir, vom Gebiet des Religiösen abgesehen, überhaupt kennen, und die confucianische Weltanschauung setzt sogar persönliche Sittlichkeit gleich Staatsgesinnung schlechthin: durch Selbstvervollkommnung erhält der „Edle" gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit und Zucht auf Erden!

Ganz anders die angelsächsische Denkweise. Bei ihr kommt nicht der Staat zuerst, sondern zuerst kommt die Freiheit des Einzelmenschen für seine egoistisch-wirtschaftliche, sittliche oder kulturelle Betätigung. Umgekehrt wie beim deutschen oder chinesischen Staatsidealismus ist hier der Staat das Bedingte und die Betätigungsfreiheit des Individuums das Absolute. Diese Anschauung ist für Länder von der politisch geschützten

Lage Englands und Nordamerikas begreiflich; sie nach Deutschland hinüberzupflanzen, geht aber nicht an, weil der ungeheure politisch-militärische Druck, in den wir bisher seit unserer Konsolidierung mit wachsender Stärke gefaßt worden sind, die Unterordnung des Einzelnen unter das Staatswohl als das absolute politische Gut zwingend fordert. Ähnlich steht es mit China.

Der Unterschied zwischen dem modernen deutschen und dem chinesischen Denken über den Staat ist der, daß für Confucius die Pietät — denn das besagen die „Opfer" — das staatserhaltende Prinzip ist, für uns aber die Disziplin, als Ausfluß des kategorischen Pflichtbegriffs. Zwischen diesen beiden Auffassungen ist eine fruchtbare Synthese möglich, zumal unter den gegenwärtigen Verhältnissen wachsender äußerer Bedrängnis für das alte Mittelreich. Dagegen kann die Einführung des angelsächsischen Denkschemas in den wesensverschiedenen chinesischen Geist hier bloß zersetzend wirken. Wir unsererseits werden aber auch nur dann wirklich imstande sein, China von innen heraus zu helfen, wenn wir an Beispielen dieser Art begreifen, wie wichtig es ist, vor allen deutsch-chinesischen Plänen und Experimenten die confucianische Weltanschauung zu kennen. Aus dem Wort Sun-pao-tschi's, — auf Opfern und Waffen ruhe der Staat, — leuchtet das hell hervor, und darum nehme ich mir den Spruch als Omen zur Heimkehr aus China und zur Arbeit für das deutsch-chinesische Verständnis!

Fünftes Kapitel:

Afrika

Landesrat 1909

Nubuamis bei Windhuk, zu Pfingsten.

Wenn ich die Auasberge dort vor mir in ihrer Abendpracht malen könnte, wer zu Hause würde mir glauben, daß es so leuchtende Schönheit in Südwestafrika gibt! Wer immer dies Land öde schilt, der kennt es nicht — und wer über die Menschen hier aburteilt, der sollte auch erst sehen, was sie fertig bringen. Unser Landesrat hat getagt, der erste, den Südwest je erlebt hat. Man war ängstlich mit dieser Einrichtung gewesen, weil die Herren oben noch kein rechtes Vertrauen zu dem Gefühl der Landesvertreter für ihre Verantwortlichkeit hatten. Das war überflüssig. Ich habe alle Tage dabei gesessen und mir gesagt: so also sieht der Anfang aus für den Aufbau unseres zukünftigen kolonialen Charakters! In den Sitzungsprotokollen dieses kleinen Parlaments wird man später einmal blättern, wenn ein Bild unsrer überseeisch-nationalen Entwicklung gezeichnet werden soll.

Wie freue ich mich, gerade die Anfänge des neuen Südwestafrika zu erleben, nachdem ich das Ende des alten erlebt habe! Ich sehe, wie aus engen schwierigen Anfängen ein neuer und kräftiger deutscher Typ entsteht. Das größte moralische Aktivum der Kolonisten hier ist ihre Liebe zum Lande. Wie spröde, wie abschreckend selbst kann dies Stück afrikanischer Natur sich dem Ankömmling zeigen! Kein Wunder, wenn bei manchem das Urteil über die Kolonie bis zuletzt ein Vorurteil bleibt. Er gibt seine mißvergnügte Gastrolle und schüttelt am Ende den Staub von seinen Füßen — aber derer, bei denen aus Arbeit und Erfolg, aus der herben und doch festhaltenden Art unseres Bodens die rechte Liebe zu ihm hervorwächst, sind doch viel mehr!

Morgen muß ich wieder hinunter zur Küste. Vielleicht ist

die Zeit nicht mehr so fern, wo man vom Oranjefluß bis zur Etoschapfanne reiten und, wenn man will, jede Nacht unter einem Dache schlafen kann. Für mich, wenn ich wiederkomme, wird es die richtige Begrüßung mit Südwest doch immer erst gewesen sein, wenn ich mich die erste Nacht auf die Fellecke unter dem Dornbusch gestreckt habe, die afrikanische Sternenwelt über mir und den Sattel als Kopfkissen. Wie ich diese Natur liebe! Ich bin hierher geritten, um noch einmal zum Abschied von der Höhe bei Nubuamis das Auasgebirge im Feuer des Sonnenunterganges zu sehen. Erst kommt ein gelbrot brennendes Vorlicht, und dann ergießt sich eine Welle von violettrotem Purpur über die ganze Länge der Bergmauer: ein so unbeschreibliches Schauspiel, daß kein Versuch imstande ist, es zu schildern. Es dauert nur wenige Minuten, die Zeit, wo die Sonne sich gerade anschickt, unter den Horizont zu tauchen. Wenn es zu Ende geht, so dunkeln die blauen Schatten zwischen den rotbestrahlten Hängen immer tiefer, und mit dem Augenblick, wo der letzte Sonnenstrahl verschwindet, tönt plötzlich das ganze Bild sich fahl und rückt gleichsam ein Stück in die Ferne.

Dies ist nun schon das zweite Mal, daß ich nach meinem ersten Abschied Ende 1906 wiedergekommen bin. Es wird lange nicht das letzte Mal sein, denn ich kann mir keine Wendung in meinem Leben denken, bei der meine Anhänglichkeit an dies Land schwände. Hier habe ich zum andern Mal Heimatsgefühl gewonnen. Im baltischen Land bin ich geboren und aufgewachsen, in Südwestafrika habe ich eigne Arbeit an einem werdenden Stück neuen Deutschtums tun können.

Warum ich nach mehr als drei Jahren Arbeit fortging? Weil ich nicht verstehe, meine eigenen Gedanken schlafen zu schicken, wenn man statt ihrer bloße Referatsverwaltung von mir verlangt. Darum fand man, ich tauge nicht als Beamter. Möglich, daß man damit recht hatte. Aber wo man mich nicht so brauchen kann, wie ich bin, da kann ich keine

ehrliche und gute Arbeit tun. Leb wohl, Windhuk, leb wohl, Gebirge, lebt wohl, ihr Farben — bald bin ich wieder bei euch, ihr leuchtet über festgegründeter deutscher Zukunft, an der ich mitschuf!

Bamilkeland 1907

Nordwestkamerun, am 25. Januar

Endlich das Waldland hinter uns! Endlich heraus aus dem Gebiet der Schluchten, der Täler und des beständigen Auf- und Abkletterns! Der Aufstieg auf die Höhe von Innerkamerun ist überwunden! Hier oben ist Grasland. Langsam fließen die Gewässer, breite schwarz gefärbte Sumpfstreifen statt der Ufer, durch die Talsenkungen, auf beiden Seiten begleitet von üppigen Beständen der graugrünen Raphiapalme. Primitive Brücken, aus Baumstämmen und den kolossalen Blattstielen der Raphia gebaut, überqueren die Sümpfe und Bäche. Verwitternde Gneisblöcke und glatte, graue Felswölbungen erheben sich aus den hohen Grasmassen zu beiden Seiten des Weges. Plötzlich verschwinden der Gneis und der magere rotgelbe Laterit, zu dem er sich zersetzt, und von neuem breitet sich eine ein vulkanische Decke über das Land aus, mit fetter, brauner, toniger Erde als Verwitterungsprodukt, wie in dem Urwald zwischen dem großen Kamerunberg und dem Manenguba. Von da an, wo dieser Boden beginnt, ist im Bamilkegebiet kaum noch ein unangebautes Stück Land zu sehen. Von jeder Höhe öffnet sich der Blick in die weite, sonnige Mulden- und Hügellandschaft mit vielen Dörfern und unabsehbaren Feldern.

Zwischen den Feldern laufen die Wege durch kilometerlange Galerien lebender Zäune. Man kommt in ein Dorf — alles wie ausgestorben. Das Land ist erst seit kurzem aufgeschlossen, und selbst die Männer haben noch große Scheu vor den Weißen. Mein Soldat macht sich auf, den Häuptling

zu suchen, damit Verpflegung gekauft werden kann. Nach einer Weile kommt er und bringt ihn. Der „King" wird gut behandelt und faßt allmählich Zutrauen. Er macht einen recht wilden Eindruck: über und über mit Rotholzpulver eingerieben, mit spitzgefeilten Zähnen, kleinem Lendenschurz, mächtige Muskulatur! Allgemach kommt das Essen, grüne Bananen, eine Menge Planten, fünf Eier in Bananenbast gebunden, ein junges Schaf, ein Huhn. Unter meinen Trägern sind ein paar krank, und die meisten Leute sitzen gedrückt da. Sie stammen aus dem feuchten Urwald in der Tiefe, und jetzt, wo wir auf dem Hochland sind, scheint ihnen das ungewohnte Klima nicht zu bekommen.

Hier kann es nachts für tropische Verhältnisse bitter kalt werden, und die Träger aus dem heißen Waldland leiden darunter; für den Europäer ist es umgekehrt eine wunderbare Erholung, die Morgenkühle zu erleben. Man fängt den Tag mit einem Gefühl der Frische und des Gestärktseins an, wie es sonst in den Tropen unbekannt bleibt. Die Landschaft zeigt schon seit mehreren Marschtagen einen eigentümlichen Charakter, gleich einem Gemisch von Park und Ackerfeld. Die Felder werden hier eingezäunt und die Zaunpfähle schlagen Wurzeln, grünen und wachsen sich zu Bäumen aus. So entstehen Baumreihen, die das Land in viereckige Felder teilen. Dazwischen siedelt sich etwas Busch an. Junge Zäune bringen niedrige Streifen von Grün ins Gelände; von früheren, jetzt längst geschwundenen Einfriedigungen sind einzelne hundertjährige Riesen übrig geblieben.

Die Morgenwanderung durch das sonnenbeschienene, grüne, bebaute, baumbewachsene Hügelland ist herrlich: Dörfer über Dörfer, Luftstimmung und Wärme wie zu Hause an einem schönen Junitag. Der Wind geht frisch und doch milde, die Stimmung in der Karawane ist munter, und auch den Kranken geht es wieder besser. Alle Hügel tragen Feldanlagen, die Hänge oben frisch beackert; weiter nach unten zeigt sich eine

wunderbare Mannigfaltigkeit von grünen Schattierungen: Plantenhaine, alte und junge Baumreihen; mächtige Laubkronen. Alles fließt in bläulich schimmernden Duft zu dem Bild einer ganz eigentümlichen Ackerbau- und Kulturlandschaft zusammen.

Heute früh hatten wir in einem der prächtigen Baumkorridore mit einzelnen hohen, ganz alten Baumkronen im Schatten Halt gemacht und saßen zufrieden da, in gehobener Stimmung über den prächtigen Marsch. Die Träger hockten und kauten an den gekochten Maiskolben, die sie von gestern als Wegzehrung mitgenommen hatten, die Boys neckten sich und jagten umher, und wir beiden Europäer sprachen bei Schokolade, Zigaretten und kaltem Tee, dem üblichen Marschgetränk, über das merkwürdige Beieinander dichter Bevölkerung, hochentwickelten Ackerbaus, guter Gerätekultur und primitiver Wildheit in anderen Dingen. Seit wir das Grasland betreten haben, ist kein Weib und kein Kind zu sehen gewesen, außer von ferne! Hier und da sah man, wie die Frauen, ganz unbekleidet, einzeln oder zu mehreren nebeneinander gebückt mit der Hacke das Feld bestellten, aber kaum gewahrte eine von ferne die Karawane, so rannten sie allesamt im Augenblick davon und versteckten sich!

Während wir auf unseren Feldstühlen saßen und in die leuchtende Landschaft hinausblickten, trug der Wind aus einem Dorf in der Ferne die lang gezogenen schrillen Töne einer Totenklage herüber. Jemand war gestorben, und die Weiber erhoben nach der Sitte mit tagelangem Geschrei die Klage. Das war wie eine Erinnerung daran, von wieviel Übeln, die der flüchtige Reisende kaum wahrnimmt, deren Tiefe er nicht ahnt, das Leben der Eingeborenen Afrikas geschlagen ist! Das Land, auf das wir hinausblicken, ist angebaut und bevölkert, es ist von einem günstigen Himmel mit aller Fruchtbarkeit beschenkt, die es gibt, aber kein Pflug geht durch die fette Erde. Alle Feldarbeit wird von Weibern mit der Hacke

getan, dem ursprünglichsten Gerät, das der Mensch erfand, um den Acker zu bebauen; kein Rind zieht einen Pflug, denn hier gibt es Tsetse! Die Tsetsefliege hat von Anbeginn der menschlichen Entwicklung im tropischen Afrika die Züchtung des Haustiers unmöglich gemacht, mit dessen Gebrauch anderswo der erste Kulturaufstieg einsetzte: des Rindes! Wenn wir uns eine Vorstellung davon machen wollen, was die Menschheit im ganzen ohne ihre gezähmten starken Gehilfen aus der Tierwelt wäre, dann müssen wir auf Afrika sehen.

Was ist die Tsetse? Ein unscheinbares Insekt, eine Fliege, aber dieses Kleinwesen entwertet das Leben eines Erdteils! Da wird viel unter uns von Aufschließung, Entwicklung, Kultivierung Afrikas, von Schutz und Hebung der Negerrasse, von Plantagen, Eisenbahnen und anderen Forderungen der Kolonialpolitik geredet, aber wieviele wissen, daß alles Geplante so lange nur den halben Erfolg haben kann, wie es uns nicht glückt, der Tsetse Herr zu werden? Erst wer sie besiegt, der gewinnt das größte, das unbestreitbarste Anrecht an Afrikas Zukunft.

Die Tsetsefliege nimmt bei ihrem Stich mit dem Blut erkrankter Rinder und Pferde ein winzig kleines, dem unbewaffneten Auge nicht sichtbares feindliches Lebewesen in sich auf und überträgt dies, wo sie sich wiederum zum Blutsaugen niederläßt, auf gesunde Tiere. In deren Adern vermehren sich die tödlichen Organismen und verderben den Körper, den sie befallen haben. Das ist die Ursache dafür, daß Afrika von Urzeiten an ein Gebiet minderwertiger menschlicher Kulturentwicklung gewesen ist. Nur wo die Tsetse in hochgelegenen kühlen oder trockenen Gebieten ungünstige Lebensbedingungen findet, bleibt ein Stück Afrika frei von der Plage, aber diese Gegenden sind gleich Inseln im Meere von verseuchten Gebieten umgeben und durch sie abgeschnitten von der Verbindung mit der außerafrikanischen Welt, die keine Tsetse kennt.

Wer beim Marsch durch die Urwaldregion im Kameruner Küstenland, wo wir uns gleichsam auf dem Grunde eines

unermeßlichen Ozeans von üppiger Vegetation fortzubewegen glauben, den Baumwuchs des tropischen Westafrika kennen gelernt hat, der meint: welch wunderbare Fruchtbarkeit muß dazu gehören, das alles hervorzubringen! Falsch gefolgert. Es gibt in Afrika weder sehr viele, noch sehr große wirklich fruchtbare Gebiete. Fruchtbar sind vulkanische Böden in vorgeschrittenen Stadien der Verwitterung, viele Schwemmlandböden, hier und da auch die durch Zersetzung des anstehenden Gesteins an Ort und Stelle gebildeten Rot- und Gelberden, aber diese lange nicht alle. Die starke Feuchtigkeit, die intensive Sonnenbestrahlung und die Anpassung der Vegetation an den Nährboden können zwar einen Wald von turmhohen Bäumen und ein undurchdringliches Unterholz hervorbringen, aber wenn die Eingeborenen diesen Wald roden, um Pflanzungen anzulegen, so dürfen sie, auch wenn der Boden gleich anfangs reichlich mit der Asche des Baumbrandes gedüngt ist, nicht lange auf Ertrag rechnen. Bald heißt es: weitergehen und ein neues Stück Wald umschlagen! Düngung könnte wohl helfen, aber dazu bedürfte es der Rinderhaltung, und die ist wegen der Tsetsefliege nicht möglich. Also muß der Neger die bestellte Fläche stets wechseln, und daher entsteht ein unverhältnismäßig großer Landbedarf. Die Hauptsache aber ist, daß der Boden mit der Hacke bestellt wird, und bei allen primitiven Völkern ist die Hacke Weiberwerkzeug. Der körperlich überlegene Mann spart sich die Arbeit und legt sie den Weibern auf. Davon geht eine unendliche Schädigung für der Kulturfähigkeit der schwarzen Rasse im ganzen aus.

Dieser Tage sah ich unterwegs von ferne im Schatten eines Buschrandes eine Anzahl bewaffneter Männer sitzen. Was tun die Leute da, worauf passen die auf, fragte ich meinen Soldaten. Irgendwo in der Nähe, antwortete er, werden Weiber auf dem Felde arbeiten, und die Männer sehen zu, daß sie nicht geraubt werden! Auch in Ostafrika habe ich es beobachtet, daß auf diese Weise nach den Weibern gesehen

wurde. Nur ausnahmsweise arbeiten die Männer selbst auf dem Felde. Bei unseren Vorfahren in ihrer asiatischen Urheimat ist das einmal ebenso gewesen. Solange, wie man das Rind noch nicht zu zähmen verstand und den Pflug nicht kannte, mußte das Weib den Boden umhacken und der Mann ging auf die Jagd oder in den Krieg. Weiber zu rauben, war darum immer ein Vorteil, und in Afrika ist es meistens noch heute so. Der Neger sieht das Weib, solange es jung ist, vor allen Dingen als Geschlechtswesen an, außerdem als Arbeitstier, und je mehr Weiber ein Schwarzer hat, desto mehr kann er für sich arbeiten lassen, Feldfrüchte bauen, Stoffe weben, Geräte machen. Weiberkauf ist geradezu Kapitalsanlage. Wer mächtig genug ist, braucht keine Weiber zu kaufen, sondern fordert sie oder läßt sie rauben. Darum laufen die Bamilekeweiber auch alle fort, sowie sie uns sehen.

Ferne vom tropischen Afrika, dort, wo zuerst das Rind vor den Pflug gespannt wurde, geschah die große Wendung unserer Kulturgeschichte, in der durch die Zähmung des Rindes die Frau befreit wurde! Alle Folgen, die sich bei den Völkern des asiatischen und mittelländischen Kulturkreises hieraus ergaben, mußten bei der schwarzen Rasse ausbleiben, weil Afrika die Tsetse hat. Wir zu Hause können uns nicht gut vorstellen, wie Kinder ohne Milch aufgezogen werden sollen! Wo es aber keine Kühe gibt, da gibt es auch keine andere Nahrung für die Kleinen, als die der eigenen Mutter, und die reicht nur in der frühesten Lebenszeit ohne weiteres aus. Wie oft habe ich hier gesehen, daß Säuglinge mit Bananen, mit zähem Hirsebrei oder mit übelriechendem gegohrenen Maniok gestopft wurden! In der Hauptsache bemühen sich die Mütter aber, ihre Kinder möglichst lange zu stillen: bis zu zwei Jahren. Damit das möglich ist, müssen neue Schwangerschaften vermieden werden. Die Frauen halten sich also, sobald sie ein Kind haben, vom Manne fern — eine der Hauptwurzeln der Vielweiberei.

Der Fortschritt der Kultur hängt für Afrika an der Beseitigung des Tsetseübels. Mit dem Ochsenwagen ist lange vor dem Eisenbahnzeitalter halb Nordamerika, ist ein großer Teil von Südamerika und ist jahrhundertelang ganz Südafrika kolonisiert worden. Im tropischen Afrika heißt es jedoch: Trägerkarawane oder Eisenbahn! Unmöglich aber kann man überall mit einem Schienenstrang hinein, und wo der fehlt, da bestimmt die Kraft der Träger, die sechzig Pfund auf dem Kopf oder auf dem Rücken schleppen müssen, jede Dauerleistung im Vorwärtskommen und Verkehr. Man muß selbst gesehen haben, wie eine ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und halbwüchsige Mädchen, jahraus, jahrein auf den Karawanenwegen Kautschuk zur Küste und Handelsgüter ins Innere schleppt, um zu begreifen, zu welch einer Volksverwüstung dies afrikanische Trägerwesen überall dort wird, wo der Verkehr stärkere Anforderungen stellt.

Von wo auch immer wir uns dem heutigen Zustande Afrikas nähern, überall stoßen wir auf denselben Fluch, den die Natur dem schwarzen Erdteil auferlegt hat: die Tsetse! Erst wer Afrika kennt, weiß zu ermessen, daß wir zu aller modernen Technik und zu der ganzen Höhe unseres geistigen Erlebens und Schaffens nie gelangt wären, wenn nicht vor ungezählten Jahrtausenden im Innern Asiens in einem menschlichen Gehirn der Gedanke gekeimt hätte, eingefangene Wildrinder in der Gefangenschaft sich fortpflanzen zu lassen und sie als Gehilfen der menschlichen Arbeit zu zähmen!

Wenn unsere Frauen nach Afrika kämen und sich recht umsähen, wahrlich, hier würden sie eine Ahnung davon bekommen, was ihr Geschlecht den ältesten und bravsten Gehilfen des Menschen, den „schwer dahinwandelnden Rindern" verdankt! Keine Kultur ist denkbar ohne die ursprüngliche Befreiung der Frau. Hätte aber dort, wo die Anfänge zur höheren Entwicklung unseres Geschlechts lagen, ein Insekt wie die Tsetsefliege existiert, so ständen wir alle vielleicht heute noch auf der Kultur-

stufe, wie hier die Schwarzen im Bamilkeland mit den spitzgefeilten Zähnen und dem verschwenderisch eingeriebenen Rotholzpulver auf der ölgetränkten Haut.

Wie oft habe ich mich auf meinen Reisen in Afrika gefragt, was wir Deutsche, die wir unter den Kolonialvölkern zuletzt gekommen sind, den Negern Gutes, Besonderes zu bringen haben? Kolonialpolitik ist an sich ein Geschäft zum Nutzen des kolonisierenden Volks, aber können wir dabei ein gutes Gewissen haben, wenn nicht auch wir den Schwarzen eine wirkliche Verbesserung, eine Hebung ihres Lebens bringen? Freilich kann man sagen, daß unsere Art, die Eingeborenen zu behandeln und zu erziehen, mag sie auch als straff gelten und mag auch nicht jeder einzelne im afrikanischen Leben die volle Pflicht der Verantwortlichkeit verstehen, im ganzen doch den besten Weg zum Vorwärtsbringen der schwarzen Rasse darstellt. Gut, aber wir müssen Größeres schaffen! Glückt es der deutschen Wissenschaft, den Weg zur Bekämpfung des Tsetse-Unheils zu finden, gestaltet die deutsche Forschung die ersten hoffnungsvollen Erfolge, die sie auf dem Weg zu diesem Ziel schon gehabt hat, zum vollen Triumph — dann wird die ganze afrikanische Welt vom Rande der großen Wüste im Norden bis zu den Steppen des Südens dem deutschen Geiste ein neues Leben danken und ihm zu dienen willig sein!

Abeokuta 1912

Am 3. September

Dreißig Lasten an Zeltausrüstung und Sattelzeug, Proviant, Geschirr, Wäsche, Büchern, Patronen, Hängematte und was sonst zur Reise ins Innere gehört, alles fix und fertig gepackt in der Woermann-Faktorei in Lagos! Koch, Bursche, Pferdepfleger angenommen! Nun freut sich das Herz, daß es wieder ein-

mal nach Afrika hineingeht, wenn auch fürs erste nur mit der Eisenbahn. Schön wird es erst dort, wo die Bahnen und die Dampfer aufhören und die lange Trägerkolonne sich hinter dem Führer her, Tagemarsch um Tagemarsch, durch Steppen, Fels und Wald dahinschlängelt. Was weiß der schwarze Träger von den Gedanken hinter der Stirn des weißen Mannes, dem er seine Lasten, sein Zelt und sein Bett durch die Tiefen Afrikas trägt! Dennoch wird es keinen alten Afrikaner von rechtem Sinn geben, der nicht mit Dankbarkeit an so manchen heißen Marsch zurückdächte, wo seine Leute, müde wie sie waren, mit sechzig Pfund und mehr auf dem Kopf, doch geduldig dem Zureden und Ermuntern folgten: noch ein Stück weiter, immer noch ein Stück weiter, es gibt ein Blatt Tabak, es gibt Palmwein, es gibt eine Extraration, es gibt einen Ruhetag, aber heute nur weiter!

Eisenbahnen müssen sein, aber das wahre, alte Afrika hat doch nur der kennen gelernt, der noch mit seiner Karawane die Flüsse durchschritt, im Urwald über die gestürzten Baumstämme kletterte, seine Zelte am Bachrand, im hohen Gras, im Dunkel des Waldes oder unter den Schattenbäumen auf dem dörflichen Tanzplatz aufschlagen ließ; der die Rationen für seine Leute ausgeteilt, Medizin gegeben, Wunden verbunden und Abends, wenn die Lagerfeuer brannten, ihrem Singen, Stampfen und Schwatzen zugehört hat — bis der Schlaf auf seine und ihre Augen fiel.

Von Lagos nach Abeokuta fährt man fünf Stunden mit der Eisenbahn. Das ist aber nur der erste Anfang der Linie, die noch tausend Kilometer weiter nach Kano in Nord-Nigeria führt. Wenige Jahrzehnte ist es her, da war Abeokuta etwas ganz Sagenhaftes, eine Riesenstadt mit Hunderttausenden von Eingeborenen, unter der Herrschaft eines mächtigen Despoten, des Alake. Den Alake gibt es auch noch heute, und auch die zweihunderttausend Menschen erscheinen glaubhaft, wenn man die gewaltige, stundenweite Ausdehnung des Ortes

kennen lernt. Freilich ist er trotz der Größe nur ein weit ausgebreitetes Dorf. Die Hälfte der Untertanen des Alake wohnt in der Hauptstadt, denn die Könige von Dahomey, die kriegstüchtigsten Sklavenjäger in ganz Westafrika, waren früher gefährliche Nachbarn, und aus Furcht vor ihren Raubzügen zog sich das Volk zusammen. Heute herrscht der englische Friede. Der Alake hat einen Minister, der schwarz ist wie er, aber in England auf der Schule war, und außerdem ist ein englischer Resident da, der dem Alake geraten hat, Chausseen in seinem Lande zu bauen und Maschinen für die Zertrümmerung des Granits von Abeokuta zu Straßenschotter aus England zu beziehen. Auch eine Wasserleitung wird gebaut. Das Geld dafür kommt dadurch ein, daß die schwarze Regierung das Recht erhalten hat, von jeder Gallone Schnaps, die aus Lagos nach Abeokuta kommt, einen Schilling Abgabe zu nehmen.

Der Felsrücken, aus dem die Steine für die Kunststraßen gebrochen werden, erhebt sich mitten in der Stadt zu einer hohen kuppelförmig gewölbten Masse, die den Negern heilig ist; ein Fetischfelsen. Mit dem Fetischglauben verträgt sich hier aber alle mögliche äußere Kulturaufmachung. Das Volk von Abeokuta wird Egba genannt; es gehört zu dem großen Jorubastamm, der westlich und südlich vom unteren Niger seine ausgedehnten Sitze hat. Englische Missionare haben das Joruba künstlich zur Schriftsprache gemacht, und in diesem Schriftjoruba, das dem Volke fremd und schwer verständlich ist, wird die Verwaltung geführt. Es gibt sogar eine Druckerei, wo das Amtsblatt der Egba-Regierung auf Joruba und Englisch gedruckt wird. Alle Beamten sind Schwarze, die in Lagos auf der Schule waren. Es gibt Schulen nach englischem Muster, es gibt Gerichte, es gibt ein Hospital, dessen schwarze Ärzte in Edinburg gebildet sind. Die Schulen geben religionslosen Unterricht; ob die Schüler Missionschristen oder Muhammedaner sind oder ob sie an den Fetischzauber glauben, das kümmert eine so „aufgeklärte" Regierung, wie die des Egbavolkes nicht.

Wie falsch ist es doch, auf diese Weise den Schwarzen die Kultur bringen zu wollen — weil die Verschiedenheit der Rassennatur dabei mißachtet wird! Man kann nicht Süd- und Nordeuropäer nach demselben Schema erziehen, um wieviel weniger Weiße und Schwarze. Aus dem Neger muß man allem zuvor einen guten Afrikaner machen. Auf die englische Art aber macht man aus ihm eine Art von Affen des weißen Mannes. Dagegen beweist es auch nichts, wenn hier und da einzelne Beispiele vorgezeigt werden können, bei denen die Erziehung nach weißem Muster geglückt zu sein scheint. Was fehlt, ist die sittliche Schaffenskraft und Selbstzucht. In Lagos sagte mir in einer Tischunterhaltung ein englisch gebildeter Schwarzer: Das Christentum ist für uns nur dann brauchbar, wenn es uns die Vielweiberei gestattet. Warum? Weil die Helden und Heiligen des Alten Testaments ja auch viele Frauen gehabt haben, und das Alte Testament so gut ein Religionsbuch der Kirche ist, wie das Neue! In der Tat ist unter den „zivilisierten" Negern aus englischer Kulturschule an der Westküste von Afrika eine Bewegung vorhanden, uch eine eigene Kirchengemeinschaft zu gründen, die christlich zu sein behauptet, aber Polygamie gestattet mit Berufung auf die Stelle: ein Bischof soll unsträflich sein, eines Weibes Mann. Die alten Christen hielten es für Unrecht, wenn ein Bischof sich zum zweitenmal verheiratete; die „gebildeten" Negerchristen deuten mit ihrem unausrottbaren polygamen Bedürfnis die Worte aber so: nur der Bischof muß sich mit einer Frau begnügen, der gewöhnliche Christ kann ruhig mehr haben!

Ibadan 1912

Am 6. September

Weiter ins Innere mit der Nigeriabahn! Eine Weile hinter Abeokuta hört die Gegend der reichen Ölpalmenbestände und der dichten feuchtgrünen Regenwälder auf, und es beginnt die unendliche, hier wellige oder bergige, dort ebene, von Granitrücken durchzogene, von großen und kleinen Flußtälern zerschnittene Savanne Innerafrikas. Ihr Kennzeichen ist die Menschenarmut. Der Zustand, in dem wir Westafrika heute sehen, ist eine Folge des entsetzlichen, durch mehr als drei Jahrhunderte fortgesetzten Menschenraubs, der hier betrieben wurde. Von der Küste her fanden die Sklavenjagden statt für den Bedarf der Pflanzungen in Nord- und Südamerika, und vom Innern her für die muhammedanischen Staaten des Sudans. Zwischen dem Niger und dem Meere begegneten sich die Stoßrichtungen, in denen das Land verwüstet und ausgeraubt, seine Bewohner als Sklaven fortgetrieben wurden. Es ist unmöglich zu berechnen, wieviel Menschen vom 16. bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Sklavenschiffe aus Westafrika weggeführt worden sind. Jedenfalls waren es viele, viele Millionen, und noch viel mehr, als schließlich verschifft wurden, gingen durch die Menschenjagden zugrunde.

Lange bevor Amerika Sklaven verlangte, begann im inneren Sudan die Bildung muhammedanischer Staaten unter arabischen Abkömmlingen. Das bedeutete einerseits einen Kulturfortschritt, aber die Zivilisation des Islam beruht, wo sie sich ungehindert entwickeln kann und wo sie das nötige Material vorfindet, heute wie vor alters auf der Sklaverei, der Arbeit Unfreier für einen Herrenstand. Am schärfsten kam dies zum Ausdruck, als zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Fulahs sich

der Herrschaft im westlichen Sudan bemächtigen. Sultan Bello gründete das große Fulahreich von Sokoto, das sich vom Senegal bis nach dem heutigen Kamerun hinein ausdehnte und in eine Menge von Lehnsherrschaften und Unterlehnsherrschaften geteilt war, unter Emiren und Lamidos. Das Wirtschaftssystem der Fuhlas beruhte auf der unausgesetzten Sklavenjagd in den Heidengebieten. Die erbeuteten Sklaven bestellten die Felder und füllten die Dienerhäuser der Fulahgroßen. Krieg, Brand und Tod verwüsteten die Landschaften, in die solch ein sklavenjagendes Fulahheer eingefallen war.

So ist es gekommen, daß Westafrika großenteils entvölkert daliegt. Die Baumwoll-, Zucker- und Kaffeepflanzungen Nordamerikas, Westindiens, Brasiliens, der stete Sklavenbedarf der Fulah- und Haussa-Reiche im Innern haben vom Kap Verde bis zum Kongobecken die Negerstämme Jahrhunderte hindurch dezimiert, das flache Land entvölkert, die Reste der Eingeborenen in die großen Verteidigungssiedelungen zusammengetrieben. Erst recht trug es zu dem Sklavenelend und zur Entvölkerung bei, wenn sich unter der küstennahen Bevölkerung selbst Sklavenraubstaaten bildeten, wie Dahomey und Aschanti. Seit der Islamzeit begann Westafrika zum vornehmsten Jagdgrund für den Fang des schwarzen Menschwildes zu werden, und seine Verödung schritt um so reißender fort, je lebhafter sich die muhammedanischen Jäger aus dem Innern und die christlichen von der Küste her begegneten.

Hier ist die Stelle, wo das englische Volk seine größte befreiende Gabe an Afrika dargebracht hat, indem es die afrikanische Menschheit von den Sklavenjagden erlöste! Mögen vor und neben dem Christlichen, Menschlichen, Idealen noch so viel geschäftliche und eigensüchtige Gründe im Spiel gewesen sein — die Tatsache bleibt bestehen, daß der Wille Englands auf diesem Gebiet den Leiden des Schwarzen Erdteils ein Ende gemacht hat. Als es nicht mehr dem englischen Nutzen entsprach, daß auf den überseeischen Plan-

zungen mit Sklaven gewirtschaftet wurde, drangen in England die Stimmen durch, die schon lange gesagt hatten: Sklaverei und Sklavenraub sind schändliche Dinge! Nun sind also wir Deutschen an der Reihe mit unserem Geschenk an Afrika.

◇

Ibadan ist ein unermeßlich großes Dorf, wie Abeokuta, und die Zusammenziehung von ein- oder zweihunderttausend Menschen in zahllose nebeneinander gebaute Hütten hat denselben Grund wie dort: bessere Verteidigung gegen die Sklavenjäger. Viele Stunden im Umkreis um die Stadt liegen die Felder, und wenn die Weiber morgens hinausgehen, um Jams und Mais zu holen, so kommen sie erst nachmittags wieder heim. Wir waren eingeladen, einen Besuch beim Alafin von Oyo zu machen, dem Oberherrn von Ibadan, und fuhren einige Stunden, mit einem großen Lastautomobil, auf einer guten, schnurgerade durch Wald und Felder gebauten Straße dorthin. Der englische Resident, der uns gebeten hatte, führte uns auch beim Alafin ein. Von der Residentur ging es durch die Eingeborenenstadt Oyo, die nicht so groß ist, wie Ibadan oder Abeokuta, aber doch sehr ausgedehnt; dann hielten wir vor dem Torhaus des Palastes, mit hohem steilen Grasdach. Hindurchschreitend gelangt man in einen weiten Hof, den die Frauenhäuser des Alafin und seine Gerichtshalle umgeben. Im nächsten Tor, das in den zweiten Palasthof führt, strömte uns der Hofstaat des Fürsten zum Empfang entgegen. Trommeln und Pauken rasselten, und aus gewaltigen kupfernen Trompeten brachen Töne hervor, deren schmetterndes Gedröhn an die Riesenintrumente in den Lamatempeln Ostasiens erinnerte.

Im Tordurchgang und im zweiten Hof warfen sich die zum Empfang aufgestellten Häuptlinge, als der Resident mit uns vorbeischritt, nach dem Zeremoniell der Sudansultanate zu Boden, und in dem dritten Tor, das den Zugang in den eigentlichen Innenhof bildet, trat uns der Alafin selber entgegen,

in phantastischem Prunk, afrikanisch-barbarisch, jedoch aufs höchste eindrucksvoll, gekleidet in dunkelroten gemusterten Seidenbrokat, umdrängt von seinen Weibern und Hofbeamten, von Häuptlingen und Spaßmachern, Musikanten und Eunuchen, unter denen sich namentlich einer durch ungeheure Leibesfülle hervortat. Der Alafin empfing uns mit Händeschütteln und geleitete uns unter fortdauerndem Paukendröhnen und Trompetenblasen in seine Empfangshalle. Dort nahm er selbst auf einem erhöhten Thronsessel Platz; der Resident ihm zur Linken auf einem etwas niedrigeren Thron, und wir zur Seite auf gewöhnlichen Lehnstühlen. Unmittelbar um den Thron des Alafin standen seine drei oder vier Lieblingsweiber; auch den ganzen Hintergrund füllten Frauen, und an der rechten Längswand, uns direkt gegenüber, kauerten die jüngsten Insassinnen des Weiberhauses, die erst noch für ihre Bestimmung erzogen wurden. Eine von ihnen durfte aber schon das Schwert des Alafin in einer schweren silbernen Scheide auf dem Schoße halten. Vor dem Thron stand der Dolmetscher, und der Raum bis zur Eingangstür war von Hofstaat gefüllt.

Die Unterhaltung dauerte nicht lange und hatte mehr zeremoniellen Charakter. Zum Abschied wurden wir vom Alafin selbst unter einem Getöse, das gegen den Empfang noch verdoppelt war, bis ans mittlere Tor geleitet. Dies alles war Afrika, ein richtiger afrikanischer Königshof. Welche Kraft lag in diesen schwarzen Menschen! Kraft war in ihren Bewegungen, Kraft und Leidenschaft in dem anschwellenden Brausen der Trommeln, in dem durchdringenden Schmettern der Riesentrompeten, und heiße glühende Kraft in den Strahlen der afrikanischen Sonne, die auf die Empfangsszene im Palast von Oyo herabsah. Auch der Bau selbst mit seinen Höfen, Hallen und Gemächern, mit seinem bizarren Holzschnitzwerk, seinen hohen Dächern und dunklen kühlen Innenräumen war ein richtiges afrikanisches Königshaus.

Während ich in der Halle des Alafin saß, unter seinen Großen,

seinen Dienern und Weibern, dachte ich: wie wohl die Fürstenhöfe unserer germanischen Vorfahren ausgesehen haben mögen, die Halle Hermanns des Cheruskers oder des Sachsenherzogs Wittekind? Schwerlich haben Feldbestellung und Viehzucht, Spinnen und Weben, Hausbau und Kleidung in Deutschland zu Cäsars oder Karls des Großen Zeit einen vorgeschritteneren Anblick geboten, als man sie heute in Innerafrika bei manchen vom europäischen Wesen noch unbeeinflußten Negerstämmen findet. Und doch — welch ein Unterschied muß in der Seele der Menschen angenommen werden! Wenig mehr als ein Jahrhundert, nachdem die Sachsen mit Feuer und Schwert zum Christentum gezwungen worden waren, ergriff ihr Führergeschlecht die Zügel der Herrschaft über Deutschland, ja die Vormacht über die ganze abendländische Welt, und die Enkel der Männer, die dem Wodan Roßopfer geschlachtet hatten, studierten in der Klosterbibliothek die Bekenntnisse Augustins und saßen auf den Bischofsstühlen der großen deutschen Kirchen. Kaum erlebten die Germanen die Berührung mit der alten Kultur, so meisterten sie dies Gut auch schon und fingen an, es zu mehren, als ob sie in ihr Erbe gekommen wären.

Was in dieser afrikanischen Rasse steckt, ist vor allen Dingen ein gewaltiges Maß von physischer Kraft. Sie zu fassen und auf ein Ziel hinzulenken, ist die unmittelbarste afrikanische Aufgabe für die geistig überlegene weiße Rasse. Im Neger waltet noch ziellos eine ungebändigte Naturkraft. Der Geist da hinein muß von uns kommen. Viele sagen, auch im Neger stecke, sobald sein Sinn erst erzogen und entwickelt ist, die Fähigkeit, sich Ziele zu setzen und die seelischen Kräfte geistig-sittlich auf sie hin zu entwickeln. Wer darauf nur mit Bestreiten oder Bejahen antworten will, irrt beide Male, denn er bedenkt nicht, daß, was in Afrika eine dunkle Haut trägt, keineswegs von einerlei Herkunft und Fähigkeit ist, sondern es haben sich verschiedene Elemente gemischt. Von Norden sind in unbekannter Vorzeit Hamiten gekommen, hellfarbige Menschen, unserer

Rasse verwandt. Überall, wo die hamitische Blutmengung wirksam geworden ist, bis tief nach Süden hinunter zu den Hottentotten, da sind andere Kräfte in die urafrikanische Welt gedrungen. Was außerdem noch alles zusammengewirkt hat, um die heutigen Afrikaner zu bilden, das wissen wir nicht, und die Frage, ob diese bis zur vollen Höhe geistiger und sittlicher Selbstverantwortung in unserem Sinne entwicklungsfähig sind, kann durch nichts anderes entschieden werden, als durch die Probe der Geschichte. Der erste religiöse Genius, der erste große Fürst, der erste Organisator, der erste Führer von reinem Negerstamme, der die Menschheit ein Stück vorwärts bringt, er wird uns überzeugen, so wie einstmals durch die Ottonen und das Nibelungenlied die Welt von der Größe deutschen Wesens überzeugt wurde.

Ajoshöhe 1913

Am 16. Januar

Schlafkrankheitsexpedition! Fünf Marschtage zu Fuß von Jaunde, unserem Südkameruner Hauptort, bis Akonolinga, wo wir den Njongfluß erreichten. Der Expeditionsleiter, noch einige Weiße, zehn Soldaten, eine Menge Diener, Köche, Pferdejungen, 140 Mann Träger — das macht zusammen eine lange Kolonne. Die Weißen sind beritten, aber man geht meist doch zu Fuß. Das Pferd ist mehr Reserve, wenn sich jemand erholungsbedürftig fühlt. Um $4^1/_2$ Uhr früh Wecken, $5^1/_2$ Uhr mit dem ersten Tagesgrauen Aufbruch; gegen 11 Uhr soll der Lagerplatz womöglich erreicht sein, damit die Träger nicht während der größten Tageshitze zu marschieren brauchen. So ging es die hundert Kilometer von Jaunde bis Akonolinga. Man bekommt also ein Bild von der Langsamkeit und den Kosten, womit sich eine solche Expedition in Innerafrika vorwärts bewegt.

Es gibt jetzt Mondscheinabende, und wir haben wunderschöne Stunden genossen, wenn die Abendkühle kam und der Mond sein unwahrscheinlich helles Licht über den Lagerplatz, über die Dorfhütten, die Zelte, die Trägergruppen am Feuer und über den hohen Wald verbreitete, der alles in sich faßt. Jetzt hat uns die Station Akonolinga gastfreundlich aufgenommen. Sie liegt auf dem hohen Njongufer und bildet für gewöhnlich den Anfangspunkt der Kanufahrt auf der oberen Flußstrecke. Man kommt im Kanu nicht schneller, aber mit den Lasten bequemer, als zu Fuß fort. Drei große Kanus, aus gewaltigen Urwaldstämmen gehöhlt, lagen in Akonolinga bereit, um 150 Lasten und die ganze Expedition aufzunehmen. Damit sind wir in zwei Tagesfahrten auf dem Fluß hierher gekommen, wo das erste Kameruner Schlafkrankenlager errichtet ist. Aus der Njongniederung erhebt sich dicht am Flusse ein weit ausladender flacher Kegel, der Ajosberg. Ein Stück in die Höhe hat man ein großes Stück Busch fortgeschlagen und das Lager gebaut, alles aus einheimischem Material. Unterkunftsräume für die Kranken, für die europäischen Ärzte und ihre Gehilfen, Vorratsschuppen, Behandlungszimmer, Apotheke. Seit Monaten schon werden Ziegel gebrannt, um mit der Zeit massive Gebäude aufzuführen.

Etwa zweihundert Kranke sind da, fast alle vom Stamm der Makkas, menschenfressende Wilde, in den verschiedensten Stadien des Leidens. Die Schlafkrankheit wird durch eine Fliege übertragen, die eine unmittelbare Verwandte der Tsetsefliege ist. Sie saugt Blut von einem erkrankten Menschen, nimmt dadurch die Erreger der Krankheit in sich auf und überträgt sie durch weitere Stiche auf immer neue Menschen. Man kann drei Zustände im gewöhnlichen Verlauf der Schlafkrankheit unterscheiden. Im ersten Stadium sind die Beschwerden noch nicht groß. Im zweiten treten Zittern der Gliedmaßen und der Zunge und andere Störungen auf, Unfähigkeit zu gehen, erschwertes Stehen, krampfartige Anfälle. Im dritten

Abmagerung, bis nur noch Haut und Knochen übrigbleiben, und völlig stumpfes, halb bewußtloses Daliegen, wovon die Krankheit ihren Namen bekommen hat. Die Dauer der Krankheit kann sehr verschieden sein, von einigen Monaten bis zu einigen Jahren; der Verlauf ist aber ohne rechtzeitige Behandlung stets tödlich.

Vielen der Leute, die im Schlafkrankenlager vorgestellt wurden, hätte man gar nicht ansehen können, daß sie krank waren. Sie erschienen infolge der guten Kost im Lager wohlgenährt, vergnügter Stimmung, in allen Bewegungen noch sicher und ihrer Gliedmaßen Herr. In ihrem Blut aber hausten bereits die verhängnisvollen Trypanosomen, ähnlich wie die Erreger der Tsetsekrankheit beim Rinde, und ohne Atoxyleinspritzungen wären sie in wenigen Monaten dem Siechtum und Tode verfallen. Ob das Atoxyl hilft, weiß man noch nicht — seine bessernde Wirkung aber ist in vielen Fällen deutlich zu sehen. Ein Glück ist, daß die Eingeborenen meistens willig sind, ins Lager zu kommen. Viele von den Kranken waren bereits furchtbar mitgenommen und sichere Todeskandidaten. Ich habe solche lebendige Gerippe sonst nur noch in Südwestafrika unter den Hereros gesehen, die sich nach der Erklärung der Amnestie 1905 auf den Sammelstellen einfanden und dort wieder herangefüttert wurden. Hier in Ajoshöhe sind alle Altersstufen, alte Frauen, Greise, Mütter, Jünglinge, Mädchen, kleine Kinder, unter diesen Bildern des Schreckens vertreten: nicht mehr imstande, zu gehen und zu stehen, wurden sie von ihren kräftigeren Genossen gehalten und gestützt. Ein Mädchen, vielleicht von neun oder zehn Jahren, ganz nackt und zum Skelett ausgemergelt, aber noch ein freundliches Lächeln in dem völlig zusammengeschrumpften kleinen Gesicht, erschrak, als jemand von uns sich ihr mit einer teilnahmsvollen Bewegung näherte; indem sie beiseite laufen wollte, fiel sie hilflos wie ein Häufchen Gebeine in den Staub des Hofes. Diejenigen, mit denen es bereits zu Ende ging, lagen in den Unterkunftshäusern gleich

halbtoten Wesen umher. Man hat ihnen gute Eingeborenenbetten aus Bambu gebaut und Decken gegeben, woran dem Neger sonst sehr viel liegt, aber sie achteten nicht mehr darauf, waren von den Betten heruntergefallen, die Decke lag irgendwo zerknüllt im Winkel, und bald auf der Seite, bald auf dem Rücken oder auf dem Gesicht liegend, in lethargischem Schlaf, mit zusammengezogenen Gliedmaßen oder lang hingestreckt, regten sich die Unglücklichen kaum noch auf Schütteln und Rufen.

Es gibt viel mehr Schlafkrankheit in Kamerun, als man zu Hause glaubt. Wer, wie ich jetzt, ein Schlafkrankenlager gesehen und mit den Ärzten gesprochen hat, der kann keinen Augenblick daran zweifeln, daß wir es mit einer furchtbaren Gefahr zu tun haben, deren Bekämpfung wir gar nicht ernst genug nehmen können. Wahrscheinlich hat die Schlafkrankheit im Innern des Kongobeckens schon seit langer Zeit existiert, aber sie ist nicht gewandert, solange die Europäer fern waren und nicht durch ihren Handels- und Expeditionsverkehr die innerafrikanische Welt in Bewegung brachten. Durch die Eröffnung neuer Verkehrswege über große Entfernungen hin, die Anwerbung von Karawanenträgern und eingeborenen Soldaten aus heimgesuchten Gebieten, kommen Leute mit Trypanosomen im Blut in Gegenden, die noch von der Krankheit frei waren, wo aber die Schlafkrankheitsfliege hauste. Die Fliege ist an sich unschädlich, aber sie wird zur Gefahr, sobald sie einen Kranken gestochen hat. Überall, wo es Wasser und Busch gibt, schwirren die Glossinen. Nun kommt eine Karawane mit angesteckten Trägern, die äußerlich noch ganz munter und rüstig sein können, an einen Flußübergang, oder die Leute gehen am Rastplatz zur Schöpfstelle des Dorfes, um Wasser zu holen, und werden von Fliegen gestochen. Von dem Augenblick an werden diese zum Verderben der Gegend. Die Frauen aus dem Dorf kommen zum Wasser, die Männer fahren zum Fischfang auf den Fluß, Karawanen passieren den Übergangsort, es werden wieder Leute gestochen, gesunde Menschen, aber fortan ist jeder unter

ihnen dem Unheil verfallen und trägt die Erreger in seinem Blut an hundert andere Stellen, wo neue Glossinen an ihm zu Verbreiterinnen der Krankheit werden können.

Die Schlafkrankheit schreitet längs der Flußläufe vor, denn die Glossinen lieben es, ihre Eier in den feuchten Pflanzenmoder in der Nähe des Wassers zu legen. Wo ein Flußlauf freie, von der Sonne beschienene Ufer hat, ist er ungefährlich; wo schattiger Busch an seinen Ufern wächst, ist er der Fortpflanzung der Fliegen günstig. Das bedeutet also die Notwendigkeit, weite Uferstrecken an den südkameruner Gewässern freizuschlagen. Das geschlagene Holz, Buschwerk, Raphiapalmen, Schilf muß verbrannt und diese Arbeit muß mit dem nachwachsenden Gestrüpp mehrere Jahre lang wiederholt werden. Durch die Hitze des Brennens gehen die Glossinenlarven, die im lockeren Boden und Moder sitzen, zugrunde.

Es mag als ein übergroßes, beim ersten Anblick für den Unkundigen sogar unmögliches Werk erscheinen, auf diese Weise das Flußsystem eines Gebiets zu säubern, das einschließlich der neuerworbenen, von Schlafkrankheit bereits befallenen Landesteile so groß ist, wie halb Deutschland. Wenn aber nicht in der geschilderten Weise gegen die Schlafkrankheit vorgegangen wird, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß wir in absehbarer Zukunft hier zwar eine Kolonie, aber keine Menschen darin haben werden!

Baturi 1913

Am 3. Februar

Afrikanisch empfangen! Der Befehlshaber des Offizierspostens kam uns mit einem stattlichen Aufgebot von Eingeborenen zu Fuß und zu Pferde bis an den Kadeï entgegen, eine Stunde von der Station. Der Fluß ist stattlich, zu beiden Seiten steht hoher schöner Wald. Die Menschen wurden auf

großen Kanus übergesetzt, die Pferde schwammen. Es war ein buntes und bewegtes Bild. Die meisten unserer Makkaträger hatten noch nie ein so großes Wasser gesehen, sondern nur die kleinen Flüßchen und trägen Sümpfe ihrer Heimat; sie zitterten vor Angst zu ertrinken, hielten sich krampfhaft am Rand des Kanus fest, und viele bedeckten die Augen mit der Hand. Vom Kadeï bis auf den Berg, auf den die Station Baturi gebaut ist, begleitete uns dröhnendes Pauken, Trommeln, Rufen und Glockenschlagen. Hunderte von Menschen, von denen jeder auf seine Art Lärm machte, wälzten sich mit uns und uns entgegen. Am betäubendsten war das Trillern der tanzend und springend zum Empfang heranhüpfenden Weiber. Deutsche Pferde wären vor dem Getöse und Gedränge ohne viele Umstände abgegangen; die unseren behielten inmitten des wilden Durcheinanders mit aller Ruhe ihren Gleichschritt bei, bis wir vor der Station absaßen. Hier war bis zum Vertrag mit Frankreich unser Grenzposten gegen Französisch-Kongo. Zehn Tagemärsche weiter auf dem linken Ufer des Mambere-flusses liegt Carnot, das bis zum 1. April 1913 noch französisch ist; dann wird auch das Gebiet jenseits des Mambere uns übergeben.

Nach Carnot marschiere ich auf jeden Fall mit der Expedition, aber wohin von dort weiter, das wird keine leichte Frage für mich sein: nordwärts über den Logone und Garua ins Englische, oder ostwärts zum Ubangi und Kongo? Vor wenigen Tagen hat uns aus der Heimat eine Drahtnachricht, durch Eilboten von der letzten Telegraphenstation nachgesandt, erreicht. Danach hat es vor zwei Wochen in Europa sehr kritisch ausgesehen. Kommt es jetzt zum Ausbruch des großen Krieges, so wäre es sicher besser für mich, baldigst auf neutrales Gebiet zu gelangen, als den langen Marsch nach Garua zu machen, von wo ich durch die englische Kolonie Nigeria zur Küste müßte und nur in einem englischen Hafen mich nach Europa einschiffen könnte. Neutral, soweit die Großen es erlauben, wird von den Mächten, die hier

in Betracht kommen, in einem europäischen Kriege wohl nur Belgien sein, und wenn ich zum Ubangi marschiere, so kann ich in einigen Wochen von hier aus den belgischen Kongo erreichen.

Tief betroffen hat mich die Nachricht vom Tode des Staatssekretärs v. Kiderlen. Wie auch immer man ihn beurteilen mag: niemand kann bestreiten, daß er nach langer Zeit der erste Leiter unserer auswärtigen Politik war, der an Afrika und den Kolonien ein selbständiges und tiefes Interesse nahm und darüber hinaus den Gedanken eines „größeren" deutschen Kolonialreichs hegte. Ich weiß aus seinem eigenen Munde, wie er hoffte und dafür arbeitete, daß noch mehr Afrika deutsch werden möge. Er hat wirklich in Afrika ein großes Stück deutscher Zukunft gesucht, und wenn er am Leben geblieben wäre, so hätte er eine Kolonialpolitik im Sinne neuen Kolonialerwerbs dauernd mit unter die auswärtige Politik gerechnet. Das sollte man ihm nicht vergessen!

Wir alle sind in diesen Tagen viel und mit ernsten Gedanken zu Hause gewesen. Hier ist der letzte Platz für längere Zeit, wo es deutsche Verwaltung gibt. Es ist doch ein beklemmendes Gefühl, vielleicht am Vorabend großer Weltereignisse auf einem so abgeschiedenen und für Nachrichten so schwer erreichbaren Fleck im Innern von Afrika zu sitzen, mit dem Bewußtsein, daß auch die größten Anstrengungen aus der zweihundertköpfigen Marschkolonne nicht mehr Kraftleistung herausholen können, als zwischen zwanzig und dreißig Kilometern täglichen Fortschritts. Und vielleicht rollt derweil schon das Rad der Geschichte beschleunigt und die Geschicke der Heimat, Europas, erfüllen sich!

Nola 1913

Am 22. Februar

Baturi, Gaza, Carnot, die Bootfahrt auf dem schönen Mambereﬂuß bis hier hinunter, wo schon die deutsche Flagge auf dem Hauptort des abgetretenen französischen Gebiets weht, alles lehrreich — und alles erschütternd: Schlafkrankheit! Ich bin nicht nach Norden gegangen, und ich habe auf Adamaua verzichtet, weil es so klüger ist. Adamaua, der Norden von Kamerun, ist für jeden hier ein Ziel der Sehnsucht, weil es der romantischste Teil unseres westafrikanischen Besitztums ist, mit weiten Ebenen, schroffen Gebirgen, großen Eingeborenenstädten, Fürstenhöfen, Reitergeschwadern, Jagden — einem Leben, das rascher, freier pulsiert, als in den Wäldern und Sümpfen des Südens, dort, wo die Menschen wie auf dem Grunde eines großen Waldmeers leben, keuchende Trägerkarawanen sich durch den lichtlosen Busch winden und der allmächtige Kautschuk alles Denken, alles Interesse beherrscht. Das Letzte, was ich hier von der Weltlage weiß, ist dieses, daß Rußland vor einem Monat ins türkische Armenien einrücken wollte. Nähmen wir das hin, dann wären wir nicht nur in Europa, sondern auch in Afrika fertig und brauchten uns die Umstände, daß wir Neukamerun von den Franzosen übernehmen, gar nicht erst zu machen. Wir können und wir werden das Verschwinden der Türkei nicht dulden; also muß die russische Politik nachgeben, oder der Krieg ist da. So denkt man — und sitzt in Nola, im Lande der Schlafkrankheit, am Zusammenfluß von Mambere und Kadeï auf der alten französischen Station, vierzig Tagemärsche vom nächsten Küstenplatz, wo deutsche Dampfer landen und abfahren ...!

Wir sitzen und reden miteinander von Deutschlands Zukunft in Afrika. Sie mag groß sein, diese Zukunft, aber ich kann nach

dem Erlebnis der letzten Wochen auf dem Marsche durch Kamerun nur sagen: sie wird eine Zukunft des Triumphes über die Schlafkrankheit sein, oder sie wird nicht sein! Die Weißen haben, ohne es zu wissen und zu wollen, dies furchtbare Ungeheuer, den Drachen aus der Tiefe der Kongowälder dort drüben, losgebunden und ihn sich auf die Menschen des dunklen Erdteils stürzen lassen. Was bisher geschehen ist, um ihn zu bändigen war unzulänglich. So laßt uns Deutsche hingehen, und damit wir vor anderen ein Recht an das afrikanische Land und den afrikanischen Menschen erwerben, vor anderen etwas Großes, Rettendes für sie tun!

Kann man sich ein Geschenk an die afrikanische Welt denken, größer als ihre Befreiung von Schlafkrankheit und Tsetse? Gäbe es etwas, was wahrhaftiger aus deutschem Geiste stammte, als diese Gabe der Überwindung des Übels durch den Triumph der Wissenschaft? Wahrhaft gewaltig ist es zu denken, daß durch das Mikroskop und durch ordnende ärztliche Verwaltungsarbeit ein ganzer Erdteil, eine Rasse von hundert Millionen Menschen, erst physisch und danach in natürlicher Folge auch ethisch auf neue Lebensgrundlagen gestellt werden können. Die Kraft Afrikas so für die menschliche Kulturentwicklung im ganzen zu gewinnen, das sei unsere deutsche Aufgabe!

Sechstes Kapitel:

Zwischen Lorenzstrom und Titicacasee

Quebec 1913

Am 17. August

Wir waren auf dem Abrahamsfeld. Es ist eine große, blumige Wiese auf dem hohen Ufer des St. Lorenzstromes bei Quebec. Von den Wällen der Festung sehen über eine offene Brustwehr ein paar alte verrostete Kanonen auf den breiten Wasserspiegel des Stromes und auf das Abrahamsfeld hinab, als ob sie imstande wären, zu drohen, aber es ist wenig wahrscheinlich, daß sie in ihrem Dasein ihren Mund noch einmal auftun werden. Mitten auf der Fläche arbeiten ein Dutzend Werkleute an einem halbfertigen Denkmal für die beiden Gegner, die vor hundertfünfzig Jahren hier an der Spitze ihrer Truppen verbluteten: Montcalm für Frankreich, Wolfe für England. Man schrieb 1761. Frankreich stand im Kriege mit Preußen und hatte Roßbach erlitten; außerdem aber kämpften Franzosen und Engländer in Indien, auf dem Ozean und in Amerika. Während die englischen Kolonisten, damals vielleicht anderthalb Millionen Seelen, den schmalen Küstenstrich zwischen dem Atlantischen Ozean und den mit dichtem Urwald bedeckten Ketten des Alleghany-Gebirges in Besitz hatten, wohnten französische Ansiedler auf beiden Seiten des St. Lorenz. Französische Jäger und Fallensteller durchzogen das weite Gebiet der kanadischen Seen und Flüsse und das obere Stromgebiet des Mississippi; französische Posten lagen an verschiedenen Plätzen den Strom abwärts bis New-Orleans. Das ganze große Gebiet, das sich westlich des Mississippi, vom Golf von Mexiko ins Unbestimmte nach Norden dehnte, bis ans Felsengebirge und bis an die Grenze des heutigen Kanada, hieß Louisiana, das Ludwigsland. Soweit darin überhaupt Europäer lebten, eine europäische Flagge über einem befestigten Blockhause oder vor dem

Marsch einer kleinen bewaffneten Truppe durch die unermeßlichen Wäldern und Prärien wehte, waren die Interessen französisch. Im übrigen standen die Ufer des Golfs von Mexiko, Florida und das Vizekönigreich Neu-Spanien, unter spanischem Regiment. Mexiko reichte damals weit nach Norden, bis über das heutige San Franzisko hinaus. Auch der ganze Südkontinent der neuen Welt war unter Spanier und Portugiesen geteilt und die angelsächsisch-germanische Rasse besaß räumlich an Gesamt-Amerika nur einen geringen Anteil.

Was wäre wohl hiernach aus dieser Welt geworden, wenn die französische Politik, statt sich zwecklos an dem Handel zwischen Habsburg und Preußen zu beteiligen, vielmehr ihre ganze Kraft an die Durchfechtung des Kolonialkrieges mit England gesetzt und so Indien und Amerika behauptet hätte! „Was liegt an den paar Quadratmeilen Eis und Schnee!" sagte Ludwig XV., als er Kanada an England abtrat. Er mußte es wohl, weil Quebec nach dem Tode Montcalms kapitulierte und die geschlagenen französischen Truppen sich mit der Festung ergaben. An Wiedereroberung war bei der Überanstrengung der Kräfte Frankreichs in Europa und bei der Verständnislosigkeit des Königs nicht zu denken.

Wir wanderten lange auf dem bunten Teppich des Abrahamsfeldes umher und fuhren dann durch die engen bergigen Straßen von Quebec zum Bahnhof. Der Kutscher, der uns die Plätze und Gebäude erklärte, sprach französisch; die Straßenschilder und die Aufschriften auf den Läden waren französisch; das prächtige Parlamentsgebäude der Provinz Quebec zeigte seine französische Architektur, und seine Wände waren mit den Statuen und Namen der alten französisch-kanadischen Pioniere geschmückt. Das kleine Café-Restaurant, in dem wir unser Frühstück nahmen, hätte ebenso gut in Brest oder Boulogne in einer stillen, alten Straße liegen können, und von der Front des Postamtes grüßte uns der „Chien d'or", das Wahrzeichen von Quebec. Das ist ein vergoldetes Relief,

eine große Dogge darstellend; darunter stehen in nicht ganz orthographischem Französisch die Verse, die vor 200 Jahren der Besitzer des Hauses, das vor dem Neubau der Post an dieser Stelle stand, über seinem Portal hatte anbringen lassen:

Je suis un chien qui rongelo (ronge l'os)
En le rongeant je prends mon repos.
Un tiemps viendra qui n'est pas venu
Que je morderay qui m'a mordu.

Es gibt vielerlei Erklärungen für die merkwürdige Strophe, aber keine ist sicher. Jemand hat sogar um sie herum einen ganzen Roman geschrieben, der auf allen Eisenbahn- und Dampferstationen in Kanada zu kaufen ist.

Auf dem Bahnhof können die Schalterbeamten und die Gepäckträger, im Zuge die Schaffner natürlich englisch, aber ihre Muttersprache ist französisch. Drüben, jenseits des St. Lorenz bis an die Grenze der Vereinigten Staaten, und ebenso nach Norden bis zum Saguenay, wohnen zwei Millionen französische Kanadier, von denen viele gar kein Englisch reden. Wir fuhren mit der Bahn eine kleine Stunde nach Sainte-Anne de Beaupré. Dort steht eine zweitürmige Wallfahrtskirche, ein reicher Neubau, der vor ein oder zwei Jahrzehnten errichtet wurde. Im Innern der Kirche erheben sich merkwürdige Pyramiden, ganz aus Krücken aufgebaut, deren sich die hier angeblich Geheilten vorher bedienen mußten, um gehen zu können. Auch Medizinflaschen und Pillenschachteln hängen dran. Vor dem Altar steht die Statue der heiligen Anna auf einer Onyxsäule, und darin ist unter Glas irgendeine Reliquie von ihr sichtbar. Wer in die Kirche kommt, kniet vor dem Glas nieder und küßt die Scheibe. Draußen sahen wir eine Menge Menschen um eine dicke, englisch redende Frau stehen. Es waren katholische Iren, die aus den Vereinigten Staaten kamen, und was ihnen die Frau zeigte, war eine Flasche mit einem walnußgroßen Stein darin. Ein Mann, hieß es, habe jahrelang Plage von diesem Stein gehabt, den er verschluckt hatte. Dann kam er zur heiligen Anna, küßte

ihre Reliquie, und der Stein sprang ihm aus dem Munde. Jemand von den Umstehenden meinte, so sehr groß scheine ihm der Stein doch nicht zu sein, „Bless You God", schrie ihn die dicke Frau an, „wenn dieser Stein in Ihrem Magen säße, würden Sie schöne Gesichter schneiden!" Helles Gelächter, und man drängte sich in die Kirche der heiligen Anna. Ich dachte bei mir: So würde vielleicht auch das Land aussehen, wo heute Chicago, St. Louis und San Franzisko stehen, wenn damals auf dem Abrahamsfeld nicht Wolfe, sondern Montcalm gesiegt hätte, oder wenn die Marquise von Pompadour nicht dafür gewesen wäre, daß sich Frankreich mit Maria Theresia gegen Friedrich II. verbündete.

Winnipeg 1913

Am 25. August

An dem Tage, bevor ich auf diese Reise nach Amerika ging, sprach ich zu meinen Hörern in der Handelshochschule in Berlin über die Folgen, die daraus entstanden sind, daß wir Deutsche nicht da waren, als die großen leeren Räume der Überseewelt beschlagnahmt und für die Zukunft besetzt wurden. Heute habe ich hier in Winnipeg, im Herzen Kanadas, mitten zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean, die lebendige Illustration zu jener Vorlesung erlebt. Vor dreißig Jahren, bevor die kanadische Pazifikbahn von Quebec nach Vancouver gebaut wurde, war Winnipeg ein Fort mit einer Pelzhändlerstation und einem kleinen bretternen Städtchen daneben. Da machte man die Erfahrung, wie fruchtbar der Boden im mittleren Kanada ist, und daß das Klima trotz der kurzen Sommer und langen strengen Winter doch genügt, um Weizen reifen zu lassen. Es währte nicht lange, so kam der Eisenbahnbau, und der Strom der Einwanderung fing an, in das neue Weizenland zu fließen. In ganz Europa, vor

allem in den östlichen Ländern, werden durch die Agenten der Bahngesellschaft Einwanderer angeworben. Alles kommt hierher nach Winnipeg. Der Bahnhof, auf dem ich sitze, hat eine große Halle mit Räumen und Beamten zur Auskunft an Ankömmlinge jeder Nation und jeder Rede. Da kommen Deutsche, Polen, Russen, Ungarn, Tschechen, Slowaken, Rumänen, Skandinavier, Holländer, Spanier, Bulgaren, Griechen Armenier, mit Weib und Kind, die einen mit Koffern, Kisten und vollgepackten Bündeln, die anderen mit nichts, als der Arbeitskraft ihrer Hände. Für jeden ist ein Mann da, der ihm in seiner Sprache sagen kann, wo das Land liegt, das auf ihn wartet.

Die Bahn gibt Land für billiges Geld, die Regierung umsonst. Ein paar Jahre später wird der Ansiedler auf Regierungsland gefragt, ob er dem König von England den Eid schwören wolle? Tut er es, so bekommt er seinen Besitztitel, will er nicht, so treibt man ihn nicht fort, aber man sagt ihm: wenn ein anderer kommt, der uns besser zusagt, so mußt du weichen! Ob mit oder ob ohne Eid, die nächste Generation ist englisch. Oft lernen die slowakischen oder ruthenischen Eltern bis an ihr Lebensende nicht englisch sprechen, aber ihre Kinder werden von Anfang an durch die englischen Schulen und die englische Kameradschaft so in Arbeit genommen, daß, wenn sie erwachsen sind, Englisch für sie an Stelle der Muttersprache getreten ist. Die Mehrzahl von denen, die alljährlich durch die Eisenbahn an dem alten Schlachtfeld auf der Abrahamsebene vorbei gen Westen geführt werden, hat nie ein englisches Wort gehört. An der Donau, in den Wäldern des Balkan, in den Sümpfen der Beresina oder an einem norwegischen Fjord haben ihre Mütter sie geboren, aber nicht für die Volksgemeinschaft, der sie entstammen, sondern für das Wachstum der angelsächsischen Welt.

Jahrhunderte hindurch war Kanada ein Land fast ohne Menschen. Am St. Lorenz und an den großen Seen saßen die

wenigen Siedler, und dahinter in der Prärie und im Felsengebirge gab es Indianer und Pelzjäger. Ob der ungeheure leere Raum vom Niagarafall bis zum nördlichen Eismeer und bis zu den Gletschern des Felsengebirges auf der Weltkarte mit englischem Rot oder mit einer anderen politischen Farbe angestrichen war, das erschien wenig wichtig. Dann aber kam die Eisenbahn und alles wurde anders. Als jenseits Winnipeg die Millionen und Abermillionen Hektar Weizenland von Schienenwegen durchzogen wurden, als die Kornfelder wogten, die Mähmaschinen und Dreschmaschinen schnitten und rasselten, als das bunte Menschengewimmel aus der alten Welt jahraus, jahrein in das neue Land hineinströmte und alle Kanadier wurden, englische Kanadier, da trug die Schlacht auf dem Abrahamsfeld erst ihre rechte Frucht für England. Heute geschieht in Kanada nur die Wiederholung davon, was schon in der ersten und zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten geschah: der leere Raum füllt sich! Er füllt sich mit Menschen aus aller Welt, mit Menschen aller Sprachen und jeglicher Herkunft, und ihre Nachkommen verwandeln sich alle in Angelsachsen.

Warum kommt dieser Menschenstrom hierher nach Winnipeg und warum fällt er in die angelsächsische Mühle? Weil dort weit vorne am St. Lorenz vor anderthalb Jahrhunderten auf dem Abrahamsfeld die englischen Waffen über die französischen siegten! Was tat es, daß die zusammenhängenden französischen Ansiedelungen noch nicht einmal bis zum Ausfluß des Stromes aus dem Ontariosee reichten, daß die Vortrupps der englischen Kolonisten eben erst in die Waldtäler am oberen Ohio vordrangen, kaum ein paar hundert Kilometer vom Gestade des Atlantischen Ozeans entfernt? Was tat es, daß an der einen wie an der anderen Stelle kaum erst ein knappes Zehntel von der Breite des Festlandes zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean durchmessen war? Die Zugänge an der Küste waren besetzt, und als im 19. Jahrhundert das Eisenbahnzeit-

alter anbrach, ward mit vervielfachter Geschwindigkeit in Jahrzehnten nachgeholt, wozu sonst Jahrhunderte nötig gewesen wären!

Auf den Bevölkerungsüberschuß in Europa, der sich unter dem Einfluß des Industriezeitalters in vorher nicht dagewesener Menge bildete, wirkte das leere Land jenseits des Ozeans mit der Saugkraft eines luftverdünnten Raums. Von allen Seiten her stürzten Massen hinein, um die Leere zu füllen. Im 19. Jahrhundert waren es Angelsachsen, irische Kelten, Deutsche in großer Zahl und andere Germanen. Mit dem 20. Jahrhundert begann das Einströmen aus dem slawischen Osteuropa und dem romanischen Italien. Nie wäre es denkbar gewesen, daß die Nachkommenschaft der ursprünglichen englischen Kolonisten an der Ostküste von Nordamerika allein aus sich heraus den Kontinent erschlossen und besiedelt hätte. Was hilft es uns aber dabei, daß 15 oder 20 Millionen Amerikaner deutsches Blut in ihren Adern haben? Alle diese deutschen Kräfte sind als gestaltende Macht des deutschen Gedankens in der Welt für das Deutschtum verloren! Ihr körperliches und geistiges Vermögen ist vermischt und aufgelöst in ein Volkstum, auf dessen Sprache, dessen Kultur, dessen politisches Wollen sie wenig Einfluß haben. Warum das alles? Weil der Angelsachse sich rechtzeitig an die Tore des unermeßlichen Raumes hinter dem Gestade des Atlantischen Ozeans, von Virginien bis an den St. Lorenz, gesetzt hat! Darum mußte alles, was mit ihm und nach ihm kam, zu seinem Besten dienen. Zahlloser Eltern Kinder, die nicht von seiner Art waren, hat er zu sich gezogen und sie als Stoff für sein Wachstum verwendet. Woher konnte er das? Weil die Anziehungskraft der Leere weithin über den Ozean wirkte, und jeder, der an ihrer Nutzung teilhaben wollte, dem Besitzer dadurch den Zoll zahlen mußte, daß er selber oder seine Kinder oder Enkel ihre deutsche, schwedische, russische, polnische, jüdische Seele mit einer amerikanischen, einer kanadischen, einer angelsächsischen Seele vertauschten.

Was für den nördlichen Kontinent gilt, das gilt auch für den südlichen. Als die südamerikanischen Republiken vor hundert Jahren ihre Unabhängigkeit von Spanien erklärten, waren dort, obwohl schon Jahrhunderte seit der Eroberung vergangen waren, erst wenige Hunderttausend spanische Kolonisten vorhanden, die als Weiße gelten konnten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelangte aber die große Auswanderungsbewegung aus Europa auch nach Südamerika, vor allen Dingen nach Argentinien. Was ankommt, wird nach und nach spanisch. In zwei oder drei Menschenaltern wird das lateinische Amerika vielleicht hundert Millionen spanisch sprechender Menschen zählen, mehr, als es heute Deutsche auf der Welt gibt! Warum? Weil Pedro de Mendoza im Jahre 1535 n. Chr. in der Mündung des La Plata vor Anker ging und dort den Grundstein zu der spanischen Stadt Buenos Aires legte. Hätte Deutschland damals einen Admiral in die Neue Welt schicken können, vielleicht dehnte sich dann heute auf dem südlichen Festlande von Amerika eine zweite deutsche Welt aus, gleichwie auf dem nördlichen eine angelsächsische.

New Orleans 1913

Am 16. September

Vom St. Lorenz, von den Wolkenkratzern von New York, vom Kapitol zu Washington sind wir nach den Weizenfeldern im kanadischen Manitoba gefahren, sind auf den Gletschern und in den Urwäldern des Felsengebirges gewesen, in San Franzisko, im Yosemite-Tal, am großen Cañon des Coloradoflusses, bei den Indianern in Oklahoma und auf den Baumwollpflanzungen in Texas.

Wie schön war es am Lake Louise in den kanadischen Alpen, wo Felsen, Gletscher und uralte Tannen die spiegelnde Wasserfläche umgeben und wo die elegante, wohlhabende Welt aus den

Vereinigten Staaten und dem großen englischen Dominium sich trifft! Noch schöner ist Yosemite! Ein Felsental, wie mit einem Riesenmeißel aus dem Granit der Sierra Nevada im Innern von Kalifornien herausgearbeitet, mit mehr als tausend Meter hohen Wänden, Wasserfällen, die gleich silbernen Schleiern von oben herabstäuben, turmhohen Bäumen und freundlichen Zeltlagern im Grunde. Dorthin gehen amerikanische Familien über viele Tage Eisenbahnfahrt, um unter dem herrlichsten Himmel einige Sommerwochen zu verleben. Unsagbar großartig, der gewaltigste Eindruck, den ich bisher irgend in einem Lande der Welt gehabt habe, war der Colorado-Cañon. Gleich einem umgekehrten Hochgebirge ist die Riesenschlucht durch immer neue geologische Schichten ins Erdinnere hineingeschnitten. Buntfarbig leuchten ihre Wände, phantastisch, gleich Burgen und Pyramiden, sind die Abhänge vom Rande bis in die unendliche Tiefe hinab zerschnitten, und kaum sichtbar gräbt unten im Abgrund durch dunkles Urgestein der Fluß sich immer noch weiter in die Erdrinde hinein.

Jetzt stehen wir in New Orleans auf der einstigen Place d'Armes, wo inmitten des alten französischen Viertels die Kathedrale des heiligen Ludwig, das spanische Cabildo (Regierungshaus) und die Gebäude, in denen zur Sklavenzeit mit schwarzem Elfenbein gehandelt wurde, das Denkmal des General Jackson umgeben, des erfolgreichsten Führers in dem englisch-amerikanischen Kriege 1812 bis 1814. Wenn man durch die Straßen geht, die sich von dort zu den Obst- und Gemüsehändlern und nach der modernen Hauptverkehrsader von New Orleans, Canal-Street, hinziehen, so glaubt man gar nicht, in Nordamerika zu sein, sondern in einer romanischen Mittelmeerstadt. Schmale Gassen mit schlechtem Pflaster, glatte Hausfronten im Empirestil, kleine eiserne Balkons vor den bis zum Fußboden hinabgehenden Fenstertüren, tiefe Höfe — und Menschen, Gesichter, die nach Mexiko oder Lima zu gehören scheinen, aber nicht unter das Sternenbanner! Wir redeten ein paar spielende Kinder französisch an. Sie lachten, schüttelten

die Köpfe und antworteten englisch. Diese Generation gehört schon ganz in die neue Zeit. Dann versuchten wir dasselbe bei einem alten Herrn, der unter den Palmen auf dem Platze stand. Ein überraschtes Aufblicken und dann eine freundlich sprudelnde französische Antwort! Wir gingen ins Restaurant Antoine, glaubten wiederum nicht in Amerika, sondern in der tiefsten französischen Provinz zu sein, aßen Weißfisch à la Créole und tranken einen französischen Weißwein dazu, den man wahrscheinlich in ganz Amerika außer im Vieux Carré von New Orleans vergeblich gesucht hätte. Monsieur Antoine aber war ein weißhaariges kleines Männchen hinter einem hundertjährigen Mahagonisekretär, und der würdige Kellner hatte die Locken der Jugend auch schon weit dahinten gelassen. Draußen an der Levée, wo die Seeschiffe und die Mississippidampfer liegen, brauste das Leben des Amerika von heute, und nur in der Stille unserer Gedanken spann sich ein geschichtlicher Faden von diesem versinkenden Stückchen Frankreich an der Mississippimündung, das Napoleon an die Vereinigten Staaten verkaufte, um ihre Neutralität im Kriege gegen England zu gewinnen, nach dem Abrahamsfeld, nach den Krückenpyramiden von Sainte-Anne de Beaupré und nach jenem Kirchlein in einer stillen Straße von Quebec, wo über dem Weihwasserbecken an einer schwarzen Tafel ein Gebetzettelchen hing: Heilige Mutter Gottes, laß mich doch mein Lehrerinnenexamen bestehen! Dann fragten wir uns wieder, wie oben in Kanada am Anfang dieser Reise: ob es wohl viel Amerikaner gibt, die da wissen, welch eine Bedeutung für ihren Erdteil der siebenjährige Krieg hatte?

New Orleans ist unser letzter Platz auf dem Boden des nördlichen Kontinents. Von hier öffnet sich der Seeweg zum Panamakanal, den wir noch nicht werden befahren können, weil der Durchstich des letzten trennenden Riegels erst in einigen Monaten erfolgen soll, und dann jenseits weiter nach der Westküste von Südamerika. Dort soll sich der alte Wunsch meiner Kindheit erfüllen, die Denkmäler der Inkakultur zu sehen.

Cuzco 1913

Am 2. Oktober

Welch ein merkwürdiges Gefühl für mich, hierher an den Mittelpunkt des einstigen Inkareichs gelangt zu sein, wo doch das erste Streben des Geistes in die Fremde, an das ich mich aus meiner Kindheit entsinne, der Wunsch nach einer Reise ins Land der Inkas war! Dies phantastische Verlangen wurde ursprünglich durch einen Orbis pictus geweckt, unter dessen Bildern ein Inka-Tempel war. Später las ich die Geschichte von Pizarro und dem Inka Athahuallpa, der versprach, zum Lösegeld für sich ein Zimmer so hoch mit goldenen Geräten und Gefäßen füllen zu lassen, wie er mit ausgestrecktem Arm an der Wand emporreichen konnte — und schließlich Squiers Schilderung des Sacsahuaman, der Zitadelle von Cuzco. Ich glaube, mir sind wirklich seit meiner Knabenzeit kein Buch und kein Bild über Peru erreichbar gewesen, die ich nicht mit dem größten Interesse vorgenommen hätte. Als junger Mensch, dachte ich, wenn mir Reiseideale vorschwebten, viel eher an die Kordilleren, als an Griechenland und Rom.

Das Hochland von Südamerika ist der Schauplatz einer der merkwürdigsten Entwicklungen menschlicher Kultur gewesen, die es je gab. Ihren geschichtlichen Höhepunkt und zugleich ihr Ende erreichte sie im Staatswesen der Inkas. Das Inkareich war auf das Hochland beschränkt und hatte seinen Mittelpunkt in der Gegend von Cuzco bis zum Titicacasee. Erst zuletzt, zur Zeit seiner größten Ausdehnung, waren ihm auch die Stämme an der Küste, im Norden des heutigen Peru, unterworfen, wo wiederum eine alte, aus unbekannten Wurzeln entstandene Kulturentwicklung existierte. Woher das alles stammt, wissen wir nicht. Die Vorgeschichte der südamerikanischen Kulturvölker ist uns ein Rätsel, und selbst die letzten Jahrhunderte

vor der Ankunft der Spanier sind nur durch unsichere Überlieferungen erhellt, weil diese Menschen es zwar zu einer hohen Entwicklungsform des staatlichen Lebens und zu einer wunderbaren Technik gebracht hatten, aber doch noch keine Schrift erfunden hatten.

✧

Wir dampften von Panama nach Lima, blieben dort einige Tage, erhielten einen lebendigen Eindruck vom Wettbewerb der Engländer, Amerikaner, Franzosen und Deutschen um den wirtschaftlichen und kulturellen Einfluß im modernen Peru, landeten einige Tage danach durch gefährliche See im sogenannten Hafen von Mollendo und fuhren von dort mit der Arequipabahn landeinwärts. Es gibt wenige Gebiete auf der Erde, wo die Natur so furchtbare Einöden zwischen das ozeanische Gestade eines Erdteils und das für Menschen bewohnbare Innere gelegt hat, wie in Peru. Ein unfreundliches Meer schlägt in schwerer Brandung gegen die an wenigen Stellen nahbare Küste. Eisiges Wasser, grauer Himmel, Nebel und tiefhängende Wolken lassen an alles andere eher denken, als an die unmittelbare Nähe des Äquators. Bis weit über Lima hinaus dringt am Abfall der Kordilleren der kalte Südpolarstrom nach Norden, und er ist es, der das Küstenland unwirtlich macht. Das aus dem Eismeer kommende Wasser kühlt die Luft so stark ab, daß sie nachher auf dem wärmeren Lande sich nicht mehr verdichten und keinen befruchtenden Regen hergeben kann. Daher erhält das Gestade ganz geringe Niederschläge, und nur in einer gewissen Höhe schweben feuchte Nebel um die Vorberge der Kordilleren und färben dort die Berghänge mit einem grünen Anflug von Vegetation.

Mollendo liegt trostlos, von Sandstürmen heimgesucht, davor die donnernden Brecher des Ozeans, rückwärts die Wüste! Mühsam schleppt die Lokomotive den Zug bergauf. Nach einer Weile, wenn die Nebelregion erreicht ist, sieht man ein paar grüne Stauden, dazu blattlose Sträucher und vielgestaltige

Kakteen. Die Bahn klettert in unzähligen Kurven, bald an dieser, bald an jener Bergwand, aufwärts; bei jeder neuen Wendung erscheinen rückwärts über dem Meer, in immer undeutlicherer Ferne, die tiefhängende graue Nebelbank; dahinter der weiße Streifen der Brandung. Man glaubt einen Kontinent zu erklimmen, der sich aus ferner Höhe in riesenhaften Formen zum Meere herabsenkt, nicht bloß ein Gebirge. Weil der Regen und das fließende, alles bröckelige Material fortführende Wasser fehlt, hat die Verwitterung keine Felszacken, keine Spitzen und Klüfte aus dem Gestein herausgearbeitet, sondern lauter weiche, von Schuttdecken umhüllte Rundungen. Nur die tief aus dem Innern kommenden Flußtäler greifen bis auf den Grund des Gebirges durch. Fließendes Wasser ist auf ihrer Sohle kaum zu sehen, aber die Talböden sind bedeckt mit hellgrünen Zuckerrohrfeldern, und unzählige Bewässerungskanäle verteilen das durch Pumpwerke reichlich gehobene Grundwasser. Diese Täler sehen aus, wie mit einem ungeheuren stumpfen Messer aus dem Gebirge gearbeitet. Ihr Grund ist vom Fuß der einen Bergwand bis zur anderen geebnet gleich einer Tischfläche: eine Arbeit, deren Anfang viele Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende zurückreicht. So nur konnte das Wasser gleichmäßig auf die Felder verteilt werden. Über Berg und Tal laufen die Saumpfade, die früher allein dem Verkehr dienten. Auf solchen Wegen brachten zur Inkazeit Schnelläufer, mit vorgelegten Relais, in feuchte, kühlende Blätter verpackte Seefische von der Küste bis auf die Tafel des Inka in Cuzco.

Je höher hinauf hinter der Nebelzone, desto trostloser wird wieder die Wüste. Sicheldünen, Massen von scharfkantigem Blockschutt am Fuße der Berge, blendendes Sonnenlicht und ein furchtbarer Mangel an Feuchtigkeit und Pflanzenwuchs beherrschen diese Welt. Höher und höher geht es, stets in ganz allmählicher Steigung. Mit einem Mal zur Linken, auf dem Grunde einer tiefen Schlucht, wieder der Fluß! Er führt hier Wasser und stürzt durch eine Folge enger Felsklüfte in

weißschäumenden Sprüngen abwärts; grüne Bäume und Büsche zeigen sich unten, wo etwas Raum für ihre Wurzeln ist. Noch ein Stück höher hinauf und Schneegipfel werden sichtbar: wir kommen in die wasserdurchrauschte Oase von Arequipa, eine breite und fruchtbare Talebene inmitten der Kordillerenwüste. Über ihr erhebt sich der Riesenvulkan Misti mit seinem Schneehaupt.

Arequipa ist für das heutige Peru ein Paradies. Es liegt auf halber Höhe und in halber Entfernung zwischen dem Meere und dem Paß über die Hauptkette des Gebirges. Bis hierher sind es von Mollendo mit der Bahn sechs Stunden, und die Steigung macht über 2300 Meter aus. Der mächtige Misti und zwei gewaltige Rücken rechts und links neben ihm, die oben gleichfalls in Fetzen zerrissene Schneedecken tragen, beherrschen das Bild. Rückwärts von der Oase und zu beiden Seiten dehnt sich die vorher durchfahrene Wüste, vorwärts steigt die Puna an, der rauhe, dürre und kalte Rücken des Hochlandes.

In Arequipa rastet der Reisende und verweilt einen Tag oder zwei, um diesen merkwürdigen Fleck Erde zu sehen und auf einen günstigen Zug ins Innere zu warten, denn ein solcher geht nicht alle Tage. Abermals in sieben Stunden führt uns die Bahn von Arequipa auf den Crucero Alto, die Wasserscheide zwischen dem Ozean und dem Titicacabecken, in 4500 Metern Höhe, oberhalb der meisten Alpengipfel. Selbst diese mächtige Erhöhung haben die Ingenieure ohne Tunnel, ohne große Felssprengungen und Viadukte erreicht. Auf dem kolossalen Rücken des Hochlandes erheben sich unregelmäßig, nahe der Wasserscheide, einzelne schneetragende Gipfel und Ketten. Von der Bahn aus erscheinen sie in weiter Ferne. Die Landschaft ist unsagbar tot. Spärliches, struppiges Gras, hier und da ein niedriger Busch machen die Vegetation aus. Die einzigen lebendigen Wesen von Interesse sind die Lamas, die herdenweise in der Nähe der Bahn weiden. Sie haben Lungen, die nur dem Hochlandsklima angepaßt sind, so daß sie in tieferen Gegenden nicht gedeihen.

Der Zug hält auf dem Crucero. Hier herrscht die Puna brava, die „böse" Puna, in ihrer kalten, weltverlassenen Starrheit. Greller Sonnenschein, pfeifender Wind, die Luft so dünn, daß der Reisende, der vom Meere heraufkommt, schon nach wenigen Schritten nach Atem sucht und sein Herz wie einen Hammer klopfen fühlt — ein kahles Stationshaus, und so weit das Auge blickt, dieselben, von tausendjährigem Verwitterungsschutt bedeckten, grobmodellierten Riesenformen des Kordillerenrückens. Die Aussicht in der durchsichtigen Atmosphäre ist unendlich weit: über namenlose Berggipfel, die nie eines Menschen Fuß betreten hat, über lebloße Hochtäler und Pässe, über ferne Schneefelder und dunkles Gewölk, das um die Berge braut.

Vom Crucero rinnen die Gewässer westwärts nach Arequipa und zum Ozean, ostwärts zum Titicaca. Mit dem Abstieg nach Osten betritt man das Kerngebiet der altperuanischen Hochlandskultur. In wenigen Stunden rollt der Zug nach dem Städtchen Juliaca hinab, wo sich die Bahn teilt, links nach Cuzco, rechts nach Puno am Titicacasee. Am Nordende des Sees läuft ungefähr die heutige Grenze zwischen den Aimaras und Quechuas, den beiden Kulturvölkern aus der vorspanischen Zeit des Hochlandes. Von hier hebt sich der Boden des Titicacabeckens, das in früherer Zeit viel höher hinauf als heute mit Wasser gefüllt war, bis zum Passe La Raya. Jenseits der Raya beginnt das Gebiet von Cuzco, wo die Herrschaft der Inkas ihren Anfang nahm. Es ist erstaunlich, wie sie sich hier in einer so außerordentlichen Höhe über dem Meer entwickeln konnte. Der Spiegel des Titicaca liegt 3800 Meter hoch. Die Ackerfelder und die dauernden menschlichen Siedelungen reichen bis über 4000 Meter in die Höhe. In dieser dünnen Luft sind die Eingeborenen imstande, die schwersten Arbeiten zu verrichten, stundenweit zu laufen und unendliche Mengen von berauschendem Maisbier oder Chicha zu trinken, und auch die Lamas tragen Lasten über die höchsten Pässe.

Frühmorgens Weiterfahrt nach Sicuani. Die Bahn steigt zur Raya, rechts und links die Berge, von denen die Mulde des Titicacasees eingeschlossen ist. Der Boden trägt hartes Weidegras. Hier und da erscheint er auch salzig; dazwischen liegt immer wieder Ackerland. Man sieht, wie sich auch an den Berghängen bearbeitete und ruhende Felder in die Höhe ziehen. Ein großer Teil des Landes ist so wenig fruchtbar, daß jedesmal auf ein oder zwei Ernten sieben Ruhejahre folgen müssen. Hier ist die Heimat der Kartoffel. Ihre Knollen sind kleiner als in Europa, werden in großer Menge angebaut und bilden die Hauptnahrung des Hochlandes. Um sie aufzubewahren, läßt man sie gefrieren, dann werden sie flach ausgebreitet, mit nackten Füßen getreten, damit sie ihre Feuchtigkeit verlieren, und schließlich an der Luft trocknen gelassen. So behalten sie ihre Form, werden aber federleicht und im Innern mehlig-brüchig. Die zweite uralte Nahrungspflanze ist die Quinoa, eine Art Berghirse. Ihre Samenkörner geben Mehl. In etwas tieferem Lande endlich wächst auch Mais. Auf diesen drei Nahrungspflanzen beruhte die alte Hochlandskultur; Gerste und Weizen wurden erst von den Spaniern eingeführt. Für die ärmere Bevölkerung ist anscheinend von altersher die Trockenkartoffel, Chuno genannt, das Hauptnahrungsmittel gewesen. Sie ist das ursprüngliche Brot der Aimaras und Quechuas. Diese Menschen sind klein, dunkel, schwarzhaarig, mit breiten Gesichtern und stumpfem Ausdruck. Daß es eine alte Kulturrasse ist, würde niemand meinen, der es nicht weiß.

Stunde um Stunde schleppt die Maschine den Zug aufwärts, zuletzt so mit Keuchen und Stocken, daß man nicht glaubt, noch auf den Paß hinaufzukommen. Nach Mittag werden rechts vorne die Schneegipfel der berühmten Vilcanotagruppe sichtbar, dazwischen ein großer Gletscher, dessen Schmelzwasser einen Sumpf gerade auf der Paßhöhe der Raya nährt. Aus dem gleich einem Schwamm gefüllten Boden entspringen zwei Quellbäche. Das eine Wasser geht in den Titicaca und ist uns während des

ganzen Aufstiegs zur Raya entgegengekommen, das andere läuft am jenseitigen Abhang des Passes zu Tal. Es hat einen langen, langen Lauf. Erst ist es der Vilcamayu, der heilige Fluß der Quechuas; darnach heißt es Urubamba und schließlich Ucayali. Der Ucayali und der Marañon sind die beiden Hauptquellflüsse des Amazonas. Eine der Quellen des größten Stromes der Erde ist es also, an der wir Angesichts des Vilcanotagipfels stehen. Mit diesem mächtigen Bilde beginnt die historische Landschaft der Inkas!

Nun geht die Fahrt abwärts. Von Stunde zu Stunde wird das rauschende Wasser auf der Talsohle stärker; aus jedem Seitental schießt und sprudelt grau schäumend und plätschernd ein Bach hinein. Bewässerte Felder beginnen; sie mehren sich, Dörfer und Städtchen mit steinernen Kirchen erscheinen; Gutshöfe, Brücken, Kanäle, Pappeln und weidenähnliche Bäume am Wasser; rote und gelbe Blumen am Boden, blühende Sträucher. Im Städtchen Sicuani schläft man die Nacht. Auch am nächsten Tage begrenzen immer noch hohe Talwände und dazwischen sichtbare, mächtige ferne Bergformen den Blick, aber die Landschaft am Fluß bekommt mildere Formen. Der Maisbau beginnt, alles bewässerbare Land ist in Kultur, die Dörfer mehren sich, und an den Abhängen des Tales klettern Terrassenanlagen, die winzige Feldstückchen tragen, immer höher empor.

Auch wenn wir nichts von der überlieferten Geschichte des Inkareichs wüßten, so brauchte man nur einmal das Tal des Vilcamayu-Urubamba zwischen Cuzco und dem Vilcanota-Gletscher zu sehen, um eine Antwort auf die Frage nach seiner Entstehung zu finden. Das ganze Kordillerengebiet besteht aus Hochwüste, karger Hochsteppe und schneetragendem Hochgebirge mit spärlichen Oasengebieten. Die größten anbaufähigen Landschaften darin sind das Titicacabecken und das obere Urubambatal mit seinen zahlreichen Seitentälern. Hier gibt es reichlich Ackerland für Mais-, Quinoa- und Kartoffelbau, und zugleich

sind für die politische Zusammenfassung der Talbewohner so günstige Bedingungen vorhanden, daß hier die Urzelle eines großen Staates entstehen und die übrigen Täler und Stämme des Hochlandes an sich ziehen konnte. So wie die Oasen in dem gewaltigen Wüstengebiet Irans und der Persis die Grundlage des persischen Weltreichs bildeten, so war das Urubambatal die Grundlage des Inkareichs! Auf der ganzen Fahrt von La Raya bis Cuzco habe ich den Blick kaum vom Talboden, von den Hängen zur Rechten und Linken, von den Mündungsstellen der Nebentäler gewendet, und habe immer mehr gestaunt, bis auf welch unglaubliche Höhen und an welch steilen Abstürzen die Spuren früherer oder gegenwärtiger Feldnutzung sich zeigen.

Der Urubamba zeigt erst weiter abwärts jenen Typus der ungeheuer tief eingegrabenen Längstäler mit steilen Seitenwänden und ganz schmaler Sohle, den die Kordillerenströme alle ausbilden, sobald sie beginnen, sich mit verstärktem Gefälle von ihrem Hochlandsursprung in die Waldregion hinabzusenken; im Herzen des hohen Plateaus dagegen, zwischen der westlichen und der östlichen Kordillere, ist sein Tal breit und bewohnbar. Das Volk, das ursprünglich hier wohnte, bei dem die Herrschaft der Inkas entstand, waren die Quechuas, die sicher schon eine alte Kultur besaßen, als das Inkageschlecht sich über sie erhob. Die Inkas waren kein Volk, sondern ein Geschlecht oder eine Familie, deren Oberhaupt das Reich beherrschte. Vielleicht kamen sie vom Titicaca und stammten von den Aimaras, ähnlich wie die römische Königsfamilie der Tarquinier von den Etruskern. Sie brachten den Dienst der Sonne mit, von der sie abzustammen behaupteten, und gründeten auf den Sonnenkultus ihre Herrschaft.

Außerdem waren noch andere merkwürdige und vielleicht ältere Religionselemente im Lande vorhanden. Unterhalb Sicuani wird eine niedrige Gruppe erloschener Vulkane sichtbar, aus denen sich ganz frische Lavaströme talwärts ergossen haben. An dieser Stelle liegt, abseits von der Bahn, eine der berühmtesten

Ruinen in Peru, der Tempel des Viracocha. Höchst merkwürdig ist der Bericht, den uns die alten spanischen Chronisten aus der Zeit der Eroberung des Landes über seine Entstehung geben. In alten Zeiten, so lautet diese Erzählung, lange vor der Herrschaft der Inkas, erschien im Tale des Vilcamayu ein Mann, der von den Ufern des Titicaca, von Tiahuanaco, herkam. Er war von hoher Gestalt, von weißer Hautfarbe, in weiße Gewänder gekleidet, von erhabenem Wesen und großer Kraft, ein Lehrer der gesunden und ein Arzt der kranken Menschen. Sein Name war Conticeviracocha; er war ein Gott, und der Schöpfer der Welt. Als er in diese Gegend kam, wurde er von den Eingeborenen übel aufgenommen: sie trachteten ihm nach dem Leben. Da fiel auf seinen Wink Feuer vom Himmel und entzündete einen Berg. Erschrocken baten die Leute um Gnade und der fremde Mann verzieh ihnen; er befahl dem Feuer, zu verlöschen und offenbarte den Menschen sein göttliches Wesen. Darauf setzte er seine Wanderung fort, stieg im Norden zum Meere hinab und verschwand in den Wogen. Zum Andenken wurde ihm im Tal des Vilcamayu der Tempel gebaut und im Allerheiligsten seine Bildsäule aufgestellt, in Gestalt eines Mannes von hoher Gestalt mit langem Bart und bis zu den Füßen herabwallendem Gewande!

Conticeviracocha bedeutet: ein See von heißem Erdfett. Mit diesem eigentümlichen Ausdruck kann nur die glühende Lavamasse gemeint sein, die aus dem Erdinnern hervorbrach. Hat sich aber in dieser Überlieferung und in der Abbildung des Viracocha vielleicht außerdem die Erinnerung an eine verschwundene Rasse erhalten? Was soll die weiße Hautfarbe bedeuten, die dem Viracocha zugeschrieben wird, und was das Verschwinden im Norden im Meer? Die Geschichte des Hochlandes und sein Boden bergen noch andre Rätsel, die nicht weniger merkwürdig sind, als das des Viracocha!

Kurz vor Cuzco verläßt die Bahn das große Flußtal und wendet sich nach Westen in die Berge. Hier liegt das Dorf

Urcos und nahe bei ihm ein runder tiefer See, von dem die Sage geht, auf seinem Grunde ruhe die goldene Kette, die der Inka Huayna Capac bei der Geburt seines Sohnes Huascar anzufertigen und rings um den großen Festplatz der Hauptstadt herumzulegen befahl. Als die Spanier kamen und überall nach Gold suchten, wurde sie fortgebracht und in den See von Urcos versenkt. Schon vor Jahrhunderten wurden durch die Eroberer große Arbeiten unternommen, um den See trocken zu legen und die Kette zu finden, aber vergeblich. Hinter Urcos kommen mehrere, wie man hier sagt, taschenförmige Täler, Bolsons, alte Seebecken, und am Ende des hintersten Bolson liegt Cuzco am Fuß des Berges, der die berühmte Inkafestung trägt: den Sacsahuaman. Cuzco ist eine große Stadt mit grau- und gelbroten Ziegeldächern, alles altspanisch gebaut: gerade Straßen und viereckige Plätze, prunkvolle Kirchen mit doppeltürmigen Fassaden und Arkaden um den inneren Hof, aber jetzt schmutzig, übelriechend, verwahrlost. Auch unser Hotel macht keine Ausnahme.

In der Frühe Aufstieg nach dem Sacsahuaman. Es geht steil aufwärts. Der Grundplan der Stadt ist vielfach noch derselbe, wie zur Inkazeit. Auch viele Hausmauern in den Straßen zeigen bis hoch hinauf die alten Quadern. Wir hatten gefragt, ob der Weg auf die Festung zu Fuß bequem sei. Sicher, in einer halben Stunde seid ihr oben, ihr braucht keine Pferde! Das mag für die Einwohner von Cuzco stimmen, aber wer nicht gewohnt ist, in dieser Meereshöhe einen Berg zu ersteigen, muß oft Atem schöpfen, bis er oben ist. An geschützten Stellen glüht die Sonne tropisch heiß, und auf der Höhe erschaudert man in dem eiskalt daherfahrenden Kordillerenwind. Lungenentzündung ist hier tödlich, wenn es nicht glückt, den Kranken noch rechtzeitig mit der Bahn in die dichtere, sauerstoffreichere Luft an der Küste zu bringen.

Langsam, mit vielen Atempausen, kamen wir hinauf und flüchteten uns gleich in den Windschutz einer Felswand. Vor uns

lag ein gewaltiges, vorgeschichtliches Festungswerk, die dreifache Mauerterrasse des Sacsahuaman! Der Berg, zwischen zwei Talschluchten gegen die Stadt spitz auslaufend, steigt an diesen beiden Seiten so steil empor, daß es dort keiner starken Mauern bedurfte, um den Feind abzuhalten; die dritte, der Stadt abgekehrte Seite dagegen ist nur durch eine flache Mulde von den weiter nordwärts vorgelagerten Hügeln und Felsmassen getrennt und mußte daher zur Verteidigung hergerichtet werden. Die befestigte Linie ist siebenhundert bis achthundert Schritt lang, aber da die Mauern in zwanzig, tief aus- und einspringenden Winkeln geführt sind, so ist ihre tatsächliche Länge viel größer. Die mittlere Partie des Ganzen ist gut erhalten; die Enden sind stärker zerstört. In drei Stufen baut die Befestigung sich auf, die unterste etwa sechs Meter hoch, die beiden oberen, von denen jede um einige Schritt zurückspringt, niedriger. Obwohl an manchen Stellen zerfallen, macht das Werk im ganzen immer noch einen mächtigen Eindruck. Was es als Denkmal der alten Kultur des Hochlandes bedeutet, das begreift man erst, wenn man sich vorstellt, daß diese Massen ohne eiserne, wahrscheinlich überhaupt ohne metallene Werkzeuge behauen und aufgerichtet wurden. Einige Blöcke in der untersten Terrassenmauer nehmen als Monolithen die ganze Höhe dieser Stufe ein, mit einem Inhalt von vierzig Kubikmetern und einem Gewicht von mehr als hundert Tonnen!

In der Regel sind zwei, höchstens drei Steine übereinander zum Aufbau des Walles verwendet. Die Blöcke sind alle von unregelmäßiger Gestalt, aber ihre Flächen und Kanten sind so behauen, daß sie genau zusammenpassen. Um das zu erreichen, mußten die Steine jedenfalls an Ort und Stelle mehrfach gehoben, zurechtgepaßt und wieder an ihren Platz gebracht werden, so lange bis Winkel an Winkel und Schliff auf Schliff sich glatt fügte. Die Mauern des Sacsahuaman bestehen aus Kalkblöcken, die aus der Umgegend herantransportiert werden mußten — wahrscheinlich mit Hilfe von schiefen Ebenen. Sie wurden mit stei-

nernen Werkzeugen losgesprengt und zugehauen, die aufeinander zu verpassenden Flächen vermutlich mit hartem Sand und Wasser glatt geschliffen. Statt der Torflügel versperrten den Eingang mächtige Steine, die bei Gefahr in die Tore gewälzt wurden. Jede Stufe hatte eine Brustwehr, von der auch noch Reste erhalten sind; dahinter standen die Verteidiger und wehrten die stürmenden Feinde mit Steinen, Schleudern und Pfeilen ab.

Nach der Überlieferung wurde der Bau der Mauern unter dem zehnten Herrscher aus dem Inkageschlecht, Inka Yupanqui, begonnen und unter dem zwölften, Huayna Capac, also erst kurz vor der spanischen Eroberung, vollendet. Der zyklopische Baustil des Werks findet sich aber in der Stadt Cuzco nicht bei den jüngeren, sondern vielmehr bei den älteren Inkabauten, und auch bei diesen in einer vorgeschritteneren Form, als beim Sacsahuaman. Ebenso fällt der stark zerstörte Zustand einzelner Teile der Festung auf. In den Kämpfen bei der Eroberung hat die Zitadelle keine große Rolle gespielt, und es wäre merkwürdig, wenn sich die Spanier nachher, als ihre Herrschaft fest begründet war, noch mit der Demolierung sollten abgegeben haben.

Die Mauern imponieren am meisten, wenn man die einzelnen Terrassen durch die Torwege ersteigt. Die Massenhaftigkeit der Quadern und die unendliche Arbeit, die hier eine Folge von unbekannten Geschlechtern der Vorzeit mit ganz ursprünglichen Hilfsmitteln geleistet hat, wirkt dann erst überwältigend. Den besten Gesamtanblick des Sacsahuaman hat man von einer Stelle gegenüber dem Werk, wo in einen rundlichen Felsrücken Stufenreihen hineingeschnitten sind, die zu einer schmalen Plattform hinaufführen. Dieser Platz heißt „Thron des Inka", und in der Tat sieht die Anlage so aus, als ob sie einst dazu bestimmt gewesen wäre, einen Thronsitz zu tragen.

Man weiß nicht sicher, wieviel Inkas regiert haben; vermutlich waren es etwa zwölf. Der erste Inka hieß Manco Capac, der vorletzte und größte Huayna Capac. Dieser herrschte fünfzig Jahre

und starb nicht lange vor der Ankunft der Spanier. Danach würde man die Dauer der Inkaherrschaft auf 250, höchstens auf 300 Jahre zu veranschlagen haben, d. h. ihre Anfänge liegen in der Mitte oder in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts n. Chr. Unter Huayna Capac erstreckte sich das Reich von Quito im Norden bis an den Fluß Maule im mittleren Chile südwärts. Im Westen war der Ozean die Grenze und im Osten reichte es hinab bis in die feuchtwarmen Waldtäler am jenseitigen Abfall der Kordilleren. Zu dieser Ausdehnung war es von ganz kleinen Anfängen gelangt, über die wenig Klarheit herrscht. Die Stammsage der Inkas berichtet, daß ihr Ahnherr vom Titicacasee kam und sich in der Gegend von Cuzco niederließ. Vermutlich hatte die alte südamerikanische Kultur schon eine Entwicklung von Jahrtausenden hinter sich, als die Spanier sie kennen lernten. Wir wissen noch gar nicht, was alles an vorgeschichtlichen Überresten auf dem Hochlande erhalten sein mag. Nicht weit von Cuzco im Urubambatal liegen die Ruinen der Inkafestungen Pisac und Ollantaytambo, merkwürdige und bedeutende Bauten. Diese beiden sind lange bekannt, aber noch mehrere Tagereisen stromabwärts, bereits in der Urwaldregion, haben neuerdings amerikanische Gelehrte in sehr schwer zugänglicher Lage eine große alte Ruinenstadt entdeckt, von der bisher niemand etwas geahnt hat: Chocquequirau. Sie muß schon zerstört und vergessen gewesen sein, als die Spanier Peru eroberten. Noch darüber hinaus wird behauptet, daß an der Waldseite der Kordilleren bis zu 700 Metern Meereshöhe hinab Bauten im Inkastil liegen sollen.

Merkwürdig ist, daß Chocquequirau, das von den Amerikanern ein Jahrtausend und mehr zurückdatiert wird, einen Stil und eine Technik zeigt, die mit den späteren bekannten Inkawerken viel verwandter ist, als mit den zyklopischen Mauern des Sacsahuaman und den älteren Bauwerken in Cuzco. Ohne systematische Ausgrabungen wird die Wissenschaft der südamerikanischen Altertumskunde, von der erst Anfänge existieren, nicht

aufblühen. Das wenige Vollwertige, was in ihr geleistet worden ist, haben meist Deutsche getan, und nichts wäre würdiger der deutschen Wissenschaft, als die Frage der alten Kultur des Kordillerenhochlandes, die zu den wichtigsten der menschlichen Vorgeschichte überhaupt gehört, mit deutschem Forschergeist und deutscher Forschertechnik zur Lösung zu bringen!

Was wir über die Entstehung jener alten Zivilisation in einer Höhe von viertausend Metern über dem Meere erfahren werden, wenn erst einmal ein Menschenalter wissenschaftlicher Grabungen vergangen sein wird, ist kaum zu ahnen. Heute sind alle die massenhaften Stufengebilde, die Sitze und Nischen, die Höhlungen und Rinnen in der Felsgegend beim Sacsahuaman und an vielen anderen Stellen bei Cuzco unerklärliche Rätselgebilde. Wir hatten zwei nette halbindianische Jungen aus der Stadt als Führer mit, und sie brachten uns vom Sacsahuaman nach dem Kenko: einer schlangenartig gewundenen, in den Felsen gehauenen Rinne, die in eine Vertiefung führt, wo früher wohl Opferspenden hineingegossen wurden. Nach der Sage war es Menschenblut, eher aber floß wohl Chicha, Maisbier, als Opferflüssigkeit. Zum Sonnenkultus der Inka gehörte diese Anlage schwerlich, und ebensowenig die Höhlen, Gänge und unterirdischen Altäre oder Opferplatten im Innern der Felsenregion beim Kenko.

Vom Sacsuahuaman bis zum Kenko ist es eine ziemlich lange Wanderung über Berg und Tal. Eben waren wir aus einer kleinen Schlucht emporgeklettert, da streckte der eine der beiden Führer die Hand nach Norden aus, zeigte auf den Boden und rief: El caminho del Inca — der Inkaweg! Wirklich, es war, gerade noch in ihrem Zuge erkennbar, die alte Reichsstraße der peruanischen Herrscher, unbenutzt, mit Gras überwachsen, von Geröll zugedeckt; der steile Abstieg in den Bolson von Cuzco, der hier gerade begann, von Regenfluten zerwaschen und zerstört — und doch, welch ein Eindruck auf das Gemüt! Auf dieser

Straße zogen die Tausende von Lamas, Lastträgern und Wanderern, die Sänften der Inkas, die Truppen, die tributliefernden Karawanen, die Abgesandten der fremden Völker zum Mittelpunkt des mächtigen Reichs, und auf ihr kamen die Spanier anmarschiert, nachdem sie hoch im Norden in Cajamarca den allzu vertrauenden Inka Atahuallpa gefangen genommen und getötet hatten.

Als politischer und sozialer Organismus ist der Inkastaat eines der denkwürdigsten Gebilde gewesen, das je existiert hat. Der Staatsgewalt oder, was dasselbe bedeutete, dem Inka, gehörte alles, gehörten der Grund und Boden, die Produkte, die Arbeitskraft und das Leben der Untertanen. Der Staat bestimmte, was erzeugt werden sollte und wie die Erzeugnisse verwendet werden sollten: so viel zum Lebensunterhalt der Untertanen, so viel für den Hof, so viel für den Kultus, so viel für das Heer, so viel für die Verwaltung und so fort. Es gab nur Arbeitsleistungen und Produkte, Geld war unbekannt. Die Edelmetalle dienten allein für die Ausstattung der Paläste und Tempel, für Geräte und Schmuck der Inkas. Alles Gold ging nach Cuzco. Handel und Wandel konnten nur in sehr beschränkter Weise existieren, da das Privateigentum ebenso beschränkt und bei dem Mangel eines Geldes stets Sache gegen Sache zu tauschen war.

Ein weithin durchgeführtes System von Militärkolonien uniformierte allmählich den Staat. Dabei müssen wir uns immer vorstellen, daß sich das Reich der Inkas zwar über einen gewaltigen Raum erstreckte, die Bevölkerung aber nur in den anbaufähigen Tälern, auf einzelnen kleinen Plateaus und in wenigen größeren Beckenlandschaften, die kultiviert sind, lebte. Der größte Teil des Hochlandes ist nicht bewohnbar, wenigstens nicht bebaubar, und ebenso sind an der Küste nur die untersten Talböden, soweit sie bewässert werden können, kulturfähig. Die Regierung verfügte mit unbeschränkter Macht über die Kräfte ihrer Untertanen und verstand auch, sie zu großen

und planmäßigen Leistungen zusammenzufassen. Alle alten Schriftsteller, die noch mit einer gewissen Anschauung von der vorspanischen Zeit erzählen, sind darin einig, daß die Inkas ein wohlwollendes Regiment geführt und gut für das Volk gesorgt haben.

Woran es diesem merkwürdigen Staate fehlte, das war die geistige Selbständigkeit der Untertanen. Gerade wegen der vollkommen durchgeführten Einrichtung und Beherrschung aller Lebensverhältnisse von oben herab konnte es nicht zur Ausbildung selbständiger Individualität kommen. Daher vermochte auch eine Handvoll gut bewaffneter europäischer Abenteurer mühelos die ganze Kultur des Inkareichs mit samt dem Staat in Trümmer zu schlagen. Die Länder, die den Inkas gehorchten, sind heute schlechter bevölkert, schlechter angebaut und weniger produktiv, als zu der Zeit, da die Spanier einbrachen. Wenn man die jetzigen Indianer sieht, so kann man sich kaum vorstellen, daß ihre Vorfahren den Sacsahuaman bauten, und daß Regenten aus ihrem Stamm vom Äquator bis über den Wendekreis hinaus das Land beherrscht, es in Sicherheit, Ordnung und Blüte gehalten haben sollen!

Woher ist das gekommen? Die Zeugnisse der alten Zeit liegen vor uns, aber sie alle, der Sacsahuaman, die Arbeiten am Rodadero, der Kenko und die vielen sonstigen Rätsel um Cuzco und weiter im Lande auf und ab werden so lange stumm bleiben, wie sich keine Wissenschaft ans Werk macht, planmäßig und geduldig nach der Lösung zu graben. Was könnte ein Jahrzehnt systematischer Spatenforschung allein in der Stadt und im Weichbild von Cuzco für die Wissenschaft zutage fördern! Noch gibt es ganze Straßenzüge, die auf einer Seite oder auf beiden von Inkamauerwerk eingefaßt sind. Noch stehen, aus Quadern, aus zyklopisch behauenen Blöcken gefügt, die Mauern zahlreicher Gebäude, die von der Überlieferung als Inkapaläste bezeichnet werden. Noch ist, in die Klosterkirche der Dominikaner verbaut, ein großer Teil des Sonnentempels erhalten.

Das Einzige, wonach jetzt gesucht wird, sind Grabbeigaben aus der alten Zeit, bemaltes Tongeschirr, Edelmetall, Bronzen, steinerne Werkzeuge, Waffen und Geräte. Sie werden als Kuriositäten geschätzt und hoch bezahlt, aber die planlose Ausplünderung der Gräber zerstört je länger desto mehr die Aussicht auf den Erfolg wahrhaft wissenschaftlicher Arbeit, falls diese einmal einsetzt. Die Eroberung des Kordillerenhochlandes für unser Wissen vom Werden und von den Entwicklungsbedingungen menschlicher Kultur, ist eine der größten Aufgaben, die es auf dem Gebiet der Menschheitsforschung überhaupt noch gibt. Was bisher geschehen ist, das sind kaum Anfänge. Sie fortzuführen und zu beenden, verspricht Aufschlüsse, die so nahe an die Beantwortung der Grundfragen der vorgeschichtlichen Periode unseres Geschlechts heranführen können, daß ich nicht anders als mit dem brennenden Wunsch aus Südamerika scheiden werde: möge unsere deutsche Wissenschaft auch diese Arbeit zu der ihren machen, ehe andere sie aufnehmen!

Tiahuanaco 1913

Am 7. Oktober

Wir schieden von Cuzco, gingen wieder über dieselbe Eisenbahnstrecke ins Titicacabecken hinunter und bestiegen in Puno den Dampfer. Abends in der Dunkelheit fährt man vom peruanischen Ufer ab und ist beim ersten Morgengrauen in bolivianischen Gewässern, nahe der schmalen Enge, durch die der größere nördliche und der kleinere südliche Teil des Sees zusammenhängen. Als ich an Deck kam, um den Sonnenaufgang zu erwarten, lag die gewaltige Schneekette der Hauptkordillere von Bolivia, vom Illampu bis zum Illimani, noch in fahlem Weiß da; die Berge im Westen aber und die beiden heiligen Inseln Titicaca und Coati färbten sich mit dem ersten Morgenlicht. Bei Sonnenaufgang fuhren wir gerade durch den Kanal,

der in den südlichen See führt. Zur Rechten lag die große, vielgezackte Halbinsel Copacabana, mit einem berühmten Wallfahrtsheiligtum — aber die wilden Tänze, die es dort jedesmal nach den Messen und Prozessionen gibt, haben sicher nichts mit der Jungfrau Maria zu tun, die heute dort verehrt wird, sondern stammen aus altheidnischer Zeit.

Je weiter man in das südliche Seebecken hineinkommt, desto deutlicher sieht man, daß der Wasserspiegel des Titicaca früher höher gestanden haben muß, als heute. In der Tat: der jetzige See ist nur der verhältnismäßig kleine Rest eines Binnenmeeres, das sich in der Eiszeit fast in der Größe unserer Ostsee auf dem Plateau ausdehnte. In dem bolivianischen Hafen Guaqui verläßt man den Dampfer über den heutigen Titicaca, und die Eisenbahnfahrt nach La Paz, der Hauptstadt von Bolivia, beginnt.

Wir sind zweimal durch die Landschaft zwischen dem Titicaca und La Paz, die ein Stück vom Boden des alten eiszeitlichen Riesensees bildet, gekommen: das eine Mal von Guaqui nach La Paz, das andere Mal um Tiahuanaco zu sehen. Diese wiederholten Fahrten haben mir den Schlüssel zu dem Problem der Entstehung eines alten Kulturzentrums unter den merkwürdigen Verhältnissen dieses Hochlandes gegeben, wo die Luft bis auf weniger als zwei Drittel des normalen Barometerdrucks verdünnt ist, wo Kälte und allgemeine Rauheit des Klimas herrschen und Unfruchtbarkeit weitaus den größten Teil des Bodens gefangen hält.

Das Becken zwischen der östlichen und westlichen Hauptkordillere, in dessen nördlichem Teil der Titicacasee liegt, ist als Ganzes abflußlos, meistens stark versalzen und steril. Es senkt sich ausgesprochen von Norden nach Süden, und daher hat der Titicaca, der seinerseits durch eine Menge kleiner, von den Gletschern und Schneefeldern der Kordilleren herabkommender Flüsse gespeist wird, einen — südwärts gerichteten — Abfluß, folglich süßes Wasser. Je weiter südlich vom See, desto mehr ist der Boden des Beckens mit Salzsümpfen und

Salzausscheidungen bedeckt, die es unkultivierbar und unbewohnbar machen. Von La Paz bis an den See zieht sich eine flache Mulde. Sie ist dadurch entstanden, daß nach dem Rückzug der eiszeitlichen großen Wasserfläche die zum See hinabströmenden Gewässer die tonigen Ablagerungen des ursprünglichen Seebodens ausgewaschen haben. Dadurch hat sich hier besonders fruchtbares und kulturfähiges Land gebildet: kein sehr großes Areal, aber doch mehr, als anderswo auf dem Hochlande in zusammenhängender Erstreckung vorhanden ist. So war südlich vom See in verhältnismäßig großer Ausdehnung ein grundlegendes Erfordernis der Kultur gegeben: Möglichkeit stärkerer Menschenverdichtung auf einem wirtschaftlich und politisch ins Gewicht fallenden Areal.

Tiahuanaco ist wohl das größte vorgeschichtliche Rätsel, das ungelöst vor uns steht! Inmitten des weiten Ruinenfeldes erhebt sich ein künstlicher, durch Schatzsucher um und um gegrabener Hügel von bedeutender Masse. Von hier oben sieht man, daß die von den Geologen geäußerte Vermutung, der Titicaca müsse zu der Zeit, als Tiahuanaco gegründet wurde, noch bis an den Platz herangereicht haben, sich sofort durch die Bodengestaltung als einleuchtend erweist. Damit ist schon ein sehr hohes Alter der vorhandenen Überreste gegeben. Als die Spanier in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hierherkamen, war bereits alles verlassen und zerstört, und es bestand bei den Eingeborenen nicht einmal mehr eine Überlieferung darüber, welch ein Volk in der Vorzeit die Bauwerke errichtet habe. Vieles in der Anlage ist schwer deutbar. Vielleicht hat der künstliche Hügel früher einmal eine Befestigung getragen. Mächtige, mit der größten Regelmäßigkeit behauene Quadern stecken noch überall im Boden und liegen auf den Abhängen der Aufschüttung umher. Kürzlich ist hier bei einer Ausgrabung ein altarähnliches steinernes Gefäß von sehr vollkommener Arbeit zu Tage gefördert worden. Wir haben es im Museum von La Paz bewundert.

Unmittelbar am Fuße des Hügels liegt eine niedrig aufgeschüttete, in ihrem Verlauf durch rohe Steinpfeiler umgrenzte viereckige Plattform von einigen hundert Schritten Umfang. Auf der Südseite führen Treppenstufen hinauf; auf der Nordseite deutet ein Vorsprung, der durch viel besser gearbeitete, größere und glatt behauene Pfeiler bezeichnet wird, offenbar die Hauptfront an. Man kann sich schwer etwas anderes denken, als daß hier ein Heiligtum gestanden hat, und daß die Orientierung nach Norden folgerichtig mit der Sonne in Beziehung steht, denn auf der südlichen Halbkugel erreicht ja die Sonne ihre Mittagshöhe nicht im Süden, sondern im Norden.

Außer der großen Plattform gibt es noch eine kleinere, die südlich davor liegt und die noch roher belassene Steinpfeiler umgeben. Nördlich dagegen liegen in unmittelbarer Nähe die Grundmauern eines großen Gebäudes zutage, mit Quadern von der allerfeinsten Bearbeitung. Auf der Hauptplattform steht das am meisten bekannte und am häufigsten abgebildete Stück von Tiahuanaco: ein aus einem Stein gearbeitetes, mit einem Sonnenhaupt und vielerlei Tierskulpturen verziertes Tor. Es gehörte nicht ursprünglich dahin, wo es sich jetzt befindet, sondern lag früher zerbrochen am Boden und ist erst neuerdings aufgerichtet worden. Am ehesten scheint dies monolithische Portal, das technisch eine sehr bedeutende Leistung ist, seinen Abmessungen nach auf eine Lücke in jenem Fundament aus wunderbar behauenen Quadern zu passen, das nördlich vor der großen Plattform liegt. An verschiedenen Stellen stehen noch kleinere und einfache Tore aus einem Stein aufrecht; sie scheinen gleichfalls verschleppt zu sein. Innerhalb des südamerikanischen Kulturkreises sind die Reliefs am Haupttor eine große Merkwürdigkeit, denn später, zur Inkazeit, gab es solche Arbeiten nirgends mehr. Die erhaltenen Inkabauten zeigen nur ganz glatt behauene Steine. Noch eigentümlicher aber ist, daß in Tiahuanaco zahlreiche steinerne Bildwerke existieren, die Götter oder Menschengestalten in voller Figur darstellen.

Zum Teil ähneln sie mehr hohen Steinpfeilern, bei denen Kopf und Arme in rohen Andeutungen herausgearbeitet sind; andere aber sind besser ausgeführt.

Eine große Anzahl von Steinblöcken, manche im Hauptgebiet der Ruinen, andere im weiten Umkreise zerstreut, zeigt ganz seltsame Bearbeitung. Man glaubt kleine Modelle zu größeren Bauanlagen, in Stein gehauen, vor sich zu sehen, aber auf vielen Blöcken und Platten spotten die eingehauenen Linien, Vertiefungen, Stufen und Leisten aller Erklärungsversuche. Höchst bedauerlich ist es, daß die Ruinen immer noch rücksichtslos weiter zerstört werden. Für den Bau der beiden von La Paz ausgehenden Eisenbahnlinien sollen Hunderte von Zugladungen behauener Steine von Tiahuanaco weggebracht worden sein, um daraus Brücken und Stationsgebäude herzustellen.

Der Umfang des gesamten Ruinenfeldes und namentlich die Menge der bearbeiteten Steine in der Nähe des künstlichen Hügels ist so groß, daß wir uns von dem einstigen Zustande Tiahuanacos eine bedeutende Vorstellung machen müssen. Wahrscheinlich stellen die Überreste, die wir heute sehen, nur die zerstörten Unterbauten der einstigen Gebäude dar; die oberen Teile werden entweder, wie noch heute vielfach auf dem Hochlande, aus ungemauerter Steinpackung oder aus Adobe, großen, nur an der Luft getrockneten Lehmziegeln, bestanden haben.

Es scheint, als ob die Ruinen von Tiahuanaco verschiedenen Zeitaltern angehören; wenigstens könnte die sehr verschiedene technische Vollkommenheit der Steinbearbeitung darauf deuten. Da sich in der Inkazeit gar keine Erinnerung mehr, nicht einmal eine Sage oder eine religiöse Überlieferung über den Ursprung von Tiahuanaco erhalten hatte, so wird man für die Kultur, von der dieser Platz ein so rätselvolles Denkmal ist, in der Tat ein weit über die Periode der Inkas hinaufreichendes Alter annehmen müssen. Das Einzige, was über die Frage mit einiger Bestimmtheit gesagt werden kann,

ist dies, daß der Stamm oder die Rasse, bei der die Anfänge der südamerikanischen Hochlandskultur entstanden sind, ursprünglich nicht von der Landseite der Kordilleren, sondern von der Küste des Ozeans her gekommen sein muß. Nirgends in der Geschichte der Menschheit haben wir ein Beispiel dafür, daß Völker, die in einem tropischen Waldlande hausten, von dort aus rauhere Wohnsitze aufsuchten, die zu härterer Arbeit und strafferer Organisation nötigten und dadurch von ihrem primitiven Naturdasein zu höheren Daseinsstufen aufstiegen. Im Gegenteil, die Erfahrung lehrt, daß der heiße und feuchte Urwald keinen gut entwicklungsfähigen Menschentypus hervorbringt und eher das Rückzugsgebiet niederer, widerstandsschwacher Völker bildet. Auch in Südamerika können daher zwar vom Hochlande her Wirkungen auf die östlich vorgelagerte tiefe Waldregion ausgegangen sein, aber nicht umgekehrt.

Also werden wir auf die westliche, ozeanische Seite des Kordillerenabhanges verwiesen. Dort, im Küstengebiet, bestand in der Gegend des heutigen Lima und weiter gegen Norden eine hoch entwickelte Kultur, deren Träger, eine Anzahl kleinerer, mutmaßlich nahe verwandter Völker, von den Inkas erst gegen Ende ihrer Herrschaft unterworfen wurden. Wahrscheinlich ist diese Küstenkultur älter, als die des Hochlandes und hat diese beeinflußt. Wo sie aber herstammt, ob eine Verbindung mit dem zweiten alten Kulturkreis auf der westlichen Erdhälfte, Mittelamerika und Mexiko, oder gar mit den asiatischen Kulturen auf der Gegenseite des Stillen Ozeans angenommen werden muß, darüber hat sich bisher noch gar keine begründete Vermutung aufstellen lassen.

Tiahuanaco ist wert, daß man Arbeit daran wendet! Nie ist mir so deutlich geworden wie hier, wo ich meinen ältesten, über dreißig Jahre genährten Wunsch, gerade diesen Platz zu sehen, erfüllt sehe, daß die Erforschung der Anfänge geschicht-

lichen Lebens eines der reinsten Ziele der Wissenschaft überhaupt ist. Der strenge Historiker scheidet die Vorgeschichte aus dem Gebiet des Geschichtsstudiums aus, denn sie hat keine geschriebenen Quellen, und erst mit dem geschriebenen Wort soll die Geschichte beginnen. Wenn aber schon die eigentliche Geschichte sich als die Wissenschaft erwiesen hat, die erst vom deutschen Geist auf ihre Höhe geführt worden ist, so wird sich diese Bestimmung bei der Vorgeschichte erst recht erweisen, denn nirgends bedarf es so geduldiger Bemühungen, so umfassender Materialsammlung und so systematischer Methode. Erst eine ganz großartige Organisation dieser Arbeit über die ganze Erde hin wird den Schleier heben, der auf der Vorzeit unseres Geschlechts jenseits der schriftlichen Zeugnisse liegt. Diese Aufgabe zu erfüllen, sind nur wir Deutschen recht imstande, und das ist ein Hauptstück, um jenes Zeitalter geistiger Weltpolitik des Deutschtums zu verwirklichen, nach dem uns nicht minder verlangt, als nach der staatlichen und ökonomischen Sicherung unseres Siebenzigmillionenvolkes. Wenn das Siegel von dem Geheimnis der Ruinen da unten fällt, wird von den Triumphen, die es auf diesem Felde zu holen gilt, einer von den größten für uns gewonnen sein.

Siebentes Kapitel:

Vom Weltkrieg

1915

See-Brügge 1915

Am 16. Februar

Ein schöner Platz hier, um auf die Nordsee hinauszusehen! Im Glaspavillon des verlassenen Hotels stehen noch die bequemen Ledersessel, die für die Badegäste bestimmt waren, und dazu Arbeitstisch, Telefon und Fernrohr des deutschen Hafenkommandanten. Draußen sprüht es salzig durch die Luft von der anrollenden weißen Brandung, und in der Ferne auf See sind kleine dunkle Schiffskörper sichtbar, unsere Wachtboote. Rechts vorn erstreckt sich die gewaltige Mole kilometerweit ins Meer. Sie ist mit Geschützen besetzt, um den Feind abzuwehren. Die Engländer sind schon einmal dagewesen, um See-Brügge zu beschießen, aber sie haben nichts getroffen, vor allem nicht die Schleusen für die Durchfahrt zwischen dem Kanal und dem Meere, auf die sie es abgesehen hatten.

See-Brügge ist ein unfertiger Platz. Es besteht aus nicht viel mehr, als dem Hotel, einem Postamt, das seiner Größe nach für ein zukünftiges Weltbad gebaut zu sein scheint, und den Gebäuden für den Schleusendienst. Alles andere ist erst für die Zukunft gedacht, aber für welch eine Zukunft? Der Bau der Mole und des Hafens, der für größere Schiffe immer noch wertlos ist, hat 50 oder mehr Millionen Franken gekostet. Außerdem ist ein elf Kilometer langer Kanal vom Hafen bis nach der alten Stadt Brügge gebaut worden. Brügge hat Jahrhundertelang geschlafen, und auch in dem Jahrzehnt, seit nun die Hafenanlage und der Kanal existieren, ist es nicht besonders aufgewacht. Ein offensichtlicher Grund für den kostspieligen Bau ist nicht da. Es gibt daher Leute, die behaupten, der größere Teil der Millionen für die Mole stamme aus England, und ihr eigentlicher Bauherr sei nicht Leopold II. gewesen, sondern Eduard VII. Wohl möglich, daß der englischen Politik daran lag, einen bequemen

Platz zur Ausschiffung von Truppen für den Fall zu haben, daß es wegen der holländischen Scheldemündung in Antwerpen Schwierigkeiten gab. Jedenfalls ist See-Brügge, die Mole und der Kanal, jetzt viel für unsere Stellung an der südlichen Nordsee wert. An der ganzen belgischen Küste werden sich in kurzem, geschützt durch die Dünen, unsere Batteriestellungen ausdehnen, und den Engländern wird es dann schlecht bekommen, wenn sie sich zu sehr der Stätte nähern, die sie für sich bereitet glaubten.

Von Brüssel bis Brügge geht die Fahrt durch flamisches Land. Mitten zwischen den beiden Plätzen liegt Gent, die alte Hauptstadt des flamischen Stammes. Allzu schnelle Zukunftshoffnungen wollen in der germanischen Verwandtschaft zwischen Flamen und Deutschen schon ein Unterpfand dafür sehen, daß die alte Grenze des Deutschen Reichs sich hier von neuem ohne innere Schwierigkeiten bis an den Eingang des englischen Kanals wird ausdehnen lassen. In Brüssel sagte mir ein Flame, einer der sehr, sehr wenigen, die wirklich deutsch werden möchten: „Wenn ihr nicht alles hier verderben wollt, so schickt keine Leute zur Verwaltung her, die östlicher zu Hause sind, als in Westfalen; Süddeutsche könnt ihr schicken, soviel ihr wollt, mit denen vertragen wir uns auch. Nur euer östlicher Typ ist bei uns unmöglich!“ Ich fürchte, das was der flamische Freund unseren östlichen Typ nannte, ist ein Typ, mit dem das heutige Deutschland auch sonst bevölkert ist, der Typ, der in brüskem Wesen Festigkeit sucht und in der Gelassenheit Schwäche zu erkennen glaubt. Merkwürdig übrigens, wie vergessen es ist, daß gerade Ostdeutschland von alters her einen starken Einschlag flamischen Blutes hat! Es gibt ein flamisches Lied aus dem 12. Jahrhundert, aus der Zeit Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären:

Naer Oostland willen wij rijden,
Naer Oostland willen wij meê,
All over de groene heiden,
All over de heiden,
Daer isser en bessere steê!

Damals, als die Länder östlich der Elbe und Saale durch die großen norddeutschen Landesfürsten erobert und kolonisiert wurden, als die slawische Bevölkerung, soviel man davon nicht erschlug oder verkaufte, gezwungen wurde, deutschen Ansiedlern Platz zu machen, da waren die Flamen die beliebtesten Bauernkolonisten für die Germanisierung der unterworfenen Länder. Gerade der Landstrich von Antwerpen bis Dünkirchen hat zu zahlreichen deutschen Dörfern im Osten das Menschenmaterial geliefert, weil er den am stärksten bevölkerten und landwirtschaftlich am weitesten vorgeschrittenen Teil Deutschlands ausmachte. Man war zwar nicht weit über die ursprünglichen Methoden des Feldbaus hinaus, aber das fruchtbare Land erzeugte eine starke Bevölkerung, und der junge Nachwuchs verlangte nach eigenem Land. Da kam die Kunde, daß weit im Osten, jenseits der Elbe unter den Wenden, die Fürsten jedem Bauern, der da kam, eine reichliche Menge von Hufen zuteilten. Noch saß im flamischen Landvolk die alte germanische Wanderbereitschaft — waren doch zum großen Teil die Vorfahren der Flamländer selber erst unter Karl dem Großen aus Sachsen in das Land an der Schelde verpflanzt worden. Das reichliche Ackerland in der Ferne lockte, und viele Tausende zogen aus. Um diese Zeit entstand das Lied der Flamen vom Ostland!

Welch eine merkwürdige Vorstellung, zu denken, daß das Blut dieses rein germanischen Stammes, der seit Jahrhunderten aufgehört hat, sich zu den Deutschen zu rechnen und uns jetzt in Haß und Feindschaft gegenübersteht, so stark gerade dazu beigetragen hat, das ostelbische Deutschland zu kolonisieren, von dem die neue politische Zusammenfassung der Deutschen zu einem Reiche kam! Spät und langsam haben die Flamen angefangen, sich aus der Dienstbarkeit des französischen Geistes, die ihnen mehr und mehr auferlegt wurde, zu befreien. 1832 entstand Belgien, in dem es mehr Flamen gab, als Romanen, aber die französische Sprache wurde trotzdem wie selbstverständlich zur Staatssprache des neuen Königreichs bestimmt. Flamisch war Bauern-

und Dienstbotensprache, und sollte es bleiben. Keine Bildung, kein Amt, keine Wissenschaft außer auf französisch! Fast ist es ein Wunder, daß der flamische Stamm im 19. Jahrhundert sich doch noch zu erheben und sich auf seine alte germanische Sprache und Kultur zu besinnen versuchte. Bleibt er aber in Belgien nach dem Kriege doch mit dem Franzosentum zusammengekoppelt, so ist es wenig wahrscheinlich, daß er noch einmal zu geistiger Befreiung hindurchdringt.

Wenn wir nicht dafür sorgen, daß dem flamischen Volk seine germanische Zukunft sicher wird, mag es heute uns dafür danken oder nicht, so haben wir unverantwortlich an dem Germanentum im ganzen gehandelt! Es sind nicht so viel wirkliche Germanen auf der Welt, daß wir es vertreten könnten, ein Volk von mehr als vier Millionen germanischer Menschen von neuem der Verwelschung als Objekt auszuliefern. Heute gilt es, im ganzen für die Zukunft der Germanen in der Welt zu handeln. Germanisch heißt nicht ohne weiteres deutsch, und Germanen, die nicht eingedeutscht werden wollen, soll man nicht mit dem Deutschtum bedrohen oder verfolgen, bevor sie selber etwas davon wissen wollen. Etwas anderes aber ist es, ihnen durch die Tat zu zeigen, daß Deutschland entschlossen ist, ihre germanische Art uneigennützig vor dem Untergang zu bewahren. Uneigennützigkeit zur rechten Zeit und im rechten Sinn wird sich hier als der höchste Nutzen für die germanische Zukunft als solche erweisen. Wir können zwar heute nicht sagen, was aus dem bisherigen Königreich Belgien im Frieden wird, aber kann uns das hindern, heute schon die flamische Universität in Gent zu begünstigen? Das wäre eine Sache, um die die Flamen seit einem Menschenalter vergeblich mit dem Franzosentum gerungen haben, und kein Friede, wie immer er geartet sein mag, wäre imstande, ihnen die wieder zu nehmen. Daran, wie wir für Flamlands germanische Zukunft sorgen, wird man erkennen,

ob wir den Sinn dieses Krieges um unser Dasein mehr als oberflächlich begriffen haben!

In schneller Fahrt brachte uns der Wagen, mit dem wir von Brüssel gekommen waren, weiter von der gastlichen Tür des Kommandanten bis auf die Spitze der Mole. Dieser Bau ist so massig, daß man eher fast auf einer aus Quadern zusammengetürmten Halbinsel, als auf einem Hafendamm zu fahren glaubt. Wir stiegen aus und sahen über die Brustwehr, wo Matrosen am Geschütz exerzierten, hinaus auf die bewegte Fläche der Nordsee. Jeder von uns empfand, wie unmöglich es war, hier zu stehen und nicht zu fragen: Was wäre es für Deutschland wert, wenn es diesen Platz für immer behielte? Auch ohne ein Stratege zur See zu sein, begreift man leicht, wie die eigentliche Überlegenheit der englischen Seemacht über die deutsche darin besteht, daß ihre Basis, von der aus sie uns angreifen kann, vom Eingang des Kanals bis zur Nordspitze von Schottland reicht — während die unsrige nur einen Punkt im Vergleich dazu ausmacht! Aus dem engen Winkel der deutschen Bucht bei Helgoland müssen die deutschen Schiffe hervorkommen, wenn sie zur Schlacht wollen, und eben dahin zurück nach der Schlacht. Dieser Zwang für uns gibt dem Engländer in jedem Fall einen großen, und nur zu leicht einen entscheidenden Vorteil. Er kann uns vorteilhaft in der Flanke angreifen, er kann uns von weither leichte Streitkräfte in den Rücken schicken und die See dort mit Minen vollwerfen, er kann uns dazu bringen, die Schlacht, die wir wollen, unter ungünstigen Verhältnissen anzunehmen. Das alles wäre sicher gebessert, wenn wir für unsere Marine einen zweiten befestigten Stützpunkt in der Nähe des englischen Kanals besäßen. See-Brügge wäre schon solch ein Platz, und die Stimmung: hier sind wir und hier bleiben wir! wird jeden zunächst überfallen, der von diesem Standort nach Westen und Norden über das Meer hinblickt und sich vorstellt: Hier könnte einmal eine mächtige deutsche Seefestung entstehen!

Wie oft ist in diesen Jahren das Bild gebraucht worden: England streckt sich vor die Nordsee gleich einer Riesensperre, durch die alle anderen Anlieger dieses Meeres gezwungen werden, unter englischer Aufsicht zur See zu fahren! Wie lange ist es her — zwei Menschenalter — da ging vom deutschen Seehandel das Meiste überhaupt nicht weiter über die Nordsee, als bis zu den englischen Häfen, wo die überseeische Ware, soviel Deutschland davon bedurfte, in englischen Einfuhrspeichern gestapelt lag! Auch den deutschen Auswanderer und Reisenden, der in Länder jenseits des wirklichen Ozeans wollte, nahmen englische Schiffe dort auf. Seitdem sind Deutschlands Handel und Weltinteressen gewachsen und gewachsen, bis England, von Sorge und Neid gepackt, erklärte: Halt, nicht weiter! Freiheit der Meere wollt ihr? Es darf keine Freiheit der Meere geben, als eine englische, und keinen Seefrieden als den meinen — pax Britannica!

Grau wogend, schäumend, rauschend schlägt die Nordsee an den Damm, den die Könige diesseits und jenseits der Nordsee bauen ließen für den Tag ... ja welchen Tag? Für keinen andern, als den, da die Freiheit der Meere auf immer beschlossen und besiegelt werden sollte als eine Freiheit von Englands und sonst niemandes Gnaden. Hinter der Brustwehr steht jetzt der deutsche Matrose und lugt, das Fernrohr am Auge, auf die See hinaus, ob nicht in der Ferne ein Unterseeboot zu sehen ist, das dem Hafeneingang zusteuert — See-Brügge ist Station für diese deutsche Waffe zur Befreiung der Meere! Der Seemann lehrt das ungeübte Landauge das Fahrzeug entdecken, wie es durch die Wogen des Meeres herankommt, das das Deutsche heißt und heute durch England gerade uns Deutschen verriegelt ist! Wann wird die Nordsee in Wirklichkeit wieder das Deutsche Meer sein, das sie vor alters einmal war, damals, als die Angeln und Sachsen nach Britannien hinüberschifften, und später als England das Pfund der Osterlinge, der Kaufleute aus den Nordseequartieren der

deutschen Hansa, als die Grundlage seiner Münzrechnung annahm?

Wenn man uns fragt: wofür kämpft ihr gegen England? so sagen wir: für unsere Zukunft und für die Freiheit der Meere! Deutschlands Zukunft liegt auf der freien Salzflut. Was heißt denn aber Freiheit der Meere? Ist diese Freiheit nicht nur ein anderes Wort dafür, daß in der Nordsee die deutsche Flotte ebenso stark sein muß, wie die englische? Solange uns England überlegen genug bleibt, um unseren Schiffen die Nordsee zu verriegeln, um keine deutsche Dampferladung in Elbe und Weser aus und eingehen zu lassen, den Neutralen vorzuschreiben, wo sie fahren, was sie laden dürfen, so lange gibt es für Deutschland keine Freiheit der Meere, und wenn es für uns keine gibt, gibt es auch keine für die kleineren Nationen, die zur See fahren. Erst wenn Deutschland und England sich auf dem Ozean die Wage halten, dann sind die Meere wirklich frei — für uns und für die anderen. Dazu aber müssen wir imstande sein, die Engländer, sei es im Guten, sei es mit Gewalt, zu nötigen, daß sie uns zukünftig die Wege zwischen Nordsee und Ozean an ihrer Insel vorbei freigeben!

Ich sehe See-Brügge in Gedanken zu einer gewaltigen deutschen Meerfestung geworden. Ich sehe die lange Reihe der Batteriestellungen für schweres Geschütz, die unsere Leute jetzt vorläufig, um die Engländer zu empfangen, in die Rückseite der Dünenkette von See-Brügge bis über Ostende hinaus eingraben, in dauernde unüberwindliche Werke verwandelt. Ich sehe den stürmenden Wettkampf der Flottenrüstung, wie er nach dem Friedensschluß von neuem zwischen uns und den Engländern anhebt. Ich sehe Milliarden um Milliarden sich in Schiffspanzer, Geschützrohre, Unterseeboote, Festungswerke wandeln. Ich versuche zu denken, wie lange es dauern wird, wieviel Opfer es kosten wird, bis dann endlich die ungeheure

englische Flotte vor der ebenso ungeheuer gewordenen deutschen Seemacht, die auf Helgoland und auf See-Brügge sich stützt, kapitulieren muß: so sei es denn, wir sind am Ende! Die Nordsee ist fortan für euch frei, die Freiheit der Meere, ihr habt sie euch und jedermann, der zur See fährt, errungen!

Da wandelt sich das unruhige, stäubende, graugrüne Nordseebild in die blauspiegelnde, nur leise hier vom einmündenden Nilwasser getrübte Flut des Mittelmeeres. Die Mole von See-Brügge wird zu dem Damm, der das Hafenbecken von Port Said einschließt: statt des feuchtkalten Seewindes und des Winterhimmels über dem spärlichen Strandhafer auf belgischen Dünen liegt warmer Sonnenschein auf Dattelpalmen — und das Wort tritt mir in Erinnerung, das vor einem halben Jahre Tirpitz, der Schöpfer der deutschen Seemacht selber, den Offizieren mitgab, die er dem türkischen Bundesgenossen zu Hilfe entließ: Vergeßt den Weg nach Ägypten nicht!

Wahrlich, von dem Tage an, wo der Suezkanal unter dem Druck der Waffenstärke des deutsch-türkischen Bündnisses steht, da wird die Freiheit der Meere ebenso fest gesichert sein, wie sie es wäre, wenn See-Brügge unser zweites Helgoland und unsere Flotte in der Nordsee ebenso stark wie die englische geworden ist. Mag man England selbst in Ägypten lassen, mag Indien ihm erhalten bleiben — sobald erst die Eisenbahn vom Bosporus nach Kairo und von Bagdad nach Kabul geht, wirken durch das Mittelglied des verbündeten Orients die deutsche Macht und der deutsche Gedanke fernhin bis an den Nil und den Indus. Dann werden die Meere frei! England muß sie freigeben, England muß der Gewalt entsagen, die es bisher ausgeübt hat, die Nordsee vom Kanal bis Skagens Horn nach seinem Gefallen zu öffnen und zu verschließen. Das Siegel des Deutschen Meeres, das die Engländer heute noch in

ihrer Hand halten — es wird ihnen entrissen sein, sobald bei El Kantara und Suez Geschützdonner verkündet: Das Bündnis zwischen Mitteleuropa und dem Orient hat die englische Weltherrschaft gestürzt!

Burg Grobin 1915

Am 27. Juni

Grobin war das erste Haus der Deutsch-Ordensritter jenseits der Memelburg auf dem Heerweg von Preußen nach Livland. Merkwürdig, wie in unserem Volke die Erinnerung daran verschwunden ist, daß die Grenzen des Deutschen Reichs im Herrschaftsgebiet des Ordens Jahrhunderte lang weit über die Gegenwart hinaus nach Norden gereicht haben! In Mergentheim an der Tauber, wo der Orden als Reichsstand bis 1803 existierte, wo seine Residenz und sein Wappen den Leuten noch alle Tage vor Augen stehen, habe ich einmal an einem Stammtisch erzählt, daß diesem selben Orden einst alles Land von der Memel bis zum Finnischen Meerbusen, beinahe bis dort, wo heute Petersburg liegt, gehörte. Niemand wußte es. Auch für gebildete Leute ist dies ein ganz und gar vergessenes, untergegangenes Stück der deutschen Geschichte. So wird es auch wohl kaum jemanden im Deutschen Reiche geben, der den Namen und die Lage dieser alten kurländischen Ordensburg dicht bei Libau kennt, mit der das Gebiet des Landmeisters von Livland begann.

Es ist eine eigene Sache mit unserem deutschen Osten. Ich entsinne mich eines Gesprächs vor Jahren, wo ein Universitätsprofessor in einer Gesellschaft etwa dies sagte: „Für die große Mehrzahl der Gebildeten in Europa, und erst recht für die Amerikaner, liegt die östliche Grenze von Europa auf der langen Brücke, die hinter dem Berliner Schloß über die Spree führt. Dort steht das Denkmal des Großen Kurfürsten von Schlüter.

Der Mann aus New York, Madrid, Paris oder London besucht, wenn er nach Deutschland kommt, auch Berlin, und in Berlin geht er bis zu dem berühmten Denkmal, dem östlichsten Punkt in der Hauptstadt, der bei Baedeker mit einem Stern ausgezeichnet ist. Dort kehrt er um — und hat Deutschland gesehen. Hinter dem Kurfürstendenkmal fängt für ihn gleich der Osten an, und ob ein Stück von dieser unbekannten Welt Pommern, Posen, Kaluga oder Tobolsk heißt, das kann niemand, der nicht Spezialgeograph ist, so leicht unterscheiden."

Das war sehr fein gesagt, aber wenn man die Sache etwas verändert, dann ist es fast ebenso richtig, daß hinter dem bisherigen deutsch-russischen Grenzstrich auch wir Deutsche keine Vorstellung mehr haben von dem Vielerlei der Gebiete, aus denen das russische Reich besteht, und von den Unterschieden, deren manche uns nahe genug angehen. So sagte jemand, als wir vorgestern im Kraftwagen bei Nimmersatt hinter Memel aus dem bisherigen Deutschland hinausfuhren und die Tafel mit dem russischen Adler hinter uns war: Also jetzt sind wir in Rußland! Nein, erwiderte ich, wir sind nicht in Rußland, sondern in Kurland!

Der Kern des Unverständnisses in allem, was das baltische Land angeht, liegt darin, daß in Deutschland von jeher die Meinung bestanden hat: nach Osten liegen unsere Grenzen doch unverrückbar fest, und Rußland im ganzen ist uns eine so fremde Welt, daß keine Veranlassung ist, dort irgendwelchen inneren Scheidelinien nachzuspüren! Dazu kommt, daß bis jetzt keine direkte Eisenbahnlinie aus Preußen nach Kurland hinein existierte — die Russen wollten das nicht — und daß sich Litauen zwischen die beiden alten Ordensländer fast bis ans Meer einschiebt. Schamaiten, das heutige Gouvernement Kowno, hat nur vorübergehend den deutschen Rittern gehört. Die litauischen Fürsten waren zu stark, als daß der Orden sie hätte unterwerfen und ihr Land gleich Preußen mit deutschen Bauern und Bürgern kolonisieren können. Der Orden behaup-

tete nur den schmalen Küstenstrich, auf dem der alte Heerweg nach Livland ging und auf dem heute die deutschen Kraftwagen von Memel nach Libau fahren. Durch ihn allein hingen das preußische und das livländische Gebiet des Ordens über Land zusammen, und diese Unsicherheit der Verbindung bedingte es auch überwiegend, daß die bäuerliche Kolonisation des Ostens nicht über Preußen hinaus vordrang.

Wir gingen in dem mächtigen Mauerwerk der Ruine umher, und, indem ich den deutschen Reisegefährten etwas von baltischer Vergangenheit erklären wollte, kam mir wieder wie damals zwischen Gent und Brügge das alte Auswandererlied der Flamen in den Sinn, mit dem die Leute, die an der Schelde zu Hause waren, ins deutsche Kolonialland zogen:

Naer Oostland willen wij rijden — — —

Sie sind weit genug nach Ostland gekommen, die Flamen, aber doch ist kein Bauer aus Deutschland bis nach Livland gegegangen. Hier blieben die Einheimischen unvermischt mit deutschen bäuerlichen Ansiedlern in ihrem Lande sitzen; sie wurden Untertanen des Ordens, der deutschen Bischöfe und Städte, lernten nach deutscher Art säen und ernten, hörten zum Teil auf, gleich den Litauern und Slawen in Dörfern zu wohnen und siedelten sich auf Einzelhöfen an, wie die Leute in Westfalen, dem Lande, wo die Mehrzahl der Ordensangehörigen herstammte. Sie wurden auch protestantisch mit ihren Herren, als die Reformation nach Livland kam, ließen von deutschen Pastoren Bibel und Gesangbuch in ihre Sprache übersetzen, ihre rauhe und ungefüge Mundart zum Schriftgebrauch formen, lernten ihre Bücher gleich den Deutschen mit gotischen Lettern drucken, aber sie behielten die undeutsche Sprache und das undeutsche Volkstum. Deutsch und Undeutsch — diese Scheidelinie zwischen den beiden Teilen der Bevölkerung ist vom 13. Jahrhundert bis heute geblieben. Als es schien, daß die Letten und Esten auf dem Wege über Schule und Hochschule

ins Deutschtum aufgehen wollten, wälzte sich die trübe russische Flut zugleich über Deutsche und Undeutsche, um hüben und drüben zu zerstören, was aus der abendländischen Kulturwelt stammte und dem barbarischen Wesen darum fremd und feindlich war.

Für mich ist heute ein Tag der Hoffnung und der guten Vorzeichen. Ich sehe, wie unsere Feldgrauen ihre Waffen an die granitnen Findlingsblöcke und gedunkelten Backsteine lehnen, aus denen die Mauern der alten Deutsch-Ordensburg gebaut sind! Zum ersten Mal seit dreieinhalb Jahrhunderten haben wieder deutsche Krieger dies deutsche Kolonialland betreten. Schade, daß die Braven nicht wissen: dies Bollwerk wurde einst von Deutschen gebaut, um deutsche Herrschaft zu sichern. Einmal aber kommt auch der Tag, wo in der deutschen Volksschule etwas von Livland erzählt wird, des alten Reiches stolzer Kolonie, die im Russenkrieg wieder deutsch wurde! Zuletzt ist die innere Logik der Dinge doch stärker, als selbst die menschliche Unkenntnis, die stärkste der Mächte, die den Lauf der Politik für gewöhnlich bestimmen. Es ist schmerzlich, daß in Kurland, Livland und Estland, der alten Livonia, selbst unsere Gebildeten meistens nur ein Stück Rußland sehen. Wenn unsere Heere weiter vordringen, so werden sie aber schon erfahren, was dies für ein Land ist. Auf den Edelhöfen, in den Pfarrhäusern auf dem Lande, in den Flecken und Städten, werden sie zu spüren bekommen, daß deutscher Geist hier herrscht. Der Russe weiß nicht — weiß zum Glück nicht! — wieviel er aufs Spiel setzt, wenn er noch weiterkämpft. Der wütende Haß, der ihn vordem dazu trieb, die deutsche Kultur im baltischen Lande zu zerstören, der treibt ihn auch weiter dazu, alles an alles zu setzen und selber die deutschen Heere weiter zu führen, als die Staatsmänner und die politisch-nationalen Geographen unserer öffentlichen Meinung am Anfang des Weltkrieges dachten.

Diese Burg Grobin hat noch viele ihresgleichen im Lande. Doblên bei Mitau und die Bauskenburg im südlichen Kurland,

Kokenhusen an der Düna, das mächtige Schloß Wenden in Livland, das einst die Residenz der livländischen Meister war, Fellin, das größer war als selbst die gewaltige Marienburg, die Domruine von Dorpat und die Trümmer der aus weißleuchtendem Kalkstein gebauten Schlösser und Klöster in Estland, sie alle sind noch größere und eindrucksvollere Zeugen der deutschen Geschichte Alt-Livlands. Lauter als sie aber redet der lebendige deutsche Geist, der sich bis heute im Lande erhalten hat, der Geist, der stark genug war, auch nach der Trennung der baltischen Lande vom Reich, allein auf sich gestellt, die deutsche Kultur in ihrem vollen Gehalt mehr als drei Jahrhunderte hindurch gegen wechselnde Fremdherrschaften zu behaupten. Wo ist der zweite deutsche Stamm, der das geleistet hat? Wo ist er, dessen Söhne ihre Herkunft stolzer zu bekennen vermögen, als wir, wenn wir auf die Frage, ob wir Balten sind, antworten: Gott sei Dank, ja!

Ich lege meine Hand an den granitnen Findlingsblock, den vor Jahrhunderten der Bruder vom Deutschen Hause, dem diese Burg zu bauen anvertraut war, zurechthauen und in die Mauer fügen ließ. Ich fasse den Stein und sage zu ihm: Du Stein, ich bin wieder in meine Heimat gekommen, du gehörst auch dazu! Hörst du, der Russe ist nicht mehr hier, er zieht von dannen, unser deutsches Heer jagt ihn aus dem alten deutschen Lande! Weiß man in Deutschland, was körperliches Heimatsgefühl ist? Wir haben es, denn ich kann keinen Ausdruck finden, der besser als dieser die vollkommene, bis zur Ausschließung alles anderen Empfindens gehende Hingabe an den Augenblick bezeichnet, wo wir nach langer Trennung wieder zu Hause sind. Im baltischen Lande habe ich dies Gefühl von Kindheit auf. Eine besondere Schickung war es, daß ich in Südwestafrika etwas erlebt habe und festhalte, was ihm nahe kommt. Nie werde ich ein anderes Lebensziel haben, als für Deutschland zu arbeiten, das die Daseinsgrundlage meines Volkstums ist, aber wohin ich die Schritte zwischen Memel und Bodensee auch lenken

mag — Heimatgefühl kenne ich nur auf baltischer und afrikanischer Erde.

Niemand im übrigen deutschen Volk kann in diesem Augenblick, wo als erstes Stück vom baltischen Lande die eine, kleine Ecke von Kurland wieder unter deutsche Hand gekommen ist, wirklich das alles mit uns fühlen, was wir Balten empfinden. Er kann es nicht, weil niemandes Wesen so ganz in das dauernde Erleben des Heimats- und deutschen Kulturgedankens, im Widerstreit mit der Staatszugehörigkeit, getaucht ist, wie das unsrige. Dies ist in siebenhundert Jahren der dritte Kampf zwischen Deutschtum und Russentum um Alt-Livland. Der erste hub an, als Bischof Albert die deutsche Stadt Riga am Ausfluß der Düna gründete und den Ritterorden ins Leben rief, durch den Livland dem Christentum und der abendländischen Kultur unterworfen werden sollte. Mochte auch dem siegreichen Vordringen des Deutschtums eine Schranke gesetzt werden, als in jener Eisschlacht auf dem Peipussee das Heer der Nowgoroder unter Großfürst Alexander die deutschen Ritter überwältigte — Livland blieb dem russischen Vordringen entrissen! Es ist nicht russisch, sondern deutsch geworden und bis heute deutsches Kulturland geblieben. Der zweite Kampf fing an, als am Beginn des 16. Jahrhunderts Moskowitische Scharen gegen Westen vordrangen, um Livland, das Hindernis auf dem Wege zur Ostsee, zu zertrümmern. Walter von Plettenberg, der große Ordensmeister, schlug die Russen und schuf noch einmal einen fünfzigjährigen Frieden; dann aber brach das Unheil herein. Iwans des Grausamen tatarische und russische Mordbrenner überschwemmten das Land. 1560 in der Schlacht bei Ermes sank die Ordensfahne, um nie wieder aufgerichtet zu werden. Als der tapfere Rittmeister Heinrich Boismann die brennende Lunte in den Pulverkeller des Schlosses Wenden warf, um die Verteidigungsmannschaft samt den geflüchteten Einwohnern der martervollen Ermordung durch die stürmenden Russen zu entziehen, war die alte Geschichte Livlands zu Ende. Dreihundertfünfzig Jahre

hat das Land dann unter Polen, Schweden und Russen gelegen, bis der Russe zur letzten Entscheidung gegen das Deutschtum auszog. Nun handelt es sich zum dritten und hoffentlich letzten Mal darum, ob Livland ein deutsches oder ein russisches Land sein soll.

Nicht wir, sondern Rußland hat diese Frage von neuem gestellt, die für das Empfinden der meisten bei uns schon lange endgültig gelöst zu sein schien! Deutschland in seiner Friedfertigkeit hatte sich ja lange damit abgefunden, daß diese alte Kolonie aufgehört hatte, ein deutsches Kulturland zu sein. Wir Balten haben geschmeckt, wie es tat, ganz allein dazuliegen, Auge in Auge mit der Barbarenfratze, die auf unserem Leibe festgekrallt, mit ihrem Anhauch den deutschen Geist bei uns zu töten suchte — und derweil rief selbst Bismarck, der Schmied des Reichs, uns zu: Kerls, wollt ihr denn ewig leben! Da zwang das Schicksal den Gegner, daß er das, was schon sein war, noch einmal auf die Entscheidung des Schwertes stellte. Bei Gott, sollen wir uns nun nicht wieder holen, was einmal unser war und was uns der Moskowiter auf der Spitze des Schwertes als Kampfpreis entgegenträgt?

Müßten wir nicht blind und taub sein, um unsere Einsicht davor zuzuschließen, daß uns nach dreieinhalb Jahrhunderten das Schicksal die einmal verlorene und nie mehr erhoffte Gelegenheit wiedergibt, das Elend des alten Deutschen Reichs wieder gut zu machen, um dessentwillen das deutsche Kolonialland schutzlos und kampflos dahinging? Was macht uns denn die größte Sorge um unsere Zukunft? Die Enge des deutschen Bodens ist es, die uns zwingt, je mehr unsre Zahl wächst, desto mehr Mittel zum Leben aus der Fremde zu holen. Unsere Gegner können sich auf weiträumiger Grundlage dehnen, sei es diesseits, sei es jenseits des Meeres; wir aber sind im Vergleich zu unserem Wachstum und zu unserer Lebensfülle in so drückende Grenzen gepreßt, wie noch nie ein großes Volk.

Jetzt ist die Stunde, wo wir einen machtvollen Schritt aus der Enge heraus tun können: dort vorn, im Baltenland ist noch Platz für viele deutsche Bauern, für die zwei Millionen deutscher Kolonisten tief in Rußland, die jetzt durch die Barbaren ins Elend gejagt werden, fort von der Scholle, zu deren Bebauung man sie vor hundert Jahren rief, die sie aus Steppe und Einöde zu fruchtbarem Kulturland umgeschaffen haben. Sterben und verderben sollen sie, wenn es nach dem Willen des Feindes geht — und wir sollten nach dem Kriege nicht aus der russischen Hölle herausholen, was von diesen unseren Volksgenossen dann noch übrig ist? Sie nicht dorthinbringen, wo wieder deutsch gewordene Erde Raum für ihre Ansiedelung bietet? Wie schwer wäre es, dann noch Deutscher zu heißen!

Hier in Grobin steht das erste Ordenshaus in dem Lande, das sieben Jahrhunderte zurück Bischof Albert deutsch werden hieß. Die letzte livländische Burg steht fern im Nordosten, wo der Narwa-Fluß auf seinem Lauf zwischen dem Peipussee und dem finnischen Meerbusen die Grenzscheide gegen Rußland bildet. Hüben liegt Estland, drüben Moskowien. Zwei Burgen liegen sich, wo die Straße den Fluß kreuzt, auf beiden Ufern gegenüber: das Ordensschloß Narwa und die alte Moskowiterfeste Iwangorod. Narwa war einst die Grenzhut des deutschen Reichs — und wenn man Litauen dazurechnet, das auch einmal unter dem deutschen Orden stand, so ist von Grobin bis Narwa auf dünn bevölkertem Raume, der so groß ist, wie ein Drittel von Deutschland, Platz genug, um das deutsche Hundertmillionenreich unserer Kinder und Enkel Wirklichkeit werden zu lassen: das Reich, das in seinen eigenen Grenzen Nahrung genug haben wird für alle, die es bewohnen.

Spala 1915

Am 10. Juli

Fast ein halbes Jahr schon steht die Kampffront hier in Polen zwischen Lodz und Warschau. Seit kurzem aber geht durch die militärischen Tischgenossenschaften ein Raunen, daß Großes bevorsteht. Leise sagt es einer dem andern: Was jetzt kommt, geht, scheint es, aufs Ganze! Wir alle wissen, daß nur sehr wenige Menschen davon Kenntnis haben dürfen, was geplant ist. Bis zum letzten Augenblick erfahren selbst Männer in hoher Stellung von der Summe der Bewegungen, durch die der Erfolg herbeigeführt werden soll, nur das Teilstückchen, für das sie selber verantwortlich sind. Trotzdem ist diese ganze feldgraue Welt umflossen von einer wunderbaren Atmosphäre gehobenen, freudigen Vertrauens auf das Kommende, das sich vorbereitet. Ist es nicht wunderbar? Vor einem Jahre noch gab es fast niemanden außerhalb der Armee, ja selbst nur außerhalb eines engen Kreises in der Armee selbst, der Hindenburgs Namen kannte, und heute bekennt sich ein Volk in Waffen, indem es ihn nennt, zum Glauben an den Sieg im Weltkriege!

Wir waren heute an der Front, an der Rawka. Von Lodz ging es über Lowicz bis in die vorderen Stellungen, dann zurück und in weitem Bogen nach Skiernewice, wo das einfache kleine Schloß steht, in dem Alexander III. von Rußland so oft verweilte. Dort hat zur Zeit seines Vaters auch die berühmte Zusammenkunft stattgefunden, die das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland nach seiner ersten Erschütterung — auch sie geschah um Österreichs willen! — wieder festigen sollte. Jetzt sind wir im Jagdhaus Spala. Die Stille inmitten seiner großen Forsten liebte Nikolaus II. ebenso, wie sein Vater das Schlößchen von Skiernewice.

Die Straßen in Polen sind jetzt gut, soweit unsere Truppen

sie hergerichtet haben; nur wo man sie noch in ihrem früheren russischen Zustande zu sehen bekommt, sind sie schrecklich. Straßenbauten sind ein sicherer Kulturmaßstab, darum sind sie auch überall vernachlässigt, wo der Russe herrscht. In Rußland gibt es ein Sprichwort: „schwelgen wie ein Wegebauer." Das heißt, wer den Auftrag erhalten hat, eine Straße zu bauen, der kann viel Geld in seiner Tasche verschwinden lassen. Daß er es tut, ist selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich sind als Folge die schlechten Straßen.

Der Kraftwagen fährt über den Marktplatz von Lowicz. Wieder dieselbe typische Form des Rathausbaues, das zweistöckige Viereck in bestimmten Proportionen, mit dem rittlings mitten auf das Dach gesetzten Turm. So ähnlich sehen die Rathäuser aller Städte und Städtchen in dem Teil von Polen aus, den unsere Truppen besetzt haben, sodaß man glauben muß, sie seien nach ein und demselben Schema zu ein und derselben Zeit, vielleicht vor hundert Jahren, gebaut. Sehr merkwürdig, daß sie gerade so aussehen, wie die Rathäuser in den kleinen Städten der Mark Brandenburg. Merkwürdig und doch leicht zu erklären, denn gerade dieses Stück von Polen hat von der dritten polnischen Teilung bis zum Tilsiter Frieden, 1795—1807, als Neu-Ostpreußen und Südpreußen zum Königreich Preußen gehört. Die preußische Verwaltung fing an, Ordnung in das verwahrloste Land zu bringen, und das erste, was sie tat, war, daß sie in den Städten ordentliche Rathäuser baute. Die stehen noch heute als Denkmäler jener zwölf preußischen Jahre da.

Was wäre aus Preußen, was wäre aus der deutschen Zukunft geworden, wenn dies ganze große Stück polnischer Erde beim Staate Friedrichs des Großen geblieben wäre? Kalisch, Warschau, Bialystok, Suwalki waren damals preußische Städte. Hätte wohl Preußen dann ein Nationalstaat bleiben, seinen deutschen Beruf erkennen und Deutschland, so wie es 1866 und 1870 tat, zu Einheit führen können? Schwerlich! Mit

einem Drittel polnischer Bevölkerung wäre sein schlechthin deutscher Charakter nicht zu erhalten gewesen. Für die Zukunft Preußens und Deutschlands war es ein Glück, daß auf dem Wiener Kongreß 1815 nur so viel polnisches Land bei uns blieb, wie bleiben mußte, wenn wir die Möglichkeit behalten wollten, unsere Ostgrenze zu verteidigen.

Zur alten polnischen Zeit war Lowicz eine Art Fürstentum der Radziwills. Weit und breit lag Radziwillscher Besitz. Dann gab es auch einmal eine wirkliche Fürstin von Lowicz. Sie hieß zuerst Gräfin Grudzynska und war die Gattin des russischen Großfürsten Konstantin, eines Bruders Alexanders I., der Vizekönig von Polen war. Um seiner unebenbürtigen polnischen Gemahlin wegen leistete er zugunsten seines jüngeren Bruders Nikolaus Verzicht auf den russischen Thron. Er selbst blieb in Warschau und sollte nach der Pariser Julirevolution 1830 die polnische Armee als Vorhut der russischen nach Frankreich führen, um die verjagte bourbonische Dynastie wieder einzusetzen. Statt dessen flammte das übergesprungene Julifeuer in Warschau selber auf, der Großfürst mußte flüchten, und mit der Niederwerfung des Aufstandes wurde Polen — unter der Form der Union mit dem Kaiserreich Rußland — aus der Liste der Länder mit eigenen Rechten gestrichen.

Die Polen sagen, ihr eigentliches Unglück sei die hundertjährige deutsch-russische Freundschaft gewesen. Wenn Rußland seine polnischen Untertanen drückte, so mußten auch wir unsere Polen drücken, wollten wir Freund mit Rußland bleiben. Hundert Jahre haben wir auf das scharfe Mittel verzichtet, das wir in dem Augenblick gegen Rußland in die Hand bekommen hätten, wo wir polenfreundliche Politik machten. Mit Polen ist Rußland nach Mitteleuropa hinein verzahnt. Auf Polen gestützt hat es den Krieg von 1914 eröffnet. Soll es in Zukunft für Deutschland und für Europa unschädlich gemacht werden, so muß es Polen verlieren. Ein kluger Pole sagte mir heute im Gespräch: wir können vertragen, daß wir bei Rußland bleiben,

wir könnten uns damit abfinden, daß wir ganz an Deutschland kommen, wir sind bereit, uns an Österreich anzuschließen — nur eins darf nicht geschehen, die vierte Teilung Polens. Wolltet ihr euch mit Österreich in Polen teilen, dann vergäßen wir alles andere über dem Schmerz dieser neuen Zertrennung, dann bliebe Polen für euch eine offene Wunde, und stets wird uns Rußland gegen euch und Österreich aufbieten können, indem es uns die nationale Einheit auf eure Kosten verspricht!

Weiter sauste der Wagen durch Lowicz, dann auf der Straße zur Rawkastellung durch die wunderbare Allee, die noch aus der alten Zeit der Radziwills stammt. Nicht lange und der Fahrer biegt rechts ab, wo hinter Parkbäumen eine Schloßfront und ein Turm sichtbar werden. Vor dem Portal halt. Wir sind in Njeborow, einem Sitz des fürstlichen Geschlechts. Von hier stammte Elise Radziwill, die Jugendliebe Kaiser Wilhelms. Das Schloß wartet gerade auf die Einquartierung eines hohen Stabes. Es ist auch vor dem Kriege bewohnt gewesen, aber vernachlässigt. Im Treppenhaus stehen allerlei wertvolle antike Marmorwerke und minderwertige Skulpturen durcheinander. In den Zimmern gibt es herrliche Seidentapeten aus dem 18. Jahrhundert, aber morsch und voll fadenscheiniger Stellen. Ein wunderliches Gemisch von Möbeln; Rococostücke von höchster Kostbarkeit und erlesenem Geschmack, dazwischen Fabrikware und plumpe Schreinerarbeit von heute. Brüsseler Teppiche, wie sie in ein Fürstenschloß gehören, liegen gemischt mit Stücken der kleinbürgerlichen guten Stube vor zwanzig Jahren. Prachtvoll ist die Bibliothek. Schränke und Inhalt, alles stammt aus der Zeit der französischen Enzyklopädisten. Der Fürst Hieronymus Radziwill, Elisens Großvater, muß ein sehr gebildeter Mann gewesen sein, denn die Bücher sind nicht nur schön gebunden aufgestellt, sondern wer einen Band in die Hand nimmt, sieht auch, daß darin gelesen worden ist. Andere als französische und lateinische

Bücher habe ich nicht bemerkt, aber es stehen viele Tausende in den hohen Glasspinden.

Im Nebenzimmer war das schönste Stück ein mächtiger Globus aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dies Alter ergab sich, wenn man die Staatengrenzen und Namen betrachtete. Mit schöngeschnittenen Buchstaben lief über unsern Erdteil der Name Europa. Das E stand in Spanien, das A in der Gegend von Minsk. Dort lag damals die Grenze von Polen gegen Moskau. Jenseits Polen begann also Asien. Mir fiel dabei ein Kartenspiel ein, aus irgendeiner Bibliothek vor vielen Jahren. Das Original dazu muß um dieselbe Zeit gezeichnet worden sein, wie der Globus von Njeborow. Die Könige waren der römische Kaiser, der König von Frankreich, der König von Spanien, der König von England; von den Buben habe ich nur zwei behalten, den Großherzog von Toskana und den „Großfürsten in der Moskau". Der äußere Stand des Großfürsten hat sich stark geändert, aber innerlich hört Europa im Grunde auch heute noch dort auf, wo man an die Grenze des alten Moskowiterreichs kommt. Wirklich, Minsk ist ein guter Platz, um dort in Zukunft von neuem das A am Ende von Europa hinzumalen. Hindenburg und ihr Feldgrauen, helft, daß es wieder so werde!

Spala wird jetzt zu einem Erholungsheim für unsere Offiziere von der Front in Polen gemacht. Aus Rücksicht auf die russische kaiserliche Familie bleiben die oberen Gelasse, wo die Herrschaften wohnten, unbelegt. Alle Kostbarkeiten der Einrichtung sind verpackt und in Sicherheit gebracht; man sieht in den Zimmern nur noch die Möbel und die unberührten Fußbodenteppiche — im Zimmer des Kaisers einen herrlichen Turkmenen, dessen Wert nur jemand ahnen kann, der die Teppichbazare von Buchara und Merw kennt. Merkwürdig, so durch die Räume zu gehen, die der Herrscher bewohnt hat, dessen Charakter den Ausbruch des Weltkriegs von 1914 entschied. Nikolaus II. war in seiner

mit Aberglauben und Eigensinn gepaarten Haltlosigkeit nichts Besseres, als der willenlose Vollstrecker des panslawistischen Eroberergedankens im Russentum. Sein Vater Alexander III. hatte zwar auch nur einen beschränkten Geist, und sein Wille war unfrei, aber ihn trieb wirklich der lebendige Glaube an die von Gott gewollte Selbstherrschaft und an das panslawistische Dogma, so wie er beides von Pobjedonoszew gelehrt worden war. Der Sohn hat als Selbstherrscher abgedankt, und wenn er doch noch zäh-eigensinnig an dem leergewordenen Wort „Selbstherrschaft" hängt, so jagt er damit einem Schemen nach, das von der wirklichen Macht des Entschlusses so weit entfernt ist, wie die ganze Persönlichkeit dieses Herrschers von der seines kraftvollen Urgroßvaters, des ersten Nikolaus.

Vom Schloß Spala ist es ein kurzer Gang durch den Park und weiter auf der Straße bis zur Pilica hinunter, die durch das große Wald- und Jagdrevier fließt. Über den Fluß führt eine schöne Brücke. Ich sprach ein paar Worte mit einem der Wächter, die vom Personal der Schloßdienerschaft hiergeblieben sind. „Auch Kaiser Alexander III.," sagte er, „ist gerne hierher gekommen. Damals wurde der Baumwuchs im Park so niedrig gehalten, daß man von den Fenstern des Schlosses die Aussicht auf das Wasser und den Wald am jenseitigen Ufer frei hatte. Der jetzige Kaiser kümmerte sich nicht um die Bäume und ließ sie in die Höhe wachsen; er kam mit seiner Familie nur zum Tennisspielen auf die Wiese am Fluß."

Von der Brücke aus öffnet sich nach beiden Seiten ein unbeschreiblich schöner Blick auf die Fluß- und Waldlandschaft an der Pilica. Jenseits ragt wunderbarer Hochwald, davor breiten sich buschbestandene Flußwiesen, stillfließendes, schwärzlich spiegelndes Wasser — und ein weich verschwimmendes Dunkel, dort, wo in der Ferne sich Wiese, Wald und Fluß ineinander verloren. Lange, lange konnte ich mich nicht losreißen. Ergreifend in der Stimmung, überwältigend — aber kein deutsches Bild mehr! Vielleicht, daß es vor Jahrhunderten auch

zwischen Elbe und Oder so aussah; wer aber heute die reine Naturform dieser träumerisch-kulturfernen, dem Weltverkehr scheinbar unendlich weit entrückten Pilicalandschaft unter dem Schloß von Spala wiederfinden will, der muß tief nach Rußland hinein, ja bis über den Ural an die Flüsse im sibirischen Waldland gehen.

Wiederum ist doch etwas in dem Bilde, das dem Westen verwandt ist, denn aus unseren Bäumen, unseren Sträuchern, unseren Blumen baut die Landschaft sich auf. Es ist, als ob der Charakter einer östlicheren Welt über Einzelelementen liegt, die alle dem Westen entstammen. Hier ist nicht Mitteleuropa und hier ist nicht Asien, hier ist ein Land für sich, das zwischen beiden liegt: Polen. Wer wollte solche Landschaftsstimmungen als Urgrund für politische Erkenntnisse nehmen! Dennoch war es das Bild von der Pilicabrücke aus, das mir die Einsicht verkörperte: Polen ist ein Mittelding zwischen dem abendländischen Europa und dem Osten, und für denjenigen der beiden Teile könnte die Wagschale sich neigen, dem Polen endgültig zufällt! Polen kann im zukünftigen Mitteleuropa darum nicht auf die Dauer entbehrt werden, weil es notwendig ist für die Sicherung Mitteleuropas gegen das moskowitische Rußland. Dieser Krieg zeigt uns: bleibt Polen bei Rußland, so bleibt damit fortdauernd auch die Gefahr des russischen Übergewichts bestehen; tritt Polen dagegen zu Mitteleuropa, so ist es möglich, das Moskowitertum bis in seine eigentlichen Stammesgrenzen zurückzudrängen.

Jetzt erst wissen wir doch wirklich, was die russische Gefahr ist! Jetzt erst haben wir es zu spüren bekommen, was der russische Jahreszuwachs von drei Millionen Menschen, was die Selbstvermehrung der russischen Masse von 80 auf 175 Millionen im Laufe von kaum anderthalb Menschenaltern für uns bedeutet, auf einem Gebiet, das allein an Ackerland sechsmal so groß ist als ganz Deutschland. Diese 175 Millionen sind das

Material, mit dem die Zerstörung unserer Zukunft im Orient, die Zertrümmerung Österreich-Ungarns als Schutzwall für Mitteleuropa, die Zerdrückung Deutschlands zwischen Rußland und den Feinden im Westen organisiert werden sollte. Die Hauptstellung, um diesen Angriff zu eröffnen, war Polen. Bleibt Rußland durch den Besitz Polens nach Mitteleuropa hinein vorgeschoben und dadurch imstande, seine ungeheuren Heeresmassen in nächster Nähe des mitteleuropäischen Kultur- und Bevölkerungszentrums zum Ansturm zusammenzuballen, so wird sein Druck für uns je länger desto unerträglicher werden.

Nehmen wir Polen politisch nach Mitteleuropa hinein, so müssen wir ihm aber auch in dieser Gemeinschaft eine Stätte bereiten, die ihm so weit zusagt, daß es dann aus freiem Willen bei uns bleibt. Verengern und beschneiden wir ihm seine nationale Existenz derart, daß ihm das Zusammenleben mit uns unleidlich wird, so ist nicht zu vermeiden, daß es der Lockung von Osten folgen wird, sobald man ihm von dort eine Genossenschaft unter Bedingungen verspricht, die ihm besser gefallen. Polen kann je nach den Umständen mit Rußland oder mit Mitteleuropa zu leben versuchen, aber wenn es die eine Art von Gemeinschaft als drückend empfindet, wird es stets, um Verminderung des Drucks zu erreichen, in die andere streben. Nie wieder brauchen sich die Türen in dem kleinen Jagdschloß an der Pilica für einen russischen Zaren zu öffnen, nie wieder wird sein Blick auf dies Waldbild als auf sein Eigentum fallen, wenn wir die Bedeutung Polens für Europa und seine natürliche Wichtigkeit für die Verteidigung unserer Kultur gegen den zerstörenden Eroberungstrieb des Moskowitertums recht verstehen. Polen, Litauen und die Ostseeländer von der russischen Knechtschaft befreit und mit dem mitteleuropäischen Herkunftsgebiet ihrer Kultur wieder vereinigt, bedeuten für Deutschland, für das übrige germanische Europa und für das zu Europa gehörige Slawentum das Ende der moskowitischen Gefahr. Ohne daß die Westslawen gegen Rußland

selbständig werden, ist der Moskowitismus nicht zu besiegen, und Polens Zugehörigkeit ist hierfür entscheidend! Das hat mir die Landschaft an der Brücke von Spala von neuem gedeutet.

Björkö im Mälar 1915

Am 7. Oktober

Björkö heißt Birkeninsel. Hier lag zwischen 800 und 900 nach Christus die größte Herrscher- und Handelsstadt im germanischen Norden: Birka. Von Stockholm aus hat es mich lebhaft hierher verlangt, aber um diese Jahreszeit ist nur noch selten Verkehr nach den Inseln im inneren Mälarsee; will man nicht tagelang warten, so muß man für sich allein einen kleinen Dampfer mieten, um hinzukommen. Die Fahrt dauert gegen drei Stunden. Gleich Anfangs, wo die Ufer noch mit Villenorten und Landhäusern besetzt sind, die dicht am Wasser stehen, lernt man den eigentümlichen Charakter des Mälarsees kennen. Er bildet trotz seiner Ausdehnung fast nirgends einen großen zusammenhängenden Wasserspiegel, sondern besteht überwiegend aus einer Menge gewundener Arme und langer, schmaler Buchten zwischen bewaldeten Granitrücken.

Halbwegs nach Björkö liegt zur Rechten eine Insel, deren schwedischer Name soviel wie „Esten-Zerbrechung" bedeutet. Das ist eine Erinnerung an die älteste Zeit, wo zwischen den Küsten der Ostsee herüber und hinüber gestritten wurde, schwedische Wikinger nach Kurland und Estland fuhren und estnische Seeräuber bis in den Mälar hineindrangen. Eine Stunde darnach erweitern sich die Gewässer des Sees zum ersten Mal und Dampfer beleben sie, die in verschiedener Richtung unterwegs sind. Hier kreuzen sich nämlich die vier Hauptschiffskurse über den Mälar: vom Ausfluß bei Stockholm im Osten; von der alten Südmündung, die durch den Södertelgekanal

wieder aufgeschlossen ist; von Sigtuna und Upsala im Norden, und vom Binnenlande her im Westen. Am Schnittpunkt liegt das kleine Felseiland Björkö, mit wenigen Morgen Ackerkrume, fünf oder sechs bescheidenen Bauernhöfen und dem Heim eines schwedischen Malers. Sobald der kurze Sommer geschwunden ist, liegt die Insel fast außer Verbindung mit der übrigen Welt; zur schönen Jahreszeit dagegen ist sie ein nationalschwedischer Ausflugs- und Wallfahrtsort.

Auf Björkö darf kein Zweig gebrochen, keine Blume gepflückt werden; es gibt keine Einkehrwirtschaft und wer Mitgebrachtes verzehren will, darf es sogar nur an Bord des Dampfers tun, damit keine Überbleibsel und Hüllen auf dem Boden der Insel umherliegen. Diese wurde dem schwedischen Volk und der schwedischen Geschichte als ein Erinnerungsheiligtum geweiht, nachdem die Ausgrabungen der beiden letzten Jahrzehnte den Beweis dafür geliefert hatten, daß sie dasselbe ist, wie das Birka der altschwedischen Zeit.

Vom Anlegeplatz folgt der Besucher dem Pfad, der nach rechts auf eine Granitkuppe führt. Ihr abgerundeter Gipfel trägt ein in altertümlicher Form errichtetes Steinkreuz zum Gedächtnis Ansgars, des Apostels des Nordens. Mit dieses Mannes Namen sind wir in der Zeit, wo von dem fernen Björkö weltgeschichtliche Wirkungen ausgingen. Ansgar wurde vom Kaiser Ludwig dem Frommen und noch einmal von dessen Sohn Ludwig dem Deutschen ausgesandt, um in den Nordländern das Christentum zu verkünden. Er hat dort nicht viel erreicht, denn es war die wildeste und lockendste Zeit der Normannenfahrten. Das Erbrecht des Nordens schloß die jüngeren Söhne von Haus und Hof aus, und die erstarkende Königsgewalt beschränkte die unbändige Freiheit der Einzelnen. Das wirkte zusammen, um von den skandinavischen Küsten Wikingschiffe bis in die südlichste und nördlichste Ferne zu führen, nach Island, Grönland und dem amerikanischen Vinland, an die englischen und deutschen Küsten, ja in die Rhonemündung, nach Apulien, auf die russi-

schen Ströme und nach Byzanz. Aus Birka werden auch Rurik und seine Brüder ausgefahren sein, um unter den Slawen in Groß-Nowgorod ihre Herrschaft zu gründen.

Vom Felsgipfel neben dem Ansgarkreuz übersieht man die Lage der alten Stadt. Den Bergrücken, auf dessen höchstem Punkt wir stehen, umzieht ein gut erhaltener Ringwall aus aufgetürmten Steinen, mit mehreren Eingängen. Das war die Burg. Gegen den Landungsplatz zu dehnt sich am Fuß der Höhe ein dunkelfarbiger Ackerboden aus. Der Pflug hat ihn gerade zur Herbstbestellung umgebrochen, und man sieht deutlich, wie längs einer geraden Linie, wo ein Fußpfad läuft, die beinahe schwarze Farbe in gewöhnliches Graubraun übergeht. Soweit die Stadt reichte, ist schwarzer Grund. Wahrscheinlich sind es winzige Kohlenpartikel, die ihn färben. Edelmetall in Menge und andere Funde sind aus diesem Boden geholt worden, und sicher stecken noch viel ungehobene Schätze in ihm.

Jenseits des schwarzen Grundes liegt ein Birkenwald, dessen Wipfel über Tausenden von Grabhügeln rauschen. Es stehen noch viele solcher Gräber einzeln und in Gruppen zerstreut auf der Insel, im ganzen dreitausend, aber bei weitem die meisten liegen auf dem engen Raum zwischen der alten Hafenbucht und der Stadt beisammen. Auf dieser Seite sind auch noch die Stadtmauer selbst und die Reste des Haupttores, durch das es zum Hafen hinunterging, erhalten. Auch diese Mauer und die runden Tortürme waren aus unbehauenen Steinblöcken ohne Mörtel errichtet. Sie sind zusammengefallen, aber man erkennt noch gut die Art der Anlage. Eine Strecke weit ins einstige Stadtinnere hinein liegen große Steine verstreut, dann beginnt die umgepflügte schwarze Erde. Wahrscheinlich hat die Häuptlings- oder Königsburg in der Gegend des großen Tores dem Hafen zunächst gestanden. Der große Ringwall auf der Felshöhe war nur Zufluchtsort für den Fall der äußersten Verteidigung.

Wir streiften durch den Wald, dessen Millionen zierlicher Blätter im leuchtendsten Farbenschmuck des Herbstes der Wind leise bewegte — viele lagen schon als ein gelb und braun gesprenkelter Teppich auf den Boden gebreitet — und sprachen davon, wie es einstens hier war. So weit das Auge zwischen den weißen Stämmen vorwärts dringen konnte, hoben sich nach allen Seiten hintereinander die Grabhügel, große und kleine, wohlerhaltene und zerstörte oder eingesunkene. Gemeines Volk ist hier nicht begraben worden, sondern unter jedem Hügel schläft ein Freier und Großer aus dieser nordischen Welt, oder sein Weib, sein Kind. Das Gold, das sich der Wiking im Lösegeld der westfränkischen Könige, in der Beute von Köln oder Worms, im Solde des Kaisers von Konstantinopel gewann, in Armringe, Spangen und Diademe umgeschmiedet liegt es hier unten in den Gräbern, und die Birken von Björkö grünen seit tausend Jahren darüber.

Als die Seekönige von Birka mit ihren Gefolgsmannen und Handelsleuten auf Beute, Sklavenjagd und Eroberung über die Ostsee fuhren, da hatte niemand eine Vorstellung davon, daß aus ihren Zügen viele Jahrhunderte später ein Weltreich hervorgehen sollte. Dieser germanische Norden hat durch die Warjagerfaust der gestaltlosen Welt der Ostslawen die erste feste Form gegeben, und eine ähnliche Wirkung ist von der norwegischen Gegenküste der Halbinsel auf das angelsächsisch-keltische Britannien ausgegangen. Nördlich von Björkö an einer tiefen Bucht des Mälarsees liegt Sigtuna, das nach Birka der schwedische Königssitz wurde. Sigtuna zeigt nicht mehr Baureste aus formlos getürmten Steinen, sondern Ruinen von Mauern und festen Kirchen aus behauenen Quadern. Diese Bauwerke sind so deutlich den ältesten Normannenbauten am Kanal verwandt, und die Münzfunde weisen auf so enge Beziehungen zwischen Schweden und England um die Zeit der normannischen Eroberung hin, daß der Schluß naheliegt, auch

die schwedischen Normannen müßten zu den aufbauenden Elementen des normannischen England gehört haben.

Welch ein Empfinden ist es, heute im Weltkrieg, wo England und Rußland sich zur Vernichtung der germanisch-deutschen Vormacht verschworen haben, auf dem Boden zu stehen, von wo ein Jahrtausend zurück die Kräfte zu den Anfängen jener Staatenbildung ausgegangen sind! In Petersburg und in Kijew gedenkt man der Entstehung Rußlands zwischen den Strommündungen der Newa und des Dnjepr. Diese Flußlinie war aber nur das Mittelstück des größeren und weltgeschichtlich sehr viel wichtigeren Weges von der Mälarmündung zum Bosporus. Als Birka verlassen wurde und Sigtuna aufkam, bändigten die Kaiser von Konstantinopel die Normannenfürsten in Kijew durch die griechische Taufe. Liutprand von Cremona ging damals als Gesandter des deutschen Königs und römischen Kaisers nach Byzanz, um durch eine Brautwerbung die Ebenbürtigkeit des neuen „römischen" Reichs mit dem alten zur Anerkennung zu bringen. Das war die erste Beziehung Deutschlands nach der Stadt am Bosporus. Welch ein Lauf der Ereignisse von jenen Tagen bis auf unsere! Wahrlich, nie hat ein Platz so sehr den Namen der Schicksalsstadt verdient, wie Konstantinopel.

Aus dem fernsten Norden zieht dieser Platz die Warjager an sich und wird die Ursache zur Gründung Rußlands. Neunhundert Jahre dauert es, bis Rußland auf dem Wege über sein normannisches, tatarisches, moskowitisches und petrinisches Zeitalter dahin gelangt, als einheitlich organisierter Staat das ganze weitgedehnte Flachland zwischen dem Weißen und dem Schwarzen Meer, dem Ural und der Ostsee zu füllen. Je näher es diesem Ziele kommt, desto stärker wird sein Bestreben, auch die Meerespforten, die von den russischen Randmeeren in die Gewässer des Weltverkehrs hinausführen, in seine Hand zu bekommen. Unentwickelt und ungefüge, wird die russische

Masse dennoch in das mächtige, strömende Getriebe der modernen Zeit hineingezogen, in der Weltwirtschaft und Weltpolitik in unauflöslicher Verschlingung miteinander verbunden sind. Das geschichtliche und das religiöse Ideal, der Machthunger und zuletzt mit durchaus entscheidendem Druck die wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten, sie drängen die russische Politik immer unausweichlicher dahin, daß sie den Entscheidungskampf um die Meerengen aufnimmt.

Deutschland sinkt von den Tagen des weltherrschenden Kaiserideals der Ottonen, der Franken und Staufer in fünfhundertjährige Erniedrigung und Machtlosigkeit hinab. Als der byzantinische Kaiser Isaak Angelus den Hohenstaufen Heinrich VI. gegen seine Widersacher um Hilfe bat, da stellte jener dafür die Bedingung, alles Land zwischen Durazzo und Saloniki müsse von der Herrschaft des östlichen unter die des westlichen Kaisertums übergehen. Die Grenze des römisch-deutschen Reichs von der baltischen Bernsteinküste bis Thessalonich! Ein halbes Jahrtausend später hatte Peter der Große Estland und Livland erobert und bemühte sich, für diese Länder, die doch lange genug zum Römischen Reich Deutscher Nation gehört hatten, gleich den übrigen auswärtigen Potentaten, die Reichsgebiete im Besitz hatten, als Reichsfürst anerkannt zu werden. Vergeblich; in Deutschland hatte man die alte Reichsgrenze in Nordeuropa ganz und gar vergessen.....

Wie gut liegt diese Granitkuppe mit dem Kreuz, mitten in der hellen Fläche des Mälar, über dem Ringwall von Birka und den Wikinggräbern im Weiß und Gold der herbstlichen Birken, um hier über Weltgeschichte und Weltpolitik nachzudenken! Wie ähnlich hat sich Rußlands und Deutschlands Lage für die Weltzukunft gestaltet, und wie fest ist das Schicksal beider, der tatarisch gewordenen germanischen Nordlandsgründung und des deutsch gebliebenen Herzens von Europa, in den Knoten verstrickt, der um Konstantinopel geschürzt ward! Deutschland ist weltwirtschaftend geworden und kann nicht mehr

leben ohne den freien Zugang zum Weltmeer. Vor das Weltmeer aber legen sich ihm die englischen Riegel und Schlösser. Es will sich zu einer kräftigeren und höheren Einheit mit Altösterreich und Ungarn zusammenschließen, aber auch südlich der Alpen führt der Weg aus den Häfen in geschlossene Meere unter dem Machtgebot Englands. Das englische Siegel liegt auf den Ausgängen der Nordsee, es liegt auf Gibraltar, es liegt auf Suez! Gewaltig muß unsere Politik sich emporschwingen, um für Deutschlands staatliches und wirtschaftliches Weiterleben wirkliche Freiheit zu gewinnen. Neue politische Begriffe müssen hier entstehen. Von dem mitteleuropäischen Block muß eine feste Brücke nach der Ländermasse des Orients gebaut werden.

So lebhaft, wie noch nie, ist mir hier auf Björkö der Tag in Erinnerung gekommen, da ich zum erstenmal vom Marmarameere her an Konstantinopel heranfuhr, das Schloß der sieben Türme, die Sophia, den Bahnhof der Bagdadbahn erblickte und mir sagte: wird Rußland dort Herrscher, teilen sich Rußland und England in den Orient, dann ist die Zukunft Deutschlands in der Welt dahin! Rußlands Lage aber ist, nur in vergrößertem und verschlimmertem Maße, dieselbe, wie die Deutschlands. Deutschland sieht das Ziel, auf das es seine Politik und seinen Krieg hinsteuern muß. Es sieht, wie auch der Orient sein Dasein nur erhalten kann, wenn er dem Bündnis gegen die beiden Weltwürger und Weltverschlinger, Rußland und England, beitritt. Wir für den Orient und der Orient für uns! Orient und Mitteleuropa geeint auf der syrischen Wacht gegen Ägypten. Da wird der Riese England gezwungen, die Welt auch den anderen freizugeben. Rußland sitzt hinter der Sperre des Eises, den weiten Entfernungen, den dänischen und türkischen Engen. Es braucht nicht bis ans Weltmeer zu gelangen; ihm würde es genügen, von der Gefahr des Eingeschlossenseins befreit zu sein. Jahrhundertelang hat es den Bosporus und die Sophienkuppel im Auge

gehabt; mancher Sprung ist ihm geglückt, um sich dem Ziele zu nähern. Andere waren vergeblich, mußten zurückgetan werden, aber immer hieß der Trost: Rußland kann warten, seine Politik geht durch die Jahrhunderte und hat am Ende doch nur Gewinn zu buchen.

Da, mit wachsendem Schrecken, gewahrte man in Rußland, daß auch wir nach Konstantinopel strebten. Kein Russe wird je begreifen, daß unsere Lebensnotwendigkeit uns dorthin treibt und daß wir im Gegensatz zu der russischen Politik die Türkei nicht beseitigen, sondern halten wollen. Nur mit ihrer Hilfe sind wir imstande, an den Druckpunkt zu gelangen, wo wir England nötigen können, daß es unsere Rechte in Weltwirtschaft und Weltpolitik so anerkennt, wie wir es brauchen. Das englische Weltreich mag leben und blühen, nur soll es uns nicht die Lebensluft und die Möglichkeit zur Entfaltung rauben. Freiwillig wird es aber nie davon abstehen. Der Weg, es zu zwingen, geht über den Orient. Die Brücke zwischen dem Orient und Mitteleuropa wird zwei Bögen haben, den einen von Belgrad bis Sofia, den anderen von Sofia bis Konstantinopel. Der Mittelpfeiler ist der Balkan. Alles, was hinter dieser Brücke liegt, entschwindet uns, wenn Konstantinopel russisch wird. Wie aber soll Rußland dulden, daß Mitteleuropa und der Orient sich zusammenschließen? Wie kann es russische Weltpolitik geben, ja auch nur rücksichtslose russische Großmachtpolitik, wenn das Einverständnis zwischen den Türken und den europäischen Zentralmächten jeden Augenblick den Bosporus für Rußland schließen kann? Heute sind die Meerengen nichts anderes, als die Mündung des wichtigsten russischen Hafenbeckens, dem zu mehr als zwei Dritteln der Strom des seine Märkte suchenden russischen Getreides zufließt. Auf der Kornausfuhr ruht das ökonomische Dasein des russischen Staats. Wie furchtbar ist die Erfahrung, die Rußland im Weltkriege gemacht hat, daß es kein Getreide hinaus-, kein Kriegsmaterial hineinschaffen konnte! In der Ostsee ist die deutsche Seemacht über-

legen und schließt die Belte. Im Eismeer sperrt der Frost zweihundert Tage im Jahr die Fahrt. Die Schlüssel des Bosporus hält der Türke, und der Türke ist nicht mehr allein, sondern Mitteleuropa stärkt ihm den Arm. Jeder uns gefährliche Zug der russischen Politik kann, sobald erst die Orientbrücke steht, mit der Schließung der Meeresstraße beantwortet werden, durch die hindurch die stärkste Ader des russischen Wirtschaftslebens schlägt. Und wir können doch nichts daran ändern, könnten es selbst dann nicht, wenn wir jede Möglichkeit suchen wollten, es zu tun, denn es wäre unser eigenes politisches Lebensblut, mit dem wir den unversöhnlichsten unter unseren Feinden nährten!

Was wird Rußland tun? Ein Ausweg bleibt ihm hier im Norden. Es wird das Land verschlingen wollen, von dem seine Gründer gekommen sind. Die schwedische Seele ist abwechselnd kühn und matt. Einmal türmt dies Volk Riesenquadern für den Bau der Geschichte aufeinander, und dann legt es sich für Jahrhunderte zur Ruhe. Die Wikinger von Birka, die Warjager in Rußland, die Wasakönige, zuletzt Karl XII. — welche Monumentalschrift haben sie in der Historie geschrieben, und wie steht ihre Schrift vor unseren Augen! Dazwischen und darnach hörte man nicht viel von Schweden. Erst jetzt wächst dort wieder eine junge Richtung heran, die Schüler Hjärnes, die von neuem imstande sind, schwedische Größe von einstmals als gewärtig lebendige Kraftwirkung zu empfinden. Die Generation vorher in Schweden wußte aber noch nichts davon — und sie gerade regiert das Land.

Rußland wird durch Schweden und Norwegen an den Ozean zu brechen versuchen, wenn sich der Bosporus ihm schließt. Wir an unserem Teil werden doch später oder früher erkennen, daß es für uns nur die eine Wahl gibt, dem Moskowiter botmäßig zu werden oder die Zukunft der europäischen Kultur von ihm zu befreien. Um Schweden

aber wäre es schade, wenn es für die Erkenntnis, welch ein Gewicht in die Schalen der Weltgeschichte zu werfen es heute wieder einmal imstande ist, so lange blind bliebe, bis nichts mehr davon abhängt, ob es noch sehend wird oder nicht. Es wird kein anderer Weltenlauf davon kommen, wenn seine Augen geschlossen bleiben, aber es wird eine stolze und große Erinnerung Schwedens weniger sein. Das zu sagen, werden mir meine schwedischen Freunde nicht verwehren, denn sie haben mich gelehrt, daß ich recht habe, wenn ich es sage.

Was heißt denn Klugheit und was Unverständnis im politischen Urteil? Klugheit ist, aus Geschichte und Gegenwart heute schon zu erkennen, was der Philister erst morgen zu erfassen imstande ist! Dazu sind Kurszettel, Zensurstift oder Direktoriumssitzungen schlechte Gehilfen, denn für sie ist alles heute groß und alles Morgen klein. Die Kunst ist, das Morgen heute schon so groß zu sehen, als ob es heute wäre. Morgen werden auch die Kannegießer wissen, daß es kein anderes Ende für den Kampf im Osten geben kann, der mit diesem Weltkrieg begonnen hat, als die Auflösung des russischen Imperiums! Morgen wird es kein Verdienst mehr sein, zu wissen, daß es unsere Sendung ist, vom Eismeer bis zum Pontus herab Freiheit vom Moskowiter all den Völkern zu bringen, die durch ihre Natur und Geschichte in die Kulturgemeinschaft von Mitteleuropa hineingehören oder sonst an ihr teilzunehmen imstande sind: Finnländer, Balten, Esten, Letten, Litauer, Polen, Ukrainer, Rumänen. Das subgermanische, das westslawische, das ukrainische Zwischenland zwischen Europa und Moskowien als ein Feld mitteleuropäischer Zukunft — heute sind das noch Utopien für die Rußlandgläubigen aus Geschäftsrücksichten oder schwachmütiger Überzeugung. Morgen aber werden auch diese Leute über Rußland so weise sein, wie es heute jeder Bürger über den Orient ist.

Ich sehe von der Burghöhe von Birka auf den hellen Spiegel

des Mälarsees und denke an die Zeit vor zehn oder fünfzehn Jahren, als die Leute nichts davon glauben wollten oder sich wegen Geschäftsstörung ärgerten, wenn man ihnen sagte: die Eisenbahn nach Ägypten wird vielleicht einmal gut dazu sein, den englisch-deutschen Krieg zu entscheiden! Davon redet heute jedermann wie von einer nie bezweifelten Sache — die etwas Unterrichteteren seit einem Jahr, die ganz Langsamen seit einem viertel oder halben — und wenn wieder die normale Mindestzeit vergangen sein wird, die dazu erforderlich scheint, um aus einem weisen Mann von heute einen Klugen von morgen zu machen, dann wird auch jedermann wissen, was es mit dem Rußland ist, dessen Anfang vor tausend Jahren von diesen Küsten kam.

Ich weiß nicht, ob Männer bei uns im Regiment sitzen, die mit Bewußtsein den Hergang verfolgt haben, wie sich der Durchstich der Landenge von Suez allmählich in seinen Folgen für England als das Verhängnis der Angreifbarkeit zu Lande offenbart hat, für Deutschland aber heute als die Öffnung des Weges unter die Weltvölker. Ich weiß nicht, ob man bemerkte, wie der Schwerpunkt der agrarischen Ausfuhrproduktion in Rußland durch die Erbauung der Eisenbahnen im Schwarzerdegebiet nach Süden rückte, und wie dadurch der letzte, entscheidende Anstoß für den Entschluß vorbereitet wurde, Konstantinopel durch den Marsch nach Berlin und Wien zu erobern. Wenn man es bisher aber auch nicht gemerkt haben sollte, so ist es doch heute deutlich genug, daß wir gegenüber England einen Punkt haben, wo der Hebel angesetzt werden kann, um für die Zukunft brauchbare politische Beziehungen zu schaffen — daß wir aber für Rußland uns als die Vollstrecker eines geschichtlichen Urteils begreifen müssen. Es ist zwar wieder kein Argument für den Aufsichtsratsstandpunkt, und auch der Routinediplomat wird nichts damit anzufangen wissen, wenn man ihm sagt, daß die Russen die einzige große Nation sind, die in tausend Jahren

schlechthin keine Leistung zustandegebracht hat, mit der sie sich für die moralische oder materielle Kultur der Menschheit unentbehrlich gemacht hätte! Für das historische und damit in höherem Sinne auch für das politische Urteil ist damit aber genug gesagt, wo es sich um die Frage handelt, ob wir das Recht haben, deutsche Zukunft gegen russische, deutsche Weltpolitik gegen russische zu setzen!

Das ist das Größte, was ich von den Stunden an der Geburtsstätte der russischen Weltmacht mitnehme. Die Wellen des Mälar kommen gezogen und rollen an den Strand der Insel, von wo die Wikinger nach Gardarike fuhren — so nannten sie Rußland, das Reich von Nowgorod. Die Zweige der Birken wiegen sich und rauschen über den dreitausend Hügeln, die decken, was einst stolz und groß in Birka war; der Wind führt jagend die grauen Wolken am nordischen Herbsthimmel über Fels und See — was raunt und rauscht und braust in Welle, Birke und Wind? **Gezählt, gezählt, gewogen und zerteilt die Moskowiterherrschaft, und Deutschland, es wird der Unterdrückten Befreier vom Zwang der tartarischen Knechtschaft!**

Friedrich Naumann

Von Vaterland und Freiheit

Dieser einige Monate vor dem Kriege erschienene Auswahlband faßt das Wesentlichste von dem, was Friedrich Naumann bis dahin über politische, wirtschaftliche und menschliche Dinge geschrieben hatte, zu einem einzigen markanten Werke zusammen. Rudolf Sohm hat einmal von Friedrich Naumann gesagt, er habe „mit weit vernehmbaren Hammerschlägen neue Thesen an das Tor des Deutschen Reiches geschlagen". Es wird schwer sein, Schöneres und Wahreres über ihn zu sagen, und es darf ausgesprochen werden, daß es ein nicht geringer Teil des Kerns der Nation und ihrer Zukunft ist, der Naumann als seinen Repräsentanten empfindet. Dieses Buch aber hofft, weit herum zu kommen in deutschen Landen und alle die zu erreichen und zu erfreuen, von denen Naumann einmal sagt: „Es gibt ein neudeutsches Volk, das seine Zukunft erst noch vor sich sieht. In allerlei Schichten und Berufen leben Männer und Frauen, die sich dem neuen Zeitalter nicht im Trauergewand nahen, sondern einen Glauben haben an die Vernunft, die auch in den wirtschaftlichen Dingen ist."

Eine Mark 80 Pf.

Der deutsche Gedanke

von Paul Rohrbach

Paul Rohrbach zu verlegen wird an sich stets eine Freude sein. Sein Buch vom „Deutschen Gedanken in der Welt" aber verbreiten zu dürfen, ist wohl mehr wert als das: Ist doch dies Buch eins der seltenen Bücher geworden, welche die Gesamthaltung eines Volkes, einer Generation wesentlich mit beeinflussen. Man hat die Schrift „ein großes Kulturbekenntnis des Deutschtums" genannt, oder „das Buch, das den Deutschen lehren kann, weltpolitisch zu denken". Mit jenen politischen Flugschriften, die heute beachtet und morgen vergessen sind, hat das Buch nichts gemein. Ein herber Tatsachensinn geht durch das ganze Buch. Rohrbach ist ja einer der wenigen geschichtlich und politisch gebildeten Deutschen, die sich eine intime Weltkenntnis erworben haben.
„Jedesmal" — schrieb der „Ostasiatische Lloyd-Shanghai" — „jedesmal packt Rohrbach, das wissen seine Zuhörer in Ostasien aus verflossenen Jahren, aber noch nie hat er so mit seinem Herzblut geschrieben". Daß auch gebildete Frauen das Buch zu lesen hätten, sei betont. 120. Tausend.

Eine Mark 80 Pf.

Die Weltgeschichte
Paul Rohrbachs:

Niemand hat je kondensierter Geschichte geschrieben als Rohrbach auf den dreihundert Seiten seiner in den „Blauen Büchern" erschienenen „Geschichte der Menschheit". Diese Kondensierung ist die Stärke des Buches. Durch sie werden die großen Zusammenhänge alles Geschehens merkwürdig deutlich: Das Steigen und Sinken der Völker wird nicht gelesen, sondern erlebt. Ein ganz neues Geschichtsgefühl ist das Ergebnis, mag man vorher viel oder wenig historische Einzelkenntnis besessen haben. Das Buch beginnt in prähistorischer Zeit und endet in der Gegenwart. Manch' neuer Gedanke ist ausgesprochen, und Ergebnisse der jüngsten Forschung sind erstmalig für die breitere Öffentlichkeit verwertet. Beispielsweise die überraschenden Resultate, zu denen Delbrück in seiner „Geschichte der Kriegskunst" kommt. Oder der Gedanke v. Richthofens: Iran als Wiege — wenn auch nicht der Menschheit, so doch der historischen Völker — anzusprechen. Ein Gedanke, den der verstorbene große Geograph wohl nur im privaten Gespräch, nicht aber öffentlich aussprach, dessen Wahrscheinlichkeitsnachweis aber von klarer Einfachheit ist.

Eine Mark 80 Pf.

Die Schöne Heimat

Bilder aus Deutschland

Das Buch ist ein frei gebundener Blumenstrauß. Kein methodisch geordnetes Herbarium. Es möchte zum Herzen sprechen, nicht zum Verstande. In 144 großen, auserlesenen Bildern wird Deutschland in der unerhörten Vielseitigkeit seiner Landschaft, seiner Stadtbilder, seiner Bauten angedeutet. Das Große und das Kleine, das Stolze und das Schlichte, das Bekannte und das Unbekannte — der Norden, der Süden, der Osten und der Westen: das alles findet sich und bindet sich im Buche zu einer Einheit zusammen! * Die Grenzen des Deutschen Reiches vor dem Kriege begrenzen auch den Inhalt des Buches. Im ganzen sind gewiß über 70000, vielleicht über 80000 Aufnahmen für das Buch gesichtet und geprüft. Und hinter manchem einzelnen Bilde, das sich jetzt so selbstverständlich und einfach im Buche ausnimmt, stehen wochen-, ja monate-lange Bemühungen. Mag aber hier und da das fertige Buch für Jemanden eine ähnliche Freude sein, wie es das entstehende für den Verleger war. Das Schönste jedoch wäre, wenn das Buch denen zusagen würde, die ihre und unsere Heimat verteidigt haben. Auch sende man das Werk Freunden und Verwandten in Übersee.

Eine Mark 80 Pf.

Das
alte Deutschland
in den „Blauen Büchern":

Deutsche Dome
*
Deutsche Burgen
*
Große Bürgerbauten
*
Deutscher Barock
*
Deutsche Plastik
des Mittelalters
Maria im Rosenhag
Madonnenbilder

In Vorbereitung:
Türme, Tore, Brunnen
Das Bild der Väter

„Die Bücherecke"
Inh. Else von Zander
Leihbücherei
Berlin - Charlottenburg 5
Fritschestraße 17
L 3067 -1.5

BOUND BY
HNM